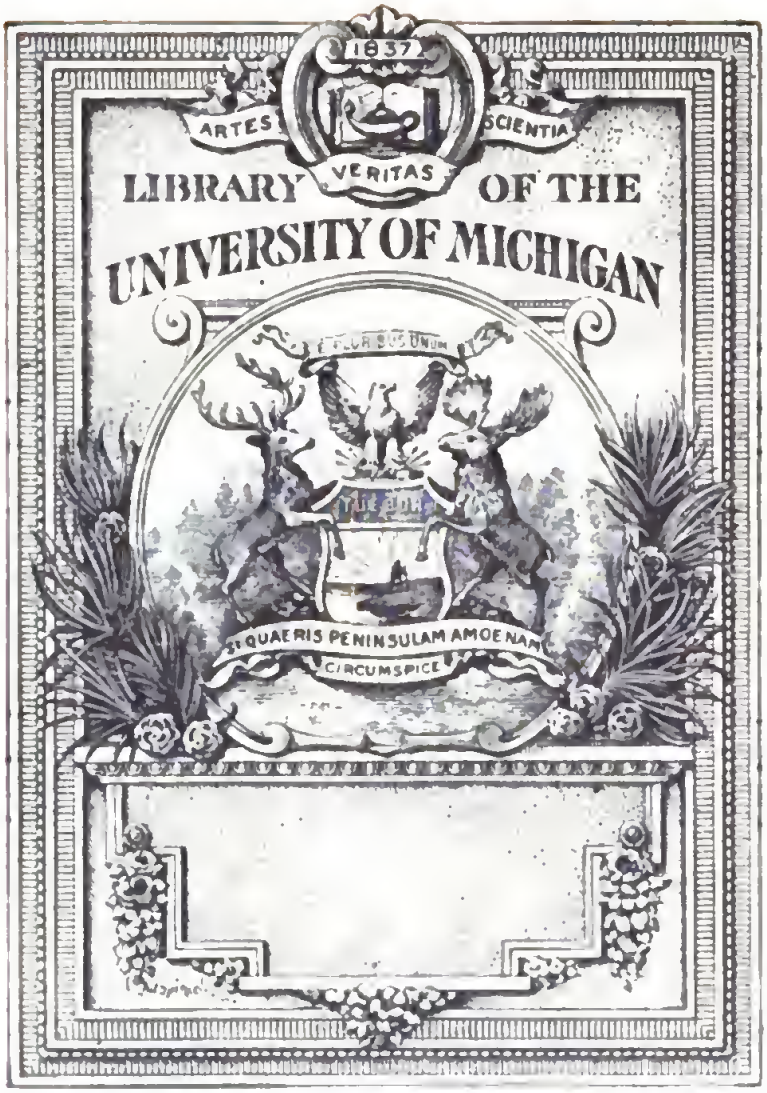
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz.

Digitized by Google

830.6
B58

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Neunter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des neunten Bandes.

	Seite
Böse Mächte. Roman von C. Wild (Fortsetzung) . .	5
Ein kurzer Traum. Novelle von L. Haidheim . .	112
Eine stürmische Jugend. Aus den Erlebnissen eines berühmten Mannes. Von Th. Winkler	179
Auf dem Lord-Mayors-Bankett. Skizze aus England. Von Wilh. F. Brand	194
Unser Garten und seine Geschichte. Kulturhistorische Skizze. Von A. Gröning	204
Der Brand einer Weltstadt. Historische Skizze. Von P. Schwanfelder	216
Unsere Frühlingsboten. Beitrag zur Naturgeschichte der Schwalben. Von L. Haschert	227
Mannigfaltiges:	
Eine Audienz bei Papst Leo XIII.	240
Ein braver Mann	244
Wie sich die Wilden schmücken	246
Die heutigen Pagen am preußischen Hof . . .	251
Eine seltsame Petition	252
Von den Spielhöllen 2c.	254
Die Gefahren der Ehelosigkeit	255
Die Farbe der Augen	256
Ein Fürstenwort	256
Fataler Irrthum	256

Digitized by Google

Böſe Mächte.

Roman

von

C. Wild.

(Fortſetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Graf Stettenheim ſtand ſtumm und ſtarr der glänzenden Erſcheinung der Sängerin gegenüber. Wie zu einem Feſte hatte ſie ſich geſchmückt, die raffinirteſten Künſte anwendend, um das Bild ihrer Schönheit in einem derſelben würdigen Rahmen zu faſſen.

Ein langes purpurrothes Sammtgewand umgab die ſchöne, ſchlanke Geſtalt; als hätten dieſe vollen, weichen Formen einen glänzenden Sonnenſtrahl feſtgehalten, ſo ſchimmerte ihr dunkles Kolorit aus dem leuchtenden Purpurgewande hervor, das die klaſſiſch geformten Arme, den ſtolzen, herrlichen Nacken freigab. Das prachtvolle blauſchwarze Haar war kronenartig aufgeſteckt, und blitzende Brillantſterne warfen ihren leuchtenden Schein über Danilla's ſanftgeröthetes Geſicht.

Mit feuchtglänzenden Augen, mit verlangend geöffneten Lippen trat ſie näher.

„Eugen, Geliebter," hauchte ſie, „ich komme ſelbſt, ich kann es nicht ertragen, Dich zürnend zu wiſſen, o, ſei wieder gut!"

Sie lehnte ſchmeichelnd ihr ſchönes Haupt an ſeine Schulter; er rührte ſich noch immer nicht.

„Sei gut, ſei gut,“ fuhr ſie in beſtrickenden Tönen fort, „ſieh', ich liebe Dich ſo unendlich, was kümmert uns die Welt, laß' uns in unſerer Liebe glücklich ſein.“

Ein Schauer flog durch ſeinen Körper, aber er antwortete noch immer nicht.

„Eugen, Du Einziggeliebter,“ begann ſie in dringendem Tone, „Du wirſt doch nicht an die Verleumdungen glauben wollen, die boshafte Menſchen über mich ausgeſprengt haben — Du ſollteſt mich doch beſſer kennen, Geliebter.“

Jetzt drängte er ſie ſanft, jedoch entſchieden von ſich. „Was ſoll das heißen?“ frug er rauh; „warum haſt Du Dich vertheidigt, ehe ich Dich angeklagt. Wenn Du ſtets wahr und offen gegen mich geweſen biſt, ſo war dies nicht nöthig.“

Er hatte ruhig und feſt geſprochen, aber ſie ſah doch, daß ſeine Lippen bebten und die ſtolze Geſtalt ihre ſichere Haltung verloren hatte.

„Warum, warum,“ wiederholte ſie, „warum? Weil ich Dich liebe, weil ich den Gedanken nicht ertragen könnte, mich von Dir verkannt zu wiſſen, auch nur einen Tag, eine Stunde lang.“

Sie hatte ſeine Hand erfaßt und ſah ihm flehend in die Augen.

In das bleiche Geſicht des Grafen ſtieg eine leiſe Röthe, aber ſein Blick blieb ernſt wie zuvor.

„Danilla,“ ſagte er, und man hörte es an dem Tone

seiner Stimme, welch' heißer, heftiger Schmerz sein Inneres durchbebte, „Danilla, das Weib, das ich zu meiner Gattin mache, dem ich meinen Namen gebe, muß rein und frei von Trug und Sünde sein. Es muß Eins sein mit meinem Denken und Fühlen, nur für mich leben, mir Alles, Alles sein!"

„Geliebter!"

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Laß mich ausreden! Ich liebte Dich, Du erschienst mir als das beste, herrlichste Weib, das der Himmel je geschaffen, gleich vollkommen an Geist und Körper, als an Herz und Seele. Kein unedler Gedanke, so glaubte ich, hatte jemals Deine Seele befleckt, wie in einem offenen Buche, so däuchte mir, war es mir vergönnt, in Deinem Innern zu lesen. Dein Brief hat mich eines Anderen belehrt. Du suchtest Dich mit wilden, leidenschaftlichen Worten vor mir zu rechtfertigen, und daß Du eben so vieler Worte dazu brauchtest, das nahm die Binde von meinen Augen. Das Weib, das ich liebe, muß ohne Makel, ohne Tadel in Aller Augen dastehen, ein Wort, ein Blick von ihr muß genügen, um jede Verleumdung verstummen zu machen. Was hast Du gethan? Kennst Du noch den Wortlaut des Briefes, den Du mir schriebst — diese Bitten, Klagen, Betheuerungen, hattest Du dies Alles mir gegenüber nöthig? Bevor ich Deinen Brief empfing, würde ich Dich gegen die ganze Welt vertheidigt haben — jetzt kann ich es nicht mehr — es ist eine Saite in meinem Herzen gesprungen, die Harmonie unserer Seelen ist zerstört für immerdar."

„Eugen," hauchte sie tonlos, mit erbleichenden Wangen.

„Danilla, ſieh' mich an — ſprich kein Wort, laß mich nur in Deinen Blicken leſen, ob Du mich hintergangen und getäuſcht haſt. Du zitterſt, Du erbleichſt? — Weib! — Es iſt alſo wahr — wahr, das Gerücht hat nicht gelogen — ich habe meine beſten Gefühle an eine Betrügerin verſchwendet?"

Danilla ſtieß einen wilden Schrei aus und ſank vor ihm in die Kniee.

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich ja," ſchrie ſie mit gerungenen Händen, „aus Liebe zu Dir habe ich gefehlt, geſündigt, Dich in dem Glauben beſtärkt, ich ſei Dir gleich an Geburt und Rang — o, wie kleinlich, wie ſchwach iſt Deine Liebe zu mir, daß Dich die Entdeckung, ich ſei ein Kind des Volkes, keine Dir Ebenbürtige, ſo entſetzen, ſo hart und fühllos machen kann! Iſt was die Liebe, die Alles bewältigende Liebe, die ſich an Standesrückſichten bindet und nach dem Stammbaum der Geliebten frägt, iſt —"

„Halt ein," unterbrach er ſie, ſie mit ſtarker Hand emporziehend, „halt ein, und läſtere nicht weiter. Das iſt es nicht, ich frage nicht nach Rang und Titel — die arme, namenloſe Künſtlerin wäre mein Weib geworden, denn ich verlangte nur Treue und Reinheit des Herzens. Die Lügnerin, die Betrügerin aber, die ſich mit einem erborgten Namen ſchmückt, die ihre eigene Mutter als Dienerin an ihrer Seite leben läßt, die wird es nie, nie!"

Ein dumpfes Stöhnen entrang ſich ihrer Bruſt. Sie warf ſich auf's Neue zu ſeinen Füßen und umklammerte ſeine Kniee.

Digitized by Google

„Ich kann nicht von Dir laſſen," rief ſie jammernd, „ich kann es nicht, nein, ich kann es nicht! Eugen, Geliebter, verſtoße mich nicht, vergib, vergib! Du ſiehſt meine Reue, meinen Schmerz, vergib, o vergib!"

„Nie! Das Weib, das nur darnach ſtrebte, Gräfin zu werden, das kein unlauteres Mittel ſcheute, um zum Ziele zu gelangen, dieſes Weib hat jeden Werth für mich verloren — geh' — wir ſind zu Ende!"

Sie ging nicht, jammernd und flehend lag ſie zu ſeinen Füßen, bettelnd um ein gütiges Wort, einen freundlichen Blick.

Vergebens! Vergebens!

Graf Eugen blieb kalt und ſtumm.

Halb ſinnlos vor Schmerz, Zorn und getäuſchter Erwartung erhob ſich die ſchöne Danilla aus ihrer bittenden, demüthigen Stellung. Noch blieb ihr ein Mittel, und auch dieſes wollte ſie nicht unverſucht laſſen.

Aus den Falten ihres Gewandes einen Dolch hervorziehend ſagte ſie mit blitzenden Augen: „Gut denn, da Du nicht für mich leben willſt, ſo will ich für Dich ſterben."

Sie hob den blinkenden Stahl, da faßte des Grafen Hand die ihre, und nach kurzem Ringen war die Waffe in Stettenheim's Beſitz.

„Sterben willſt Du," ſagte er, und jeder Ton kam ziſchend und keuchend aus ſeiner mächtig arbeitenden Bruſt, „ſterben, nein, das ſollſt Du nicht! Du wirſt noch andere Thoren finden, die in dem ſchönen Körper eine ſchöne Seele ſuchen und ſich täuſchen werden. Sterben, ſterben

ſollſt Du nur in meinem Herzen, ſo wie Du hier auf dieſer Leinwand ſtirbſt."

Er trat vor Danilla's Bild, und mit einem ſicheren, ſcharfen Schnitte hatte er es mitten entzwei geſchnitten. Das Bild, an dem er noch vor Kurzem mit ſo viel Hingebung und Liebe gemalt hatte, war vernichtet, zerſtört für immer.

Bleich und bebend hatte die Sängerin ſeinem Beginnen zugeſehen. Ihre flammenden Augen bohrten ſich förmlich in das finſtere Antlitz des Mannes, deſſen Liebe ſie in dieſer Stunde verloren hatte. Alſo doch! Es war ein hoher Preis, um den ſie gekämpft, und ſie hatte ihn verloren!

Und während ſie ſo daſtand, bleich, bebend, mit zuckenden Lippen, vollzog ſich eine ſeltſame Wandlung in ihrem Herzen.

Sie hatte geglaubt, im Vollglanze ihrer berückenden Schönheit nur vor ihn hintreten zu dürfen, um dieſen Mann ihrem Willen gefügig zu machen, ihn auf's Neue, ja noch feſter an ſich zu ketten. Statt deſſen war ſie von ihm verſtoßen, gedemüthigt, in den Staub getreten worden.

Der Zauber ihrer Schönheit war dahin, ſeit ſie ſchuldbewußt vor ihn getreten, die Lügnerin war ſeinem Herzen fremd geworden.

O, über die Strenge dieſes Mannes, der auf ſeine eigene Unfehlbarkeit ſtolz, ſie ſo hart, ſo grauſam von ſich ſtoßen konnte! Wohl, ihre Liebe war nicht frei von Berechnung und Ehrgeiz geweſen, aber ſie hatte ihn doch

Digitized by Google

geliebt, wie noch nie zuvor Jemand, und dieſe Liebe der ſchönen, gefeierten Künſtlerin hätte doch ſo viel Werth für ihn haben ſollen, um das, was ſie gefehlt, mit dem Schleier der Vergeſſenheit zu überdecken.

Sie richtete ſich ſtolz empor, und ein kaltes, hartes Lachen kam von ihren Lippen.

Welch' ein Vandalismus, dieſes Kunſtwerk zu zerſtören, das ihre Züge in ſo wunderbarer Lieblichkeit wiedergegeben hatte! Ihre Eitelkeit fühlte ſich verletzt, gekränkt, und je länger ihr Auge auf dieſem bleichen Männerantlitze weilte, deſto höher ſchlugen in ihrem Innern die Flammen des Haſſes empor.

Ja, ſie haßte ihn nun, ſie haßte ihn, dieſen ſittenſtrengen Mann, dem zu Liebe ſie ſich ſoeben ſo tief gedemüthigt hatte; ſie haßte ihn leidenſchaftlicher, als ſie ihn einſt geliebt, und mit einer wahren Wolluſt weidete ſie ſich an den Qualen, an den Schmerzen, die er um ſie litt.

„Herr Graf," ſprach ſie nun mit volltönender, ruhiger Stimme, „Sie haben jetzt Ihre Rache vollzogen, ſpäter kommt die meinige! Behalten Sie den Dolch als ein Andenken an dieſe Stunde, wir werden uns noch wiederſehen!"

Sie raffte ihren Mantel auf und warf ihn um ihre Schultern, dann ſchlug ſie den Spitzenſchleier ſo dicht um Geſicht und Haupt, daß nur die Augen ſichtbar waren.

„Eines Tages werden wir uns wieder gegenüberſtehen," rief ſie höhnend, dann war ſie verſchwunden.

Der Graf ſah ihr ſprachlos nach. Das alſo war die Liebe, die ſie für ihn gefühlt. Das alſo, das war die

Göttin, zu der er liebend emporgeblickt — das Ideal ſeines Herzens, ſeiner Träume von Glückſeligkeit!

Er ſchleuderte den Dolch weit von ſich und barg das Geſicht in beide Hände; er ſchämte ſich der Thränen, die ihm unaufhaltſam in die Augen drangen, und ſchluchzend wie ein Kind ſank er zu Boden.

Der ſtarke Mann weinte um ſein verlorenes Glück, um das verlorene Vertrauen zu der Reinheit eines Weibes, er weinte über ſich ſelbſt, über ſeine eigene Schwachheit, noch um ein Weib zu trauern, das ſeiner ſo wenig würdig war. Wie öde, wie troſtlos lag jetzt das Leben vor ihm — rings um ihn war es Nacht, tiefſchwarze Nacht!

Er fuhr empor und ſah wild um ſich. Wie trübe ſchienen ihm jetzt die Flammen zu brennen, die noch vor einer Stunde ſo hell das Gemach erleuchtet hatten. Der ſüße Duft des Flieders dünkte ihm widerlich betäubend, mit drückend bleierner Schwere ſenkte es ſich auf ſeine Bruſt herab. „Luft, Luft,“ ſtöhnte er nach Athem ringend.

Taumelnd raffte er ſich auf, um zu dem Tiſche zu gehen, auf dem die Glocke ſtand.

Jetzt ſtand er da und ſtreckte die Hand nach der Glocke aus, da überfiel ihn mit einem Male ein jäher Schwindel, er verſuchte es, ſich am Tiſchrande feſtzuhalten, da verließen ihn ſeine Kräfte.

Einen dumpfen Schrei ausſtoßend, ſank er nieder, bei ſeinem Sturze die ſcharfe Kante des Marmortiſches ſtreifend.

Noch ein leiſer Wehlaut entſchlüpfte ſeinen Lippen, dann war es ſtill, ganz ſtill.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Am nächsten Tage durchlief es wie ein Lauffeuer die Residenz, die schöne Danilla habe ihren Kontrakt gelöst und sei schleunigst abgereist, Graf Eugen Stettenheim liege todkrank darnieder.

Man sprach sogar von einem Selbstmordversuche, den der Graf an sich verübt haben sollte, obgleich der offizielle Bericht lautete, daß Graf Eugen, von einem Schwindel befallen, gestürzt sei, und sich beim Fallen an der scharfen Tischkante schwer verletzt habe. Dieser Bericht war wohl wahrheitsgetreu, aber kein Mensch schenkte diesen Angaben Glauben.

Die Fürstin sah entsetzlich bleich und niedergedrückt aus und war in einer höchst ungnädigen Stimmung; Comtesse Juliane war sofort an das Krankenlager ihres Bruders geeilt, um dessen Pflege zu übernehmen, und Ulrike zitterte und bebte, daß dieses Ereigniß ihren Plänen hinderlich sein könnte.

Doch Fürstin Karoline hielt Wort; Moritz v. Reichstein wurde ihr vorgestellt, und wenige Tage schon nach dieser Vorstellung war er unter das Reisegefolge des jungen Erbprinzen eingereiht.

Das Wetter hatte plötzlich umgeschlagen; den schönen, sonnigen Oktobertagen waren kalte, häßliche Regentage gefolgt; die Reise des Erbprinzen mußte deshalb beschleunigt werden, die nöthigen Vorkehrungen wurden in größtmöglichster Eile getroffen, und begleitet von den heißen Segenswünschen seiner fürstlichen Mutter trat Erbprinz Otto seine Reise nach dem Süden an.

Ulrike sah schweren Herzens den Geliebten scheiden, sie

Digitized by Google

hatte in den letzten Tagen viel von ihrer hoffnungsfreudigen Zuverſicht verloren, und böſe Ahnungen bedrückten ihr ſonſt ſo muthiges Herz.

Reichſtein ſchrieb oft und viel; er hatte es verſtanden, ſich in der Gunſt des Erbprinzen feſtzuſetzen, und auch mit den übrigen Herren der Reiſebegleitung ſtand er auf's Beſte. Ulrike freute ſich, dies Alles zu hören, aber ſo ganz froh und ſorgenlos konnte ſie doch nicht werden.

Der Zuſtand des Grafen Stettenheim beſſerte ſich nur langſam, doch war jede Lebensgefahr vorbei; Comteſſe Juliane weilte indeſſen noch immer bei ihrem Bruder, und die Prinzeſſin Berthilde, die Tochter der Fürſtin Karoline, mußte die ihr liebgewordene Gefährtin entbehren.

Prinzeſſin Berthilde war mit ihrer Couſine ſtets zuſammen geweſen; die jungen Damen waren einander zärtlich zugethan, und die Prinzeſſin hatte die von ihr unzertrennliche Gefährtin anfänglich ſchmerzlich vermißt. Es war daher begreiflich, daß die Prinzeſſin nach anderweitiger Zerſtreuung ſuchte und ſo auch ihre Muſik- und Zeichenſtudien wieder eifriger aufnahm.

Herr Erlberg, der Hofbankier, der ſchon ſeit Jahren mit Sehnſucht auf das kleine Wörtchen „von" zwiſchen ſeinem Tauf- und Familiennamen harrte, hatte einen jüngeren Bruder, der ein bekannter Maler war, und ſeit Kurzem bei ihm in der Reſidenz zum Beſuche weilte.

Als der Bankier von den neuerlich mit ſo viel Eifer aufgenommenen Studien der Prinzeſſin hörte, kam ihm ſofort der Gedanke, ſeinen Bruder als Lehrer der Prinzeſſin an den Hof zu bringen.

Nicht seines Bruders Robert wegen, denn dieser gab nicht so viel auf Fürstengunst, aber er wiegte sich in der Hoffnung, vielleicht dann für sich Vortheil daraus ziehen zu können.

Robert Erlberg lachte seinem Bruder in's Gesicht, als ihm dieser von seinen Plänen sprach.

Er wollte in dem „kleinen, langweiligen Neste", wie er zum größten Entsetzen des Bankiers die Residenz nannte, nur wenige Wochen bleiben, und hatte durchaus keine Lust, während dieser Zeit den devoten, ganz ergebenen Lehrmeister eines stolzen Fürstenkindes zu spielen.

Als er aber Prinzessin Berthilde eines Tages bei einer Ausfahrt gesehen, sträubte er sich nicht mehr so sehr gegen das Projekt seines Bruders, und Herr Erlberg hatte es vermöge seiner einflußreichen Verbindungen bei Hofe richtig bald dahin gebracht, daß dem Maler die Ehre zu Theil wurde, der Prinzessin Malunterricht ertheilen zu dürfen.

Prinzessin Berthilde war eine zarte, blonde Schönheit, mit schmachtenden Vergißmeinnichtaugen und einer sanften, lieblich klingenden Stimme.

Von Natur mit großen Geistesgaben nicht allzu sehr bedacht, und sich dieses Mangels hervorragender Eigenschaften wohl bewußt, hatte sie ein kühles, zurückhaltendes Wesen angenommen, das sie oft stolz und hochmüthig erscheinen ließ, obschon sie es in der That nicht war.

Von dem energischen, entschiedenen Charakter ihrer Mutter hatte die Prinzessin nichts geerbt; sie war von jeher ein sanftes, lenksames Wesen gewesen, das sich dem Willen der Fürstin unbedingt und zu allen Zeiten gefügt hatte.

Digitized by Google

Von ihrer näheren Umgebung wurde die Prinzeſſin geſchätzt und geliebt, für die Menge galt ſie als kalt und unnahbar.

Muſik und Zeichnen waren die einzigen Künſte, in denen es Prinzeſſin Berthilde etwas über die Mittelmäßigkeit gebracht hatte, und jetzt, unter der Leitung eines gediegenen Meiſters, machte ſie in letzterer Kunſt raſche Fortſchritte.

Die Fürſtin war mit dieſen Erfolgen ihrer Tochter ſehr zufrieden, und Herr Erlberg der Aeltere ſonnte ſich mit wonnigem Behagen in den Strahlen der fürſtlichen Gunſt.

Dem Maler lag mehr daran, das Wohlwollen der Prinzeſſin zu ſelbſt erringen, denn vom erſten Momente an hatte er ſich leidenſchaftlich in dieſe ſtille blonde Schönheit verliebt.

Uneingedenk der Kluft, die ihn von der jungen Dame trennte, gab er ſich dieſer Liebe mit dem ganzen wilden Ungeſtüm ſeiner feurigen Künſtlernatur hin, und aus ſeinen dunklen, gluthvollen Augen fiel ein zündender Blitz in die bisher unberührte Seele der jungen Fürſtentochter.

Während draußen der Sturmwind tobte und heulte und dicke Schneeflocken gegen die Fenſterſcheiben warf, ſaß Prinzeſſin Berthilde in ihrem bequem eingerichteten Studirzimmer an der Seite des Mannes, zu dem ſie mit einer Art ſcheuer, inniger Verehrung emporzuſehen begann, und deſſen zuweilen heiß aufflammende Blicke ſie bis tief in die Seele trafen.

In einer Ecke ſaß die alte Kammerfrau der Prinzeſſin,

Digitized by Google

die ſie von ihrer zarteſten Jugend an behütet und gepflegt hatte. Die alte Frau pflegte meiſt zu ſchlummern, und ſah deshalb nichts von dem, was um ſie herum vorging.

Wäre Comteſſe Juliane hier geweſen, ſo würde ſie an dieſen Zeichenſtunden theilgenommen haben, aber Juliane Stettenheim war an das Krankenlager ihres Bruders feſtgebannt und blieb vorausſichtlich noch den ganzen Winter vom fürſtlichen Hofe ferne.

So war denn die Prinzeſſin ſo gut wie allein mit dem Maler, und das Pochen ihres Herzens, die intenſivere Röthe auf ihren zarten Wangen zeigte an, wie gefährlich ihr dieſes Alleinſein zu werden begann.

Die langen blonden Wimpern tief über die blauen Augen geſenkt ſaß ſie da, mit leicht bebender Hand den Stift führend.

Des Malers Auge ruhte mit Entzücken auf den ſanft gerundeten Zügen des reizenden Antlitzes, auf den feinen Konturen des leicht vornüber gebeugten Köpfchens, für welches die üppigen Wellen des blonden Haares faſt zu ſchwer waren.

Einer halbgeöffneten Roſenknoſpe gleich war der kleine blaßrothe Mund anzuſehen, an welchen ſich das weiche, runde Kinn ſchloß — und da, dieſer ſchlanke weiße Hals, durch deſſen feine Haut die blauen Adern ſchimmerten, fürwahr, dieſes Fürſtenkind beſaß Reize, die ſie einer Königin gleich gemacht hätten, ſelbſt wenn ſie in einer niederen Hütte ihre ſüßen blauen Augen dem Lichte des Tages erſchloſſen hätte.

Das war ſein Modell zu einem Dornröschen, wie er

es schon seit Langem vergeblich gesucht hatte; so sanft, so lieblich hatte er sich das verzauberte Königskind gedacht, das im traumlosen Schlummer unter blühenden Rosen ruhte, bis der heiße Kuß des fremden Königssohnes es zu neuem Leben erweckte.

Neben den anmuthigen, lieblichen Zügen der Prinzessin hob sich das bleiche, geistvolle Antlitz des Malers doppelt markant hervor.

Das dichte dunkle Haar umgab eine hohe, scharf gemeißelte Stirne, unter welcher die etwas tiefliegenden Augen in feuriger Gluth leuchteten.

Der halblange, sorgfältig gepflegte Vollbart gab dem ganzen Gesichte das Gepräge ernster Männlichkeit, und die unter dem weichen, dunkelbraunen Schnurrbarte tiefroth hervorleuchtenden Lippen ließen den Maler auf den ersten Blick jünger erscheinen, als er in Wirklichkeit war.

Robert Erlberg zählte bereits achtunddreißig Jahre und hatte eine toll verlebte Jugend hinter sich.

Genial, geistreich, talentvoll, wie selten Einer, hatte er sich mit überschäumender Jugendlust in das freie, ungebundene Künstlerleben gestürzt.

Tausend tolle Streiche hatte er vollführt und gar vielen schönen Frauen zu Füßen gelegen.

„Der Unwiderstehliche" pflegten sie ihn in Paris und Rom zu nennen, wo er den größten Theil seiner Künstlerlaufbahn verlebt hatte.

Die vornehmsten, wenn auch nicht immer die schönsten Damen ließen sich von ihm porträtiren, weil er es meisterhaft verstand, irgend einen pikanten, fesselnden Zug selbst

in unſchöne Züge zu legen, ohne dadurch der Aehnlichkeit untreu zu werden. Er war durch dieſen Vorzug ſeiner Kunſt groß und berühmt geworden, in Hülle und Fülle hatte er Geld und Ruhm dafür eingeheimst; das erſtere war wohl wie Schnee in der Sonne raſch zerronnen, aber der letztere war ihm treu geblieben, der Name Robert Erlberg wurde überall mit Bewunderung genannt, er war der verwöhnte Liebling der Frauen, der geſchätzte Gaſt der Männer, und wo er hinkam, ward er mit Auszeichnung empfangen.

Er hatte viel gelebt und viel geliebt, und dennoch hatte es ihm dieſes roſenwangige, blauäugige Fürſtenkind ſo wunderſam angethan, daß er da meinte, noch nie das Gefühl echter, heißer Liebe empfunden zu haben.

Wie ſchwelgte er in dem Anſchauen dieſes lieblichen Antlitzes, das in ſeiner ſtillen Ruhe an einen klaren, unbewegten See gemahnte; wie ſtürmiſch klopften ſeine Pulſe, wenn ihn ein Blick ihrer ſüßen blauen Augen traf, ihre ſchlanken, zarten Finger unverſehens die ſeinen berührten. Es drängte ihn dazu, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, dieſen kleinen, roſigen Mund zu küſſen, die elfenhafte Geſtalt zu umfangen und an ſein Herz zu ziehen.

Es war eine gewaltige Leidenſchaft, die in ihm tobte, und deren Ausbruch nimmer fern ſtand — und dann wehe Dir, Du ſüße, unberührte Mädchenblume — wie viel Schmerz, wie viel Leid wird Dir dieſes Geſtändniß bringen, Dir, die auf einem Thron geboren, nimmer herabſteigen darf, um dem geliebten Manne zu folgen — Du darfſt der Stimme Deines Herzens kein Gehör ſchenken,

Du mußt Dich den Rückſichten fügen, welche Dir Dein Stand auferlegt, und ſollteſt Du darüber zu Grunde gehen, Deine Hand darfſt Du nur einem Ebenbürtigen reichen.

Dachte der Maler daran, als die Liebe zu der ſchönen Prinzeſſin ſein Herz entflammte, war er ehrlich genug, lieber allein zu leiden, ſtatt den Feuerbrand in ein junges Herz zu werfen, dem es nicht geſtattet war, nach eigenem Gefallen zu wählen?

Ach nein, der geiſtvolle, geniale Mann beſaß gar viele Vorzüge, den der Ehrlichkeit, der Gewiſſenhaftigkeit beſaß er nicht. Alles, was er bisher im Leben begonnen, war ihm geglückt, er hatte nirgends einen Widerſtand, ein Hinderniß gefunden, und das hatte ihn übermüthig gemacht. Mit keckem Muthe ſetzte er ſeinen Fuß auf die Stufen eines Thrones und langte nach der lieblichen Blume, die in deſſen Nähe blühte.

Er liebte! Was frug er da nach Stand und Rang, nach all' den kleinen und großen Rückſichten, welche die Höhergeborenen zu beobachten haben; wenn er der Prinzeſſin Herz ſein eigen nannte, dann war es Zeit, an alles Andere zu denken, jetzt wollte er lieben und geliebt werden! —

Prinzeſſin Berthilde hatte eifrig gezeichnet, jetzt hob ſie den Blick zu ihrem Lehrmeiſter empor, aber tief erröthend ſenkte ſie ſofort die blauen Augenſterne, die Sprache des ſeinigen war gar zu beredt geweſen. Ein leiſes Beben durchlief ihren ſchlanken Körper; alles Blut drängte ſich ihr zu Herzen, und ſie ſeufzte tief auf.

Sie war sich bisher nie darüber klar gewesen, was sie stets so sehr in des Malers Gegenwart bewegte.

Zu dem gottbegnadeten Künstler hatte sie stets mit Bewunderung aufgeblickt; allmählig war diese Bewunderung in Verehrung übergegangen, sie war ja keine hochmüthige Natur, um stolz auf ihre höhere Lebensstellung zu sein — das, was sie fühlte, dachte, verrieth sie keinem Menschen — und nun überkam es sie plötzlich wie eine jähe Erkenntniß von etwas Unfaßbarem, Ungeheuerlichem, das an sie herantrat und sie mit sich fortreißen wollte.

Der Maler neigte sich dicht zu ihr.

„Prinzessin," flüsterte er leise.

Berthilde zuckte zusammen.

Hatte sie dieses eine Wort aus ihren seltsamen Träumen gerissen?

Stumm schob sie ihm ihre Zeichnung hin; er besah flüchtig das Blatt, dann aber wandte sich sein Blick wieder ihr zu.

„Prinzessin," wiederholte er mit leiser, eindringlicher Stimme, „wie kalt und unnahbar Sie stets gegen mich sind! — Und doch ist Ihr Blick für mich die Sonne meines Lebens, das leuchtende Gestirn meines Glückes," fuhr er mit ausbrechender Leidenschaftlichkeit fort, „doch dürste, lechze, schmachte ich nach einem freundlichen Blicke, nach einem gütigen Worte von Ihnen!"

Er sank zu ihren Füßen nieder und drückte sein glühendes Antlitz in ihr Gewand, mit stürmischem Drängen heiße, leidenschaftliche Liebesworte flüsternd, die das Herz der jungen Fürstentochter mit süßen Schauern erfüllten,

Digitized by Google

ſie betäubten, verwirrten, und doch ſo unausſprechlich ſelig machten.

Das blonde Haupt zurückgelehnt, die großen blauen Augen weit geöffnet, als ſähe ſie den Himmel mit allen ſeinen Freuden offen, ſo ſaß ſie in glückſeliger Verzückung da, Alles vergeſſend, nur der Wonne hingegeben, die ihr dieſer Augenblick brachte.

Sie wehrte ihm nicht, als er ihre Hand ergriff und heiße, glühende Küſſe auf dieſelbe preßte; traumverloren, gleichſam einer anderen Welt angehörend, durchkoſtete ſie die ganze Süßigkeit des Bewußtſeins, ſich von dieſem Manne um ihrer ſelbſt willen geliebt zu wiſſen.

Armes Kind! Sie ſah die Schlange unter den Roſen nicht, ſie wußte nicht, daß dieſer Mann da zu ihren Füßen gar oft ſchon ſo ſüße Worte geſprochen, ewige Liebe gelobt und geſchworen hatte; ſie ahnte nichts von dem drohenden Unheil, das ſich über ihrem Haupte zuſammenzog, ſie fühlte nur, daß die leidenſchaftlichen Worte dieſes Mannes in ihrem Herzen ein Echo fanden, und ſie beſaß nicht die Kraft, gegen dieſes Gefühl anzukämpfen, das ihr ganzes Sein mit einer unausſprechlichen Seligkeit erfüllte.

Mit glühenden Blicken ſah der Maler zu dem jungen, bebenden Mädchen empor, deſſen zarte Wangen in roſige Gluth getaucht erſchienen, deſſen ganzes Weſen eine ſcheue Liebe und Zärtlichkeit athmete, die ſie ihm doppelt begehrenswerth machte.

„Meine Göttin, meine angebetete Berthilde,“ flüſterte er leidenſchaftlich.

Jetzt regte ſich doch etwas wie der Stolz der beleidig-

ten Würde in ihr; ihr blaues Auge umdüsterte sich, und über das rosige Antlitz legte sich ein leichter Schatten.

Der Maler sah sofort, daß er zu weit gegangen war. Er ließ die Hand der Prinzessin frei und erhob sich rasch.

„Vergebung," sagte er mit leiser, vibrirender Stimme, „Vergebung! Ich war ein Thor, ein Wahnwitziger!"

Prinzessin Berthilde gab keine Antwort. Sie preßte das feine Spitzentuch vor das glühende Gesicht und athmete tief auf.

Sie mochte ihm kein hartes Wort sagen, sie fühlte sich zu schwach, ihn zurückzuweisen.

Sollte sie ihn fortschicken? Die Stunde für beendet erklären?

Nein, das konnte sie nicht!

Es war eine eigene Macht, die dieser Mann über sie ausübte, eine Macht, so groß, gewaltig und geheimnißvoll, daß sie sich dem Einflusse derselben nicht entziehen konnte, dieser Macht, die über sie hereingebrochen war wie ein heftiger Sturmwind, alle Rücksichten niederreißend — o, sie empfand dies klar und deutlich in diesem Momente, wo sie mit sich rang, um ihm ein abweisendes Wort zu sagen, ihm als die stolze Fürstentochter entgegen zu treten, für die sie allgemein galt — nein, es war ihr nicht möglich! Mit zitternder Hand griff sie wieder nach dem Stifte, um an ihrer Zeichnung weiter zu arbeiten.

Um die Lippen des Malers spielte ein verstohlenes Lächeln des Triumphes; sein Blick flog hinüber in die Fensternische, wo die alte Kammerfrau, soeben aus ihrem Schlummer erwacht, sich die Augen rieb.

Die Prinzeſſin ſenkte ihr blondes Haupt tief auf die vor ihr liegende Zeichnung herab, um mit unſicherer Hand einige flüchtige Striche zu machen.

Vergebens bemühte ſie ſich, Herrin über ſich ſelbſt zu werden; ihre Erregung war zu groß, um Ruhe und Kälte zeigen zu können, während es in ihrem Innern ſtürmte und tobte.

Sie legte den Stift fort, und ohne den Maler anzuſehen ſagte ſie mit bebender Stimme: „Ich kann heute nicht weiter zeichnen — bis morgen, Herr Erlberg.“

Durch die geſenkten Lider hindurch empfand ſie ſeinen langen, brennenden Blick. Sie machte mit der Hand eine entlaſſende Bewegung, ſie hörte ihn einige Worte ſprechen, aber ſie wagte noch immer nicht, aufzuſehen.

Mit angehaltenem Athem lauſchte ſie ſeinen Schritten, die auf dem dicken, weichen Teppich faſt ungehört verklangen, und erſt, nachdem ſie ſicher war, daß er das Gemach verlaſſen, ſchlug ſie ihre Augen auf.

Wie verändert erſchien ihr Alles rings um ſie herum!

War ſie wach oder hatte ſie nur geträumt?

Sie erhob ſich und trat an's Fenſter. Draußen wirbelten die fallenden Schneeflocken in luſtigem Tanze, Alles mit weißer Decke umhüllend — Winter war es, kalter, ſtrenger Winter, nur in Berthildens Herzen war es Frühling, heller, ſonniger Frühling geworden.

Neuntes Kapitel.

Das Haus, man hätte ganz gut Palais ſagen können, des Hofbankiers Erlberg war nicht weit vom fürſtlichen Schloſſe entfernt.

Digitized by Google

Erlberg liebte es, seinen Reichthum zu zeigen, und die innere Ausstattung seines Hauses war deshalb ebenso kostbar als gediegen. Seit mehreren Jahren Wittwer, besaß Erlberg drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, der die militärische Laufbahn zu seinem Berufe erwählt hatte.

Dem großen, eleganten Hauswesen stand ein Fräulein Moldan vor, eine Freundin der verstorbenen Frau des Bankiers, die schon bei Lebzeiten der Hausfrau in der Familie gelebt hatte.

Die Gattin des Bankiers war eine zarte, schwächliche Dame gewesen, immer nur für ihre Gesundheit besorgt, Ruhe und Bequemlichkeit liebend; sie hatte daher wenig Zeit gefunden, sich um Dinge zu bekümmern, die nicht allein ihre eigene Person betrafen.

Fräulein Moldan war für die Freundin eingetreten, und mit energischer Hand leitete sie den Haushalt so musterhaft, daß Alles sozusagen am Schnürchen ging, und ein Blick aus den graublauen Augen des Fräuleins mehr besagte, als wenn eine Andere an die Dienerschaft die längste Strafpredigt gehalten hätte.

Trotz dieser vorzüglichen Eigenschaften stand Fräulein Moldan mit dem Hausherrn auf nicht besonders gutem Fuße.

Sie konnte keine Viertelstunde mit dem Bankier beisammen sein, ohne daß es spitze Worte und spöttische Redensarten absetzte, und die Vorliebe Erlberg's für einen adeligen Namen kam dabei nicht am besten weg.

Den Hauptgrund der Streitigkeiten aber bildete die Art und Weise, wie der Bankier seine Kinder erzogen oder vielmehr verzogen hatte.

Digitized by Google

Auch die Namen derſelben bildeten für Fräulein Moldan eine unerſchöpfliche Quelle des Verdruſſes, denn ſie, die den einfachen, wie ſie ſagte gut bürgerlichen Vornamen Auguſte führte, konnte nicht begreifen, wie Jemand ſeinen Kindern ſo auffallende Vornamen als: Olympia, Hektor und Diana geben konnte.

Olympia, die älteſte Tochter des Bankiers, war an einen immens reichen Fabrikherrn verheirathet, der eigens für ſeine ſchöne Frau außerhalb der Reſidenz eine reizende Villa hatte bauen laſſen, deren architektoniſche Schönheit allein ſie zu einem ſehenswerthen Bauwerk machte, ganz abgeſehen von der Einrichtung, welche das Schönſte war, was man je in der Reſidenz geſehen hatte. Selbſt Fürſtin Karoline beſaß keinen ſo prachtvoll angelegten Wintergarten, keinen ſo weit ausgedehnten Park, wie ſich ein ſolcher bei der Villa befand, welche ihrer reizenden Bewohnerin zu Ehren „Villa Olympia“ genannt worden war.

Herr Erlberg verzieh ſogar ſeinem Schwiegerſohne, daß er ein ſimpler Herr Halle war, ohne von und zu, wie der Bankier es ſich in ſeinen Träumen wünſchte, denn Guido Halle beſaß dafür einen nicht minder wohlklingenden Beinamen: „Der zweite Rothſchild,“ und dieſer Beiname allein hatte die ſchöne Olympia dazu vermocht, Frau Halle zu werden.

Olympia war in einem Pariſer Inſtitute erzogen worden, und hatte ſich den echten Pariſer Chic in einer geradezu ſtaunenswerthen Weiſe angeeignet.

Erlberg war ſtolz auf ſein Lieblingskind, das ſeiner Schönheit wegen allgemein geprieſen ward, und was ihm

an Zärtlichkeit noch übrig blieb, das ſpendete er ſeinem Sohne, dem flotten, hübſchen Lieutenant, der ein eminentes Talent für alle noblen Paſſionen entwickelte.

So blieb für ſeine jüngſte Tochter, die zwanzigjährige Diana, ſehr wenig Intereſſe übrig, und das junge Mädchen machte auch keinerlei Anſpruch an das Herz des Vaters; ſie war, wie dieſer zu ſagen pflegte, vollkommen aus der Art geſchlagen, und das war die einzige Behauptung Erlberg's, welcher Fräulein Moldan beizuſtimmen pflegte.

Gott im Himmel, was war das für ein Mädchen, dieſe Diana!

Fräulein Moldan fühlte immer ein gewiſſes Entſetzen ihre Glieder durchrieſeln, wenn ſie die ſchlanke, leicht vornüber gebeugte Geſtalt Diana's betrachtete, wie ſie ſo ſchleppenden Schrittes daher kam, ohne rechts, ohne links zu ſehen, die Augen ſinnend zu Boden gerichtet, als wolle ſie dort die Löſung irgend eines Räthſels finden. Das junge Mädchen war eine halbe Gelehrte, ſie war in Aſtronomie, Phyſik, Botanik, Chemie, Geſchichte und Philoſophie bewandert, als ſei ſie ein Profeſſor; ſie las griechiſche und lateiniſche Klaſſiker, und Fräulein Moldan hatte ſie im Verdacht, daß ſie auch arabiſch und chineſiſch ſtudire.

Entſetzlich! Wozu brauchte ein Mädchen ſolche Dinge? Das ſollte einmal eine Hausfrau, Gattin, Mutter werden! Gnade Gott dem Manne, der dieſes verſchrobene Mädchen zur Frau bekam, das mochte eine heilloſe Wirthſchaft werden!

Aber Fräulein Moldan's unmuthige Reden nutzten ebenſo wenig, als die Vorſtellungen des Vaters, dem es darum

zu thun war, für die zweite Tochter eine ebenſo glänzende Parthie zu finden als für die erſte; Diana ließ Alle reden und zog ſich in die Einſamkeit ihres Studirzimmers zurück, ohne ſich bewegen zu laſſen, Theil an den Feſtlichkeiten zu nehmen, welche in dem Hauſe ihres Vaters und demjenigen ihres Schwagers ſtattfanden. —

Es war knapp vor der Dinerſtunde; im Erlberg'ſchen Hauſe wurde erſt um fünf Uhr Nachmittags geſpeist, auch ſo eine moderne Neuerung, an die ſich Fräulein Moldan nicht gewöhnen konnte, obſchon dieſe ſpäte Stunde ſchon ſeit einigen Jahren bei Erlbergs eingeführt war.

Der Bankier hatte für heute ſeine Tochter Olympia und ihren Gatten zu Gaſt gebeten, und der Tiſch war deshalb noch reicher als ſonſt beſetzt.

In dem großen Speiſeſaale ging Fräulein Moldan ordnend auf und ab.

Auguſte Moldan war eine große, ſtarkknochige Dame von vierzig Jahren. Das ſpärliche dunkelblonde Haar war von einem ſchwarzen Spitzenhäubchen bedeckt, unter dem zwei glatt anliegende Scheitel hervorſahen.

Ihr Blick, ſcharf wie die Spitze eines Pfeiles, überflog zum zehnten Male die gedeckte Tafel, um wo möglich einen Fehler zu entdecken.

Vergebens! In tadelloſer Ordnung ſtand das feine Porzellanſervice auf dem feinen, blendend weißen Tafeltuche, lagen daneben die ſchweren ſilbernen Eßbeſtecke. Die feingeſchliffenen Trinkgläſer, Alles ſtand bereit, und der koſtbare Tafelaufſatz von getriebenem Silber bot eine Auswahl der ſeltenſten, köſtlichſten Früchte.

Das Fräulein wandte sich fast unwillig ab; sie hätte gar zu gern eine Ursache zur Rüge gefunden.

Doch jetzt richtete sie sich kampfbereit empor und strich sich die Falten ihres grauen Seidenkleides glatt, gleichsam um sich zu dem bevorstehenden Kampfe zu rüsten, denn sie hatte die Stimme des Hausherrn vernommen.

Sie hatte nicht lange zu warten. Die Thüre wurde geöffnet und mit jugendlicher Lebhaftigkeit trat Bankier Erlberg über die Schwelle.

Georg Erlberg war ein gut konservirter Herr von etwa fünfzig Jahren; sein volles, glattrasirtes Gesicht zeigte die Röthe der Gesundheit, und die hellbraunen Augen hatten noch immer einen lebhaften Glanz. Durch das etwas dunkle, sorgfältig geordnete Haar zogen sich einzelne Silberfäden, die mittelgroße Gestalt hatte einen Anflug von Embonpoint, das jedoch keineswegs die lebhaften Bewegungen des Bankiers beeinträchtigte.

Herr Erlberg war im Frack, obgleich am Diner nur die Kinder des Hauses und der Schwiegersohn theilnahmen; aber Erlberg unterließ es nie, sich sorgfältiger zu kleiden, wenn er den Besuch seines Schwiegersohnes und seiner geliebten Tochter erwartete.

Der „zweite Rothschild" mußte mit allen Ehren empfangen werden, und erst Olympia, die verwöhnte Modedame, welcher Glanz und Luxus zum unentbehrlichen Lebensbedürfniß geworden waren.

In dem Knopfloche seines Frackes hatte Herr Erlberg in Ermangelung eines Ordens eine dunkelrothe Rose stecken. Das nahm sich sehr gut aus, und er brauchte dann doch

nicht auf ein leeres Knopfloch zu ſehen, denn das genirte ihn ſchon lange.

Mit dem Ausdrucke befriedigter Eitelkeit ließ er einen Moment lang ſeine Blicke auf der gedeckten Tafel ruhen, dann erſt wandte er ſich an Fräulein Moldan, um ſie zu begrüßen.

„Alles in Ordnung, wie ich ſehe," ſagte er heiter.

„Alles in Ordnung?" wiederholte das Fräulein ſpöttiſch. „Nun, Sie werden wohl nicht Alles in Ordnung finden, wenn ich Ihnen ſage, daß Diana vor zwei Stunden ausgegangen und noch nicht zurückgekommen iſt."

Der Bankier zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Bei dieſem Wetter?" fragte er ungläubig.

„Als ob Diana ſich aus einem ſchlechten Wetter etwas machte, wenn es gilt, irgendwo einen alten Schmöker aufzuſpüren," murmelte Fräulein Moldan verdrießlich; „ich ſage Ihnen, Herr Erlberg, das muß ein Ende nehmen! Ich gelte bald ſo viel wie gar nichts im Hauſe; das kommt und geht, ohne ſich im Mindeſten um mich zu kümmern, und doch, wenn etwas geſchieht, fällt alle Verantwortung auf mich."

Der Bankier machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Sie übertreiben, wie immer," gab er unwirſch zur Antwort.

„Natürlich, ich übertreibe," erwiederte Fräulein Moldan, ganz roth vor Aerger; „ich ſehe nur weiter, als Sie, und ich ſage Ihnen, das Alles wird kein gutes Ende nehmen. Die ſchöne Olympia iſt in dem Pariſer Inſtitute zu einer vollkommenen Modedame erzogen worden, die

kennt nichts als Bälle, Theater, Konzerte und ſchöne Toiletten; Hektor, daß Gott ſich erbarm', iſt ein notoriſcher Leichtfuß geworden, und Diana hat den Kopf voll gelehrter Schrullen, ſtatt daran zu denken, ſich zu einer ordentlichen Hausfrau heranzubilden, ſie —" Das Fräulein mußte eine Pauſe machen, um Athem zu ſchöpfen.

Der Bankier hatte ſie mit gerunzelter Stirn angehört; vergebens hatte er es bisher verſucht, den Redeſtrom Fräulein Moldan's zu unterbrechen. Als ſie jetzt nach Luft ſchnappte, um neugeſtärkt wieder fortfahren zu können, ſagte er haſtig, damit ſie ihm nicht zuvorkomme: „Ich verbitte mir jede Bemerkung über Olympia; ſie iſt mein Stolz und die Perle unſerer Familie. Was Hektor anbelangt, ſo iſt er nicht leichtſinniger als alle anderen jungen Männer ſeines Alters; überdies iſt das ganz meine Sache. Mit Diana will ich ein ernſtes Wort ſprechen, denn ſie allein iſt dasjenige unter meinen Kindern, das den gehegten Erwartungen nicht entſpricht. Ich brauche keine Gelehrte im Hauſe; die Tochter eines Erlberg hat es nicht nöthig, Tag und Nacht über den Büchern zu ſitzen gleich einer armen Gouvernante, die ſich zum Examen vorbereitet. Dem muß einmal ein Ende gemacht werden. Haben Sie eine Idee, wohin ſie gegangen iſt?"

Fräulein Moldan war die ſcharfen Repliken des Hausherrn gewöhnt. Die Worte: „Das iſt ganz meine Sache," pflegte er bei ſolchen Kontroverſen ſtets auf der Zunge zu haben, dergleichen Ausſprüche konnten ſie alſo nicht mehr beleidigen. Sie zuckte die Achſeln und ſtrich mit der großen, auffallend weißen Hand glättend an

den ſchweren braunrothen Seidenvorhängen der hohen Fenſter herunter.

„Mein Gott,“ ſagte ſie, eifrig in ihrer Beſchäftigung fortfahrend, „wo wird Diana anders ſein, als bei dem alten Antiquar in der Bärengaſſe. Dort ſteckt ſie ja zumeiſt und ſtöbert in den Büchern herum, um irgend eine recht alte, verſtaubte Scharteke zu finden, die ſie mit theurem Gelde bezahlt und dann als ihren koſtbarſten Schatz heimträgt. Kurioſes Vergnügen das! Mir wird jedesmal unwohl, wenn ich ſo ein zerriſſenes, abgegriffenes Buch ſehe, und ſie hat deren nicht wenige in ihrem Studirzimmer aufgeſtapelt.“

Jetzt fuhr ein Wagen donnernd in's Haus hinein.

„Olympia und ihr Gatte,“ rief der Bankier auffahrend, „und Diana iſt noch immer nicht da! Eine unverzeihliche Rückſichtsloſigkeit! Fräulein Moldan, laſſen Sie anſpannen und ſenden Sie den Wagen zu dem Antiquar; Diana ſoll ſofort zurückkommen.“

Er eilte geſchäftig hinaus, um ſeine Lieblingstochter zu empfangen.

Fräulein Moldan betrachete noch einmal prüfend die Falten des Fenſtervorhanges, dann ging ſie, um dem Auftrage des Hausherrn nachzukommen.

Der Bankier war ſeiner Tochter bis zur Treppe entgegen geeilt; jetzt ſtreckte er ihr beide Hände entgegen und rief in zärtlichem Tone: „Willkommen, mein Kind, willkommen!“

Die junge Frau, welche an dem Arm ihres Gatten die Treppe langſam hinanſtieg, warf dem „cher papa“, wie

Digitized by Google

ſie ihren Vater ſtets nannte, lächelnd ein graziöſes Kußhändchen zu. Sie hatte den Schleier zurückgeſchlagen, und der entzückte Bankier blickte in das reizende Geſicht ſeiner ſchönen Tochter mit jener namenloſen Bewunderung, wie ſie nur blinde Zärtlichkeit einzugeben pflegt.

„Raſch, raſch in den Salon, ich erſticke in meinen Pelzen," rief die junge Frau lachend, indem ſie den Arm ihres Gatten losließ, um ſich an denjenigen ihres Vaters zu hängen.

Die beiden Herren hatten kaum Zeit gehabt, einen flüchtigen Händedruck mit einander zu wechſeln.

Mit allerliebſtem Ungeſtüm zog Olympia ihren Vater mit ſich fort, lachend, plaudernd, ohne ihm Zeit zu laſſen, ihr eine Antwort zu geben.

Jetzt ſtand die junge Frau inmitten des Salons, der wie alle Räume des Erlberg'ſchen Hauſes mit großem Luxus ausgeſtattet war.

Aus dem koſtbaren Pelzmantel ſchlüpfte nun eine ſchlanke, graziöſe Geſtalt, von blaßlila Seidenwogen umrauſcht, die bei jeder Bewegung ihrer Trägerin einen ſüßen, berauſchenden Duft aushauchten.

Mit einer ungeduldigen Bewegung die Bänder des feinen Pariſer Hütchens löſend, ließ Olympia das koſtbare Machwerk einer der erſten Modiſtinnen der Seinestadt achtlos auf den Teppich zu ihren Füßen niedergleiten.

Der zärtliche Gatte beeilte ſich, ihr die eleganten Handſchuhe von däniſchem Leder von den zarten kleinen Händen zu ſtreifen, indeß der Bankier der Zofe ſchellte, damit dieſe Hut und Mantel in Verwahrung nehme.

Die junge Frau trat zu dem hohen Venetianer Spiegel, der ihre ganze Geſtalt wiedergab, und die feinen ſchlanken Finger glitten prüfend an der kunſtvollen Friſur herum, ob dieſelbe unter dem Hute keinen Schaden gelitten.

Sie war in der That reizend, die junge Frau Halle, die Gattin des „zweiten Rothſchild", der beſcheiden zur Seite trat, um ſie nicht in ihrem Toilette-Arrangement zu ſtören.

Die zierlich geordneten kaſtanienbraunen Löckchen legten ſich auf eine blendend weiße, elfenbeinglatte Stirn, unter den langen dunklen Wimpern hervor leuchteten die großen ſüßen Veilchenaugen in berückendem Glanze; die kleine gerade Naſe von echt griechiſchem Schnitt beſchattete einen kleinen wunderſüßen Mund, in deſſen Nähe zwei gefährliche Grübchen ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten.

An das runde, roſige Kinn ſchloß ſich der ſchlanke Hals, durch deſſen weiße Haut die blauen Adern ſchimmerten; wie ſchlank und ſchmiegſam war die zierliche, kaum mittelgroße Geſtalt, welche Formen von dem reinſten Ebenmaße wies; und wie das dunkelgrüne Laub der Roſe, ſich dicht an dieſe ſchmiegend, ihre Schönheit um ſo leuchtender hervortreten läßt, ſo wob der Glanz einer reichen, geſchmackvollen Toilette einen eigenen Zauber um die Reize dieſer jungen, blühend ſchönen Frau.

Olympia nickte ihrem Spiegelbilde lächelnd zu, dann drehte ſie ſich auf den hohen Hacken ihrer eleganten Pariſer Stiefelchen fröhlich um und rief: „Cher papa, ich muß Dich berauben, die Roſe dort iſt doch zu ſchön!"

Digitized by Google

Sie trat an den Blumentiſch und pflückte lachenden Mundes das wahre Prachtexemplar einer ſüßduftenden Thea ab, um die Roſe mit flinken Händen in den reichen Wellen ihres kaſtanienbraunen Haares zu plaziren.

Vater und Gatte ſahen ihr mit ſtiller Bewunderung zu; man ſah den Beiden an, wie ſtolz ſie auf ihren Schatz waren, für deſſen koſtbare Faſſung ſie beſtändig Sorge trugen.

Guido Halle war ein hübſcher Mann von fünfunddreißig Jahren, der in ſeine reizende Frau nach vierjähriger Ehe noch genau ſo verliebt war als zur Stunde, da er mit ihr vor den Altar getreten war.

Tüchtig in ſeinem Fache, war er ſonſt doch ein geiſtig ziemlich unbedeutender Mann, der großen Werth auf Aeußerlichkeiten legte, und im Grunde genommen war es nicht Olympia ſelbſt, ſondern deren Schönheit, vor welcher er anbetend im Staube lag.

Es befriedigte ſeine Eitelkeit, zu hören, daß er die ſchönſte, eleganteſte Frau der ganzen Reſidenz beſaß, er war glücklich, ſie bewundert und umſchwärmt zu ſehen, und bei den Bällen, deren Königin Olympia ſtets war, machte es ihm ein beſonderes Vergnügen, ſich in eine Ecke zu drücken und zuzuſehen, wie ſeiner reizenden Frau gehuldigt wurde.

Guido Halle neigte durchaus nicht zur Eiferſucht, ein ſolcher Mann würde auch für Olympia nicht getaugt haben.

Sie war eine ſüßduftende, herrlich entfaltete Blume, die von Schmetterlingen umgaukelt ſein wollte; ſie freute ſich ihrer Schönheit, die ſie als ihr höchſtes Gut betrach-

tete, man hatte es ſie ja von Kindheit auf nicht anders gelehrt, und ſie fand es nur zu natürlich, daß ſich Alles beeiferte, ihren Wünſchen zuvorzukommen.

Ihr Gatte war ihr, genau genommen, herzlich gleichgiltig, er war für ſie blos das Mittel zum Zwecke, und da er ein äußerſt galanter, nachſichtiger Ehemann war, ſo brachte ſie ihm dafür eine gewiſſe laue Zärtlichkeit entgegen, die für ſie ſehr bequem war und ihn vollkommen zufrieden ſtellte.

Olympia war nicht die Frau, große Leidenſchaften zu empfinden, dazu war ihr ganzes Weſen viel zu ſeicht und oberflächlich. Sie tändelte, kokettirte, ohne daß dieſes leichtfertige Spiel ihrem Herzen gefährlich wurde; eine ſchöne Pariſer Robe, eine neue Mode intereſſirte ſie oft mehr, als die feurigſten Betheuerungen ihrer eifrigſten Verehrer.

Olympia ſchob eben die koſtbaren Armbänder an den zarten Handgelenken zurecht, als der Maler Erlberg, gefolgt von dem Sohne des Hauſes, eintrat.

Mit einem ſüßen Lächeln bot die junge Frau dem Onkel die Hand, denn der geniale Maler hatte immer ein Schmeichelwort für ſeine ſchöne Nichte bereit, und Olympia hörte ein ſolches von ſeinen Lippen viel lieber, als die mitunter recht banalen Phraſen ihrer ſtändigen Bewunderer.

Heitere Reden wurden zwiſchen Oheim und Nichte gewechſelt, denen der Gatte andächtig zuhörte, indeß Erlberg mit ſeinem Sohne ſprach, deſſen hübſches Geſicht ziemlich bleich und übernächtig ausſah.

Jetzt trat Fräulein Moldan in's Zimmer; sie grüßte nur flüchtig zu den Gästen hinüber, dann trat sie an den Hausherrn heran.

„Der Koch will nicht länger warten," flüsterte sie, „er behauptet, die Speisen würden ganz verderben, der arme Mann ist in heller Verzweiflung."

„Ist Diana noch nicht da?" frug der Bankier verstimmt.

„Sie werden doch nicht noch länger warten wollen?" meinte Fräulein Moldan spitz. „Sollen Ihre Gäste deshalb ein schlechtes Diner servirt erhalten, weil es dem Fräulein beliebt, in alten Büchern herumzuwühlen?"

„Es ist gut, wir werden ohne Diana zu Tische gehen," gab der Bankier zur Antwort.

Erlberg war im Innern wüthend auf seine jüngste Tochter; diese Rücksichtslosigkeit überschritt doch weit alle Grenzen.

Von heute ab wollte er ihr energisch entgegentreten, sie mußte sich seiner väterlichen Autorität fügen und ihre Lebensweise nach seinen Vorschriften einrichten.

Zehntes Kapitel.

Während sich diese Vorgänge in dem Hause des Bankiers abspielten, befand sich seine jüngste Tochter, wie Fräulein Moldan ganz richtig vorausgesehen hatte, bei dem Antiquar in der Bärengasse.

Der kleine, dunkle Laden war nur spärlich von einer Gasflamme erhellt, so daß der Hintergrund in tiefem Schatten blieb.

Digitized by Google

Der Beſitzer des Ladens, ein kleines, hageres Männchen, ſtand auf einer Leiter, welche an die hohen Bücherregale angelehnt war, und langte ein altes, verſtaubtes, in Schweinsleder gebundenes Buch herab und reichte es der jungen Dame, die, dicht neben der Leiter ſtehend, der Ladenthüre den Rücken zuwandte.

„Aus dem 16. Jahrhundert," ſagte der Antiquar ſchmunzelnd, „ein ſeltenes Exemplar, das Sie Ihrer Sammlung einverleiben ſollten, Fräulein Erlberg."

Diana Erlberg nahm das Buch und wollte eben damit zum Licht hervortreten, als die Ladenthüre geräuſchvoll geöffnet wurde und ein Mann hereintrat.

Der Antiquar kletterte haſtig von ſeiner Leiter herunter, und nach einer Entſchuldigung zu Diana trat er hinter den Ladentiſch.

„Ah, Herr v. Tricksleben," ſagte er, das kleine ſchwarze Käppchen lüftend, das ſeinen kahlen Kopf bedeckte.

Der Angeredete reichte ihm die Hand. „Wir haben uns lange nicht geſehen, Herr Alt," ſagte er mit einer tiefen, angenehm klingenden Stimme, „wie geht's? Immer wohlauf?"

„Danke recht ſehr, den Umſtänden angemeſſen, ſo ziemlich," verſetzte der Antiquar, die dargebotene Hand herzlich drückend, „und Ihnen, Herr v. Tricksleben, geht es hoffentlich eben ſo gut?"

Das kleine Männchen rückte die Brille feſter und ſah dem jungen Manne ſcharf in's Geſicht.

„Gut! Das könnte ich gerade nicht ſagen," verſetzte Herr v. Tricksleben, „habe gewaltige Mühe, mich durch-

zukämpfen — die Hypothek, die auf dem kleinen Gute laſtet, iſt zu drückend; Sie wiſſen doch, mein Vater iſt eben kein großer Sparmeiſter geweſen, habe viel zu thun, um wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, muß trachten, alles Ueberflüſſige zu Geld zu machen — und bin eben gekommen, weil ich Ihnen meine Bibliothek verkaufen möchte."

In den kleinen, tief liegenden Augen des Antiquars leuchtete es hell auf; er kannte die Bibliothek des Herrn v. Tricksleben genau. Hatte er doch vor Jahren ſelbſt das Meiſte dem alten verſtorbenen Herrn geliefert, der ein eben ſo großer Bücherfreund als ſchlechter Landwirth geweſen war. Es gab herrliche Stücke in der Bücherſammlung, die der praktiſche Sohn eines gelehrten Vaters gar nicht zu ſchätzen verſtand.

„Herr Alt," ſagte jetzt Diana Erlberg, „laſſen Sie ſich meinethalben nicht in Ihren Geſchäften ſtören; ich werde morgen wieder kommen."

Die Sprecherin war aus dem Hintergrunde des Ladens hervor in den Lichtkreis getreten und ſtand nun dem Herrn v. Tricksleben gerade gegenüber.

Es war ein langer, erſtaunter Blick, mit dem ſich die Beiden muſterten.

Die ſchmächtige Geſtalt der jungen Dame, welche durch ihre vorgebeugte Haltung noch kleiner erſchien, reichte nicht bis zur Schulter an die Reckenfigur des Herrn Hans v. Tricksleben, der übrigens mit ſeinen hohen Reiterſtiefeln ſich keineswegs ſehr ſalonmäßig präſentirte.

Das ganze Aeußere des jungen Mannes bewies, daß

er nicht nach der Ehre geizte, ein Salonmann genannt zu werden. Ein kurzer Winterrock von dickem, grobem Tuch hüllte den kräftigen, muskulöſen Oberkörper ein, die ſchwarze, nicht mehr ganz neue Halsbinde war ziemlich nachläſſig gebunden, und der weiche Filzhut, den Herr v. Tricksleben in der Hand hielt, konnte ebenfalls weder auf Neuheit, noch auf Eleganz Anſpruch machen.

Das wettergebräunte Geſicht des jungen Mannes zeigte gutmüthige, aber energiſche Züge, in denen zwei helle, klare blaue Augen das Schönſte waren.

Struppiges blondes Haar bedeckte den Kopf, und ein in's Röthliche ſpielender, nicht ſonderlich gepflegter Vollbart umgab das Geſicht des etwa achtundzwanzigjährigen Mannes.

Mit einer Art naiver Verwunderung blickten die klaren blauen Augen auf das junge Mädchen, das mit ſeinen dunklen, etwas tief liegenden Augen den verwunderten Blick ernſt zurückgab.

Diana Erlberg war von ihrer ſchönen Schweſter himmelweit verſchieden; ſie beſaß weder deren elegante Haltung, noch auch nur den kleinſten der Reize, welche die Frau des „zweiten Rothſchild“ in ſo verſchwenderiſchem Maße ſchmückten.

Das bleiche, durchgeiſtigte Antlitz des jungen Mädchens trug die Spuren langen Nachtwachens an ſich; blaue Ringe umgaben die dunklen Augen, und die tiefe Röthe der fein geſchnittenen Lippen ließ das fahle Weiß des ſchmalen Geſichtes nur noch mehr hervortreten.

Diana gab nicht viel auf ihre äußere Erſcheinung; ein

dunkler Filzhut deckte das glatt von der Stirn zurückgestrichene Haar, das am Hinterhaupte in einige lose Flechten aufgesteckt war; nicht ein Stückchen Schmuck, kein Band, keine Schleife war an dem ganzen Anzuge zu sehen. In der Eile, mit welcher sich Diana zum Fortgehen gerüstet, hatte sie vergessen, ihr Hauskleid gegen eine Straßentoilette zu vertauschen.

Sekunden lang hielt Diana den verwundert fragenden Blick des blonden Recken aus, dann stieg eine feine, kaum sichtbare Röthe in ihr blasses Gesicht, sie senkte die Augen und preßte die Lippen fest auf einander. Anscheinend war ihr diese Musterung sehr unangenehm geworden.

Die Stimme des alten Antiquars unterbrach die eingetretene Pause. „Nicht doch, mein Fräulein," sagte er; „meine Verhandlung mit Herrn v. Tricksleben ist sogleich zu Ende — dann stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung."

Er wandte sich an den jungen Mann.

„Wann soll ich zu Ihnen hinaus kommen?" frug er.

„Wenn Sie können, schon morgen," lautete die Antwort; „ich möchte die Geschichte gerne vom Halse haben. Ueber den Preis werden wir uns schon einigen, wir sind ja alte Bekannte."

„Das will ich meinen," sagte der alte Herr; „also morgen Nachmittag, wenn es Ihnen recht ist."

Hans v. Tricksleben nickte; er wechselte mit dem Antiquar noch einige Abschiedsworte, schüttelte ihm derb die Hand und ging dann dröhnenden Schrittes hinaus, ohne sich mehr um die junge Dame zu kümmern.

Diana Erlberg hatte sich wieder in den Hintergrund

zurückgezogen; die feine Röthe war von ihrem Geſichte verſchwunden, und die kurzen dichten Wimpern legten ſich feſt über die dunklen Augen.

In Gedanken verloren lehnte ſie an einem der hohen Regale, ſie ſchien den Weggang des Herrn v. Tricksleben gar nicht bemerkt zu haben.

Der Antiquar trat zu ihr. „Nun ſtehe ich wieder ganz zu Ihren Dienſten, Fräulein Erlberg," ſagte er; „mein morgiger Kauf wird Ihnen auch ſo Manches bringen, Herr v. Tricksleben beſitzt eine kleine, aber ausgezeichnete Bibliothek. Alte, wiſſenſchaftliche Werke, Handſchriften aus dem 12. und 13. Jahrhundert, Autographen berühmter Männer, ſeltene Kupferſtiche, kurz, eine koſtbare Sammlung."

Diana hob ein wenig den geſenkten Kopf. „Und dieſer junge Mann will das Alles verkaufen?" frug ſie.

„Gewiß, Fräulein Erlberg. Wiſſen Sie, der braucht Geld; für ihn ſind Bücher ein todtes Kapital. Der gute Hans iſt vom Leſen und Studiren nie ein großer Freund geweſen. Darin gleicht er durchaus nicht ſeinem Vater, denn der alte Tricksleben war ein Gelehrter — freilich, ſeine Gelehrſamkeit hat ihm nicht viel eingebracht. Das kleine Landgut iſt mit Schulden belaſtet, und der Sohn muß nun ausbaden, was der Vater verſchuldet hat."

Ohne ein Zeichen der Ungeduld hatte Diana dem alten Herrn zugehört; als er jetzt ſchwieg, ſagte ſie, das Buch, welches ſie noch immer in der Hand gehalten, auf den Ladentiſch legend: „Legen Sie das zu den übrigen Büchern, ich werde heute noch darnach ſchicken."

Digitized by Google

Sie hatte offenbar gar nicht gehört, was er ihr von den Tricks lebens erzählt hatte.

Vor der Ladenthüre hielt jetzt ein Wagen; der Bediente kletterte vom Bock und trat haſtig bei dem Antiquar ein.

Diana erkannte ſofort den Diener ihres Vaters, und als ſie den Grund ſeines Kommens erfahren, machte ſie eine leichte Bewegung der Ungeduld, das war Alles.

„Tragen Sie dies in den Wagen," ſagte ſie dann, auf das ſtattliche Bücherpacket zeigend, das der Antiquar ſoeben kunſtgerecht zuſammenſchnürte.

Während der Diener dem erhaltenen Befehle nachkam, bezahlte Diana die vorgelegte Rechnung, ohne ſich jedoch im Mindeſten zu beeilen, dann verabſchiedete ſie ſich mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen.

Sie hatte kaum ihr Zimmer betreten, als auch ſchon Fräulein Moldan erſchien, um ihr dieſe entſetzliche Rückſichtsloſigkeit vorzuhalten.

Gäſte im Hauſe, und ſie verſäumte das Diner!

Das war denn doch zu viel, und Fräulein Moldan ſparte auch nicht mit ihren Vorwürfen, die raſch und ſprudelnd aus ihrem Munde kamen, denn das Fräulein hatte ſich nur von der Tafel weggeſchlichen, um Diana den Befehl ihres Vaters zu überbringen, auf ihrem Zimmer zu bleiben, da man ihr Nichterſcheinen bei Tiſche mit Unwohlſein entſchuldigt habe.

Diana nickte gleichgiltig. „Um ſo beſſer, ſo werde ich allein ſpeiſen," ſagte ſie ruhig.

Fräulein Moldan zupfte nervös an ihrer Halsſchleife.

„Du nimmſt das ſo ruhig hin," ſagte ſie, „als ſei es Dir völlig einerlei; hüte Dich, Dein Vater iſt ſehr erbittert über Dich. Es wird eine neue Hausordnung eingeführt werden."

„Meinethalben doch nicht, Tante?"

Fräulein Moldan wurde von den Kindern des Hauſes ſtets mit Tante angeredet, und ſelbſt Olympia pflegte ſie noch ſo zu nennen, obſchon durchaus kein Verwandtſchaftsverhältniß vorlag.

Das Fräulein zuckte die Achſeln; ihre Pflicht rief ſie zur Tafel zurück, und ſo begnügte ſie ſich mit einem geheimnißvollen „Du wirſt ſchon ſehen, was noch kommt", dann rauſchte ſie eilig zum Zimmer hinaus, die arme Sünderin ſich ſelbſt überlaſſend.

Diana ſah aber durchaus nicht ängſtlich darein; ihr war es ſehr lieb, von der Tafel fern bleiben zu dürfen, und was die Drohung der Tante bezüglich der „neuen Hausordnung" betraf, ſo kümmerte ſie ſich nicht viel darum.

Sie war es gewohnt, ihre eigenen Wege zu gehen, da ſie doch meiſt ſich ſelbſt überlaſſen blieb, und weil ſie gegen Olympia's blendende Erſcheinung gar zu ſehr abſtach, hatte der Bankier bisher auch nicht darauf beſtanden, daß Diana ſich in der Oeffentlichkeit viel zeigen ſollte.

Mit großer Seelenruhe nahm Diana ihr einſames Mahl zu ſich, dann ſetzte ſie ſich wieder zu ihren geliebten Büchern.

Es war eine eigenthümliche Exiſtenz, welche dieſes junge Mädchen führte. Mitten in Luxus und Reichthum aufgewachſen, hatte ſie faſt keine Bedürfniſſe, denn das reiche

Taſchengeld, das ſie monatlich von ihrem Vater empfing, wurde immer nur für Bücher verbraucht; die Freude an Schmuck und ſchönen Kleidern war ihr gänzlich fremd.

Großen Einfluß auf ſie hatte nämlich früher ein alter Vetter Erlberg's ausgeübt, der Jahre hindurch bis zu ſeinem Tode im Hauſe des Bankiers das Gnadenbrod genoſſen hatte. An beiden Füßen gelähmt, hatte der alte Herr, ein ehemaliger Philologe, ein ödes, freudloſes Daſein geführt, das hatte ihn vorzeitig verbittert und ſtumpf gegen alle Freuden des Lebens gemacht.

Die kleine Diana war ein ſehr ſtilles, ſcheues Kind geweſen, das weder an Schönheit noch an Lebhaftigkeit mit der um vier Jahre älteren Schweſter wetteifern konnte. So wurde ſie denn von dem eitlen Vater zurückgeſetzt, und während die älteren zwei Geſchwiſter mit Bonbons und Liebkoſungen überſchüttet wurden, ſtand die häßliche Kleine ſcheu und ſtumm in einer Ecke.

Es war nur zu natürlich geweſen, daß das ſo wenig von ſeinen Eltern beachtete Kind ſich an den kranken, einſamen Mann ſchloß, der in einem Hofzimmer des eleganten Hauſes ſein einförmiges Daſein führte. Es war ein eigenes Verhältniß, das zwiſchen den Beiden beſtand, kein Band durch freundſchaftliche Zärtlichkeit geknüpft, es war nur die Erkenntniß, daß ſie in dieſem großen, glänzenden Hauſe zwei Ueberläſtige waren, die ſie zuſammen geführt, das kleine, verſchüchterte Mädchen und den finſteren, verbitterten Mann.

Es wurde wenig geſprochen, wenn ſie beiſammen waren; der alte Mann gab dem Kinde ein Märchenbuch,

mit dem es ſich ruhig zu ſeinen Füßen niederſetzte, und während der Alte in ſeinen Handſchriften las, blätterte die kleine Diana ſchweigend in dem Bilderbuch.

Nach und nach bekam ſie Bücher ernſteren Inhaltes; als der alte Gelehrte ſah, wie raſch und leicht Diana auffaßte, beſchäftigte er ſich mehr mit ihr, er begann ihr nun aus dem reichen Schatze ſeines Wiſſens mitzutheilen, und mit gierigen Zügen ſchöpfte das junge, wißbegierige Mädchen aus dem klaren Quell, der ihr Vergeſſenheit und Erſatz für die erlittene Zurückſetzung bot.

Jahre vergingen ſo; die ſchöne Olympia war ihrer höheren Ausbildung wegen nach Paris gekommen, Diana, um die ſich Niemand kümmerte, blieb im Hauſe, für ſie genügten die Lehrer und Gouvernanten, welche der Bankier engagirte, und die den Poſten im Erlberg'ſchen Hauſe als eine wahre Sinecure betrachteten, denn ihre Schülerin machte ihnen wenig Mühe.

Wenn Diana ihre Sprach-, Zeichen- und Muſikſtunden glücklich hinter ſich hatte, dann eilte ſie zu dem kranken Gelehrten, um bei dieſem den größten Theil des Tages zuzubringen, und ſelbſt bis tief in die Nacht hinein ſaß ſie noch oft in dem ſtillen Stübchen bei dem wunderlichen Alten, der das Mädchen immer wieder zu raſtloſem Eifer antrieb und anſpornte.

Mit achtzehn Jahren kam die ſchöne Olympia dann von Paris zurück; die Lehrer und Gouvernanten mußten nun aus dem Hauſe, denn die junge Weltdame nahm eine ganze Zimmerflucht für ſich in Anſpruch.

Herr Erlberg ſprach nun davon, auch Diana für einige

Jahre in ein Institut zu geben, aber da traf er auf lebhaften Widerspruch von ihrer Seite, und Fräulein Moldan, die das junge Mädchen zu einer ordentlichen Hausfrau erziehen wollte, nahm zum ersten Male in ihrem Leben Diana in Schutz.

Zum ersten, aber auch zum letzten Male! Denn nachdem sie es glücklich durchgesetzt hatte, daß Diana im Hause bleiben durfte, damit sie nun an ihr das geplante Erziehungswerk beginnen konnte, sah sie sich gründlich enttäuscht. Diana hörte ihre Vorlesungen über die wahren, einzigen Pflichten einer echten Hausfrau gar nicht an, sie saß in Einem fort bei dem „alten, verrückten Menschen da hinten", wie sich Fräulein Moldan auszudrücken pflegte, und da dem Bankier in dieser Angelegenheit nicht mehr beizukommen war, so mußte sich Fräulein Moldan darein ergeben, zu sehen, wie aus „dem Mädchen" systematisch ein Bücherwurm gemacht wurde.

Zwei Jahre glänzte die schöne Olympia als strahlender Stern in der Gesellschaft, dann machte sie „die gute Parthie".

Der Bankier wollte nun seine zweite Tochter in die Welt einführen, aber der Kontrast zwischen ihr und der reizenden Olympia war denn doch zu groß, und so blieb Diana noch der Oeffentlichkeit ferne.

Inzwischen starb der arme Gelehrte, und Diana hatte mit ihm ihren einzigen Umgang verloren. Sie wurde nun noch stiller, noch scheuer, und zog sich noch mehr von ihrer Familie zurück, nur ihren Büchern, ihren Studien lebend.

Digitized by Google

Diana war kein liebenswürdiger Charakter; ihr kaltes, abſtoßendes Weſen ſchreckte einen Jeden zurück, der ſich ihr freundlich nähern wollte, und ihre ganze Perſönlichkeit war auch nicht dazu geſchaffen, ſich die Herzen im Fluge zu erobern, ſo wie es bei ihrer Schweſter Olympia der Fall war.

Jetzt zählte Diana Erlberg zwanzig Jahre, und noch immer hatte ſich kein Freier für ſie gemeldet.

Der Bankier liebte ſeine jüngſte Tochter nicht, aber ihm war doch darum zu thun, ſie ihren Verhältniſſen angemeſſen vermählt zu wiſſen, und ſo ward es denn bei ihm zur beſchloſſenen Sache, daß Diana noch in dieſem Winter endlich unwiderruflich das glänzende Parquet des Ballſaales betreten ſollte.

Elftes Kapitel.

Das Familiendiner war zu Ende, und Olympia, die mit ihrem Gatten die Oper beſuchen wollte, verabſchiedete ſich von ihrem Vater, der eine gewiſſe nervöſe Unruhe nicht ganz verbergen konnte. Der ſchönen Frau war es gar nicht eingefallen, ſich um ihre Schweſter zu bekümmern; ſie ſympathiſirte gar nicht mit dem bleichen, ernſten Mädchen, das immer ſo nachläſſig gekleidet einherging, und an all' den Dingen, die ihr ſelbſt faſt das ganze Daſein ausfüllten, auch nicht das geringſte Intereſſe hatte.

Auch ſonſt hatte Niemand bei Tiſche Diana vermißt; der flotte, leichtlebige Bruder war froh, wenn er „die Vogelſcheuche" nicht ſah, dem Onkel war ſie zu häßlich,

Digitized by Google

um ſich um die Nichte zu bekümmern, und Guido Halle hatte viel zu viel mit ſeiner reizenden Frau zu thun, um nach der ſtillen, ſchweigſamen Schwägerin zu fragen.

Als die Gäſte ſich entfernt hatten, ging der Maler Erlberg nach ſeinem Zimmer, und der Bankier wollte dasſelbe thun, als ihn ſein Sohn zurückhielt.

„Papa,“ ſagte der junge Mann nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, „ich brauche Geld.“

Herr Erlberg ſah ſeinen Sohn überraſcht an. „Ich habe Dir ja erſt vorgeſtern tauſend Mark gegeben.“

Der junge Offizier zupfte an ſeinem eleganten Schnurrbärtchen. „Ich hatte Malheur beim Spiele, und dann habe ich an den Baron Urſtädt eine Wette verloren.“

„An Baron Urſtädt, den Sonderling? Verkehrſt Du denn mit dem?“

„Zuweilen, Papa, er iſt ein ganz amüſanter Geſellſchafter.“

„Eine Perſönlichkeit, die viel von ſich reden macht, dabei ungeheuer reich,“ bemerkte der Bankier nachdenkend; „das wäre etwas für unſeren Salon! Nur nimmt er ſo ſelten Einladungen an — aber gleichviel! Hektor, Du mußt trachten, ihn in unſer Haus zu bringen. Baron Urſtädt iſt von altem Adel und beſitzt ſehr einflußreiche Verbindungen.“

„Wenn es möglich iſt, Papa,“ lachte der Lieutenant, „ich will mein Beſtes thun. Was haſt Du denn übrigens mit dem alten Baron vor? Haha, das wäre eine paſſende Parthie für unſere Gelehrte!“

Der Bankier zuckte förmlich zuſammen. „Wie ſo?“ frug er raſch. „Erkläre Dich deutlicher.“

„Der Baron ſoll ja ſelbſt ein halber Gelehrter ſein; zuweilen, wenn ihm die Laune kommt, ſchließt er ſich Tage lang ein, um zu ſtudiren und allerlei Hokuspokus zu treiben, da müßte doch Diana mit ihrem ‚gediegenen Wiſſen‘ eine ganz beſonders intereſſante Perſönlichkeit für ihn ſein.“

Der Bankier ſchlug ſeinem Sohne auf die Schulter. „Du biſt doch ein Prachtjunge und haſt herrliche Einfälle! Wäre es möglich, daß Diana's Gelehrſamkeit doch einen Nutzen an ſich hätte! — Baronin Urſtädt, das klingt gar nicht übel, und meine zweite Tochter hätte dann eine ebenſo gute Parthie gemacht als die erſte.“

„Der Baron könnte freilich beinahe Diana's Großvater ſein.“

„Ah bah, was liegt daran! Schön iſt ſie nicht und liebenswürdig auch nicht. Sie ſoll froh ſein, wenn ſie überhaupt einen Mann bekommt. Eine ſolche Parthie,“ der Bankier rieb ſich vergnügt die Hände, „findet ſich nicht alle Tage! Hektor, Du mußt Alles daran ſetzen, um den Baron in unſer Haus zu bringen.“

„Iſt es Dir denn wirklich Ernſt damit, Papa?“

„Aber natürlich! Warum denn nicht? Habe lange genug hin und her geſonnen, was mit Diana anzufangen wäre — das paßt ja ganz prächtig!“

Und ganz enthuſiasmirt ſchritt der Bankier lebhaft auf und ab.

Hektor lachte. „Nun, Papa, an mir ſoll's nicht

fehlen! — Doch bitte, vergiß nicht, mir Geld zu geben!"

„Du ſollſt es haben," ſagte der freigebige Vater, „aber, Hektor, vergiß mir nur nicht den Baron! Hörſt Du wohl?"

Eine halbe Stunde ſpäter trat der Bankier in das Zimmer ſeiner jüngſten Tochter.

Diana ſaß an ihrem Schreibtiſche und las. Der Schein der Studirlampe fiel voll auf ihr bleiches Geſicht, dem ſelbſt der Reiz der Jugend keinen anmuthigen Stempel hatte aufdrücken können. Die Hände in den Schoß gefaltet, ſaß ſie in vorgebeugter Stellung da, die dunklen Augen feſt auf das vor ihr liegende Buch gerichtet.

Der Bankier war ohne anzuklopfen eingetreten. Er drückte vorſichtig die Thüre wieder in's Schloß und ging leiſen Schrittes vorwärts.

Diana hatte ſein Kommen nicht gehört. Sie war ſo in ihre Lektüre vertieft, daß ſie nichts von dem wahrnahm, was um ſie herum vorging.

Herr Erlberg hatte mithin vollkommen Zeit, ſeine Tochter zu betrachten.

Freudiger Hoffnungen voll war er eingetreten, aber es beſchlich ihn doch ein Gefühl der Enttäuſchung, als er ſie ſo reizlos, ſo ohne alle Anmuth daſitzen ſah, und zweifelnd frug er ſich, ob überhaupt Jemand an dieſem blaſſen, unſchönen Mädchen Gefallen finden konnte, an ihr, deren Häßlichkeit nicht einmal einen Anflug von Pikanterie beſaß. Wie nüchtern, wie abgeſchmackt ſah ſie aus mit

dem glatt aus der Stirne geſtrichenen Haar, auf welcher ſich auch nicht das kleinſte, dünnſte Löckchen kräuſelte. Wie war dieſes Geſicht ſo aller Schönheit, aller Friſche bar, und doch zählte Diana erſt zwanzig Jahre!

Der Bankier konnte kaum einen Seufzer unterdrücken.

Und ſie ſollte Baronin werden? War Diana wirklich im Stande, das Intereſſe eines Mannes für ihre Perſon rege zu machen? Faſt kamen ihm Zweifel daran.

Das einzig Gute war noch, daß Baron Urſtädt ein Mann war, der das Sonderbare liebte, der ganz eigenthümliche Marotten hatte, und eben deshalb blieb dem Bankier noch Hoffnung übrig.

Er huſtete leiſe, um ſich bemerkbar zu machen, und als dies nichts half, rief er laut: „Diana!“

Das junge Mädchen fuhr empor und ſtarrte wie traumverloren den Vater an. „Ach, Du biſt's, Papa,“ ſagte ſie dann, ſich erhebend, indeß ein mattes Lächeln ihre Lippen umſpielte; ſie mochte wohl an die Drohung Fräulein Moldau's bezüglich der neuen Hausordnung denken.

Der Bankier nahm eine ſehr würdevolle Miene an. „Ich habe mit Dir zu ſprechen, mein Kind,“ ſagte er, noch unentſchieden, ob er den ſtrengen oder nachſichtigen Vater herauskehren ſollte.

Während er auf dem bequemen Divan in der Ecke Platz nahm, entſchied er ſich für das letztere; wenn gute Worte keine Wirkung hatten, dann war es noch immer Zeit, als ſtrenger Richter aufzutreten.

Diana ſchlug den Schirm der Lampe zurück, ſo daß

Digitized by Google

das ganze Gemach erhellt ward, und setzte sich auf einen Stuhl in ziemlicher Entfernung von ihrem Vater.

Der Bankier zog sein Taschentuch heraus und fuhr damit über die Stirne. Wie schwer war es doch, sich diesem Mädchen gegenüber auszusprechen!

„Du hast heute die Dinerstunde versäumt, obschon wir Gäste hatten," begann er endlich.

„Verzeihung, Papa, es soll nicht mehr vorkommen," versetzte Diana in ruhig kühlem Tone.

„Du mußt zugeben, daß ein solches Benehmen wenig rücksichtsvoll von Deiner Seite ist," fuhr der Bankier erregter fort, „um so rücksichtsloser, als Deine Schwester und ihr Gatte diese Gäste waren, und ich Dir bisher in allen Dingen Deinen freien Willen gelassen habe."

Diana senkte die Augen und schwieg.

Dem Bankier prickelte es in allen Gliedern; für den lebhaften Mann war diese stumme Unbeweglichkeit etwas Entsetzliches! Wenn sie wenigstens widersprochen, sich durch irgend einen Vorwand entschuldigt hätte!

Sein ganzer Zorn ward rege, er konnte nicht mehr an sich halten und wurde heftig. „Das muß ein Ende nehmen, eine solche Isolirung kann ich nicht mehr zugeben! Du thust ja, als ob Du gar nicht zur Familie gehörtest — auch Fräulein Moldan hat sich über Dich bitter beklagt."

Diana hob den Blick und sah ihren Vater starr an. „Die Tante pflegt doch sonst mir gegenüber nicht hinter dem Berge zu halten," sagte sie ruhig und ohne jede

Empfindlichkeit, „sie hat mich vorhin allerdings gescholten, weil ich zu spät nach Hause kam.“

„Und mit Recht,“ grollte der Vater; „außer Deinen Büchern ist Dir Alles gleichgiltig! Betrachte Dich doch, wie Du aussiehst! Ist das eine Toilette für die Tochter des Bankiers Erlberg? Dieses dunkle Fähnchen, kaum gut genug für eine Dienstmagd — diese schlichte, häßliche Frisur, die Dich so unvortheilhaft als möglich kleidet — und dann diese ewige Leichenbittermiene! Und das soll meine Tochter, die Schwester der schönsten, elegantesten Frau der Residenz sein!“

Um Diana's Mund zuckte es, allein ihr bleiches Gesicht blieb unverändert. Sie hatte ruhig die Vorwürfe ihres Vaters angehört, und selbst, als er jetzt aufspringend erbost frug: „Nun, hast Du mich verstanden?“ blieb sie kalt und theilnahmslos sitzen.

Der Bankier rang nach Luft; das war denn doch zu stark, eine solche Fühllosigkeit war ihm noch nicht vorgekommen. Er trat auf Diana zu, und packte sie heftig beim Handgelenk. „Willst Du wohl eine Antwort geben?“

Die dunklen Augen des jungen Mädchens begegneten fest den zornigen Blicken des Vaters.

„Was soll ich antworten,“ versetzte sie kalt. „Was die Natur versagt hat, das läßt sich nicht erzwingen. Olympia ist schön und anmuthig, ich bin reizlos und häßlich. Dagegen läßt sich nicht ankämpfen.“

Der Bankier ließ die Hand seiner Tochter los und murmelte eine Verwünschung. „Ankämpfen,“ höhnte er, „aber verbessern kann man. Ich will meine Tochter nicht

als Aſchenbrödel ſehen, ſie ſoll den Pflichten ihres Standes, ihres Reichthums gerecht werden — mit einem Worte, ich will eine liebenswürdige, freundliche Repräſentantin meines Hauſes, nicht einen verſchrobenen Blauſtrumpf.“

Für einen flüchtigen Moment flammte es in den Blicken des jungen Mädchens auf, ihre Geſtalt richtete ſich empor und über ihr ganzes Geſicht goß ſich eine brennende Röthe. Es ſchien, als ob ſie ſagen wollte: „Was ich geworden bin, zu dem habt Ihr mich mit Eurer Liebloſigkeit, Eurer Zurückſetzung gemacht. Jetzt kann ich nicht mehr anders! Ich kann kein Herz, kein Gefühl für Euch haben, Ihr Alle ſeid mir gleichgiltig geworden.“ Aber Diana ſprach nicht die Worte, die ihr auf den Lippen ſchwebten.

Sie begnügte ſich damit, die Augen niederzuſchlagen und leiſen Tones zu ſagen: „Ich habe kein Talent zur Salondame, mein Sinn ſteht nicht nach rauſchenden Vergnügungen. Ich würde in den eleganten Salons eine ſchlechte Rolle ſpielen, deshalb iſt es beſſer, ich bleibe, wo ich bin.“

„Nein, das ſollſt Du nicht,“ entgegnete der Bankier entſchieden; „von heute ab fordere, verlange, befehle ich es Dir, daß Du an allen geſellſchaftlichen Zuſammenkünften, die in meinem Hauſe ſtattfinden, Theil nimmſt, Du mußt Dich ferner im Theater, auf der Promenade zeigen, und allen Anforderungen gerecht werden, welche die Welt, in welcher wir leben, an Dich ſtellt. Beſchäftige Dich meinetwegen in Deinen Mußeſtunden mit dem gelehrten Krimskrams, der Dich ſo glücklich macht, ich habe

nichts dagegen, aber vorerſt erfülle Deine Pflicht als Tochter, und ſei meinem Hauſe das, was Du demſelben ſein ſollſt. Ich verlange damit nichts Unbilliges und erwarte von Dir unbedingten Gehorſam!“

Durch die hageren Glieder des jungen Mädchens ging ein nervöſer Schauer; die erblaßten Lippen zitterten und in den dunklen Augen zeigte ſich eine geheime Angſt. Sie erhob ſich von ihrem Sitze, ließ ſich aber ſogleich wieder auf demſelben nieder. Eine Minute lang kämpfte ſie noch mit ſich ſelbſt, ob ſie den Vater bitten ſolle, ihr dieſe Marter zu erlaſſen, aber dann ſenkte ſie reſignirt das Haupt.

„Ich werde gehorchen,“ ſprach ſie mit leiſer, aber feſter Stimme. Der „eiſerne Kopf“ hatte wieder einmal den Sieg über ihr wärmeres Empfinden davongetragen.

Der Bankier hatte nichts von dieſem inneren Kampfe ſeiner Tochter bemerkt. In dieſem Augenblicke haßte er das Mädchen förmlich. Dieſe Kälte, dieſe Gleichgiltigkeit gegen alle jene Dinge, an denen ſein Herz ſo ſehr hing, entrüſtete und empörte ihn.

Etwas erſtaunt über Diana's Fügſamkeit war er zwar trotzdem, allein er wurde deshalb nicht milder gegen ſie geſtimmt.

„Ich werde Fräulein Moldan bitten, Deine Garderobe einer gründlichen Muſterung zu unterziehen,“ ſagte er, in ſeiner erregten Promenade innehaltend, „es muß eine geſchickte Kammerjungfer engagirt werden, die ſich Deiner Toilette annimmt, ſo geht es nimmer fort, das laſſe Dir ein- für allemal geſagt ſein.“

Digitized by Google

Damit ging der Bankier zur Thüre hinaus, ohne es nur der Mühe werth zu finden, einen einzigen Blick auf seine gemaßregelte Tochter zu werfen.

Diana blieb regungslos sitzen; ihr Antlitz schien wie zu Stein erstarrt. Was in ihr auch vorgehen mochte, an die Oberfläche kam nichts davon; Thränen, Klagen, Bitten, das hatte sie nie gekannt.

Die nächsten acht Tage nach dieser Scene waren für Diana die martervollsten, die es je für sie gegeben hatte.

Modistinnen, Kleidermacherinnen kamen und gingen; kostbare Stoffe in allen Farben wurden zur Auswahl gebracht, und Diana sollte prüfen, wählen und entscheiden.

Ihr dichtes, langes Haar, das einzig Schöne, was sie besaß, wie Fräulein Moldan sagte, wurde zu einer kunstvollen, modernen Frisur aufgethürmt. Zierlich gekräuselte Ringellöckchen deckten nun ihre bleiche Stirn; an den schmalen Handgelenken glänzten Armbänder und den Ringfinger der linken Hand schmückte ein funkelnder Diamant.

So hatte es ihr Vater haben wollen, und wortlos fügte sich Diana.

Das Debüt der Bankierstochter machte übrigens kein besonderes Aufsehen in den maßgebenden Kreisen.

Man begnügte sich damit, Diana prüfend zu mustern und dann mit Achselzucken zu sagen: „Kein Vergleich mit der schönen, eleganten Schwester! Man hätte das Mädchen in seiner Studirstube lassen sollen, die paßt entschieden nicht für die Welt.“

Damit war Diana's Urtheil gesprochen; man behan-

delte sie höflich, ohne besondere Rücksicht auf sie zu nehmen, und wenn es ja einmal ein Glücksjäger wagte, sich der reichen Bankierstochter zu nähern, so gab er sicher bald wieder den Versuch auf, dem „Eisberg" ein Lächeln zu entlocken.

Diana hatte ihr lästigen Menschen gegenüber eine eigen abweisende Art; ein Blick, ein Wort genügte, um die Zudringlichen in ihre Schranken zurück zu weisen, und andere Freier als solche, welche in ihr nur die reiche Beute sahen, hatte sie nicht.

Das junge Mädchen war tief empört darüber, daß ihr Vater seine eigene Tochter so förmlich an den Pranger stellte; dieses Gefühl machte sie ihrer Familie gegenüber noch kälter und schroffer als je, und wenn sie sich auch widerspruchslos allen Anforderungen fügte, liebenswürdiger, angenehmer war sie deshalb nicht geworden.

Wochen waren so seit Diana's Metamorphose vergangen; im Hause des Bankiers Erlberg herrschte seit einigen Tagen eine geradezu fieberhafte Thätigkeit.

Herr Erlberg gab in dieser Wintersaison seinen ersten Ball, und welches Glück: der Baron Urstädt hatte die Einladung zu demselben angenommen.

Der Bankier kannte sich nicht vor Freude; täglich, stündlich brütete er über seinen Plänen, und wenn er das bleiche, stille Mädchen ansah, das er dazu bestimmt hatte, einen Aristokraten in seine Familie zu bringen, dann frug er sich, warum gerade diesem Mädchen und nicht seiner schönen Olympia dieses hohe Glück beschieden worden sei.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Während in der Residenz Bälle, Konzerte, Soiréen in steter Reihenfolge abwechselten, war es still und ruhig in dem Schlosse des Grafen Stettenheim. Fast zu still und zu ruhig für die lebhafte Comtesse Juliane, die noch immer bei dem in der Rekonvaleszenz befindlichen Bruder weilte und es vergeblich versuchte, durch ihr heiteres Geplauder die trüben Wolken, welche auf des Grafen Stirne lagerten, zu verscheuchen.

Der Graf war wo möglich noch stiller, noch menschenscheuer geworden, als früher. Die schöne Circe, die ihn in ihre Netze hatte locken wollen, war noch immer nicht vergessen. Wohl konnte Eugen Stettenheim dort nicht mehr lieben, wo er nicht achten konnte, aber die Wunde war doch zurückgeblieben und blutete noch heftig; die Erinnerung an Danilla war nicht erloschen, und wenn er sich auch alle Mühe gab, das schöne Weib zu vergessen, des Nachts in seinen Träumen stand sie vor ihm, die dunklen Augen mit leidenschaftlicher Gluth auf ihn gerichtet, in weichen, zärtlichen Tönen Liebe heischend, Liebe spendend, und er, er konnte dann nicht widerstehen. Im Traume drückte er sie an sein Herz, gab er ihr die zärtlichsten Namen, gelobte er ihr ewige Liebe und Treue, fühlte er sich glücklich, namenlos glücklich!

Und dann des Morgens, welch' Erwachen in die graue, trübe Wirklichkeit zurück! Da empfand er sein Elend in doppelter Größe, müde und gebrochen schlich er dann durch die stillen Räume, in denen er einst so ruhig und zufrieden gelebt hatte.

Digitized by Google

Comteſſe Juliane ſah mit Betrübniß dieſen Seelenzuſtand ihres Bruders; ſie hätte ſo gerne die finſteren Wolken von ſeiner Stirne verbannt, ihn einem neuen, beſſeren Leben wiedergegeben.

In fröhlicher Sorgloſigkeit hatte ſie bis dahin ihre Tage verlebt; ſie war das belebende Element am fürſtlichen Hofe geweſen, das mit friſchem, herzerquickendem Hauche die ſtrengen Grenzen der Etikette durchbrach und ſelbſt dem ernſten Antlitze der Fürſtin zuweilen ein leichtes Lächeln abzulocken verſtand.

Sie war nicht eigentlich ſchön zu nennen, die kleine, zierliche Comteſſe, mit dem entſchiedenen Stumpfnäschen in dem runden, roſigen Geſichte, das durchaus unregelmäßige Züge aufwies, aber ſie gefiel doch Jedermann. Wenn ſie lachte — und ſie lachte ſo gerne — dann zeigten ſich tiefe Grübchen in den Wangen und der lachende Mund ließ eine Reihe blendend weißer Zähne ſehen.

Comteſſe Juliane liebte ihre Couſine, die Prinzeſſin Berthilde, ſehr zärtlich; nachdem die erſte Angſt um das Leben des Bruders vorüber war, begann ſie ſich lebhaft nach ihr zu ſehnen, vielleicht auch ein wenig nach der größeren Geſelligkeit des Hofes, denn bei dem Bruder lebte ſie in faſt klöſterlicher Abgeſchiedenheit. Von den Gerüchten, welche über ſein Verhältniß zu der ſchönen Danilla in Umlauf geweſen, war nur wenig an ihr Ohr gedrungen; das von Stettenheim's Hand zerſtörte Bild war ſofort aus dem Zimmer gekommen, und ſein alter, bewährter Kammerdiener hatte Sorge dafür getragen, daß

die Ueberreste des Gemäldes an einen Ort kamen, wo sie vor jedem Späherauge verborgen blieben.

Am liebsten hätte er die Leinwand verbrennen lassen, aber das wagte er doch nicht zu thun, und so steckte das zerschnittene Bild hoch oben in einer entlegenen Bodenkammer unter allerlei altem Gerümpel; die schöne Danilla wäre sicher tief entrüstet gewesen, wenn sie gewußt hätte, in welcher Gesellschaft sich nun ihr zweites Ich befand.

So wenig also Comtesse Juliane auch unterrichtet war, so viel wußte sie doch, daß es eine unglückliche Liebe sei, welche die Seele ihres Bruders in düsteren Banden gefangen hielt.

Ihr sonniges Lächeln, ihr fröhliches Geplauder übte fast gar keine Wirkung auf den Grafen. Er hörte seiner Schwester wie geistesabwesend zu und gab oft Antworten, die deutlich bewiesen, daß er auf ihre Rede gar nicht Acht gegeben.

Der Graf pflegte des Morgens lange zu schlafen, im Schlafe war er ja noch am glücklichsten, wenn ihn dann auch das Erwachen doppelt elend machte. In den von ihm bewohnten Räumen herrschte daher selbst noch in den späten Morgenstunden die lautloseste Stille, damit er durch nichts gestört werde.

Die Comtesse dagegen war eine Frühaufsteherin, und wenn andere Damen ihres Standes sich erst von ihrem Lager erhoben, saß Juliane schon in vollständiger Toilette lesend oder musizirend in dem hübschen, kleinen Boudoir, das sie sich nach ihrem Geschmacke hatte einrichten lassen.

Es war ein kalter, trüber Wintertag, bleigrau und

ſchwer hing der Himmel über dem Schloſſe, durch die Luft wirbelten einzelne Schneeflocken, gleichſam als Vorboten der weißen flockigen Maſſen, die droben am Firmamente hingen und jeden Augenblick zum Herabfallen bereit waren.

Comteſſe Juliane ſtand am Fenſter und blickte ſinnend in den ſchneebedeckten Park hinaus. Da wurde ſie ihren Gedanken durch die Meldung des Dieners entriſſen, daß Seine Excellenz der Miniſter Schönburg die gnädige Comteſſe bitten laſſe, ſeine Aufwartung machen zu dürfen.

Ueber das roſige Geſicht der jungen Dame flog ein Ausdruck des Erſtaunens; es war ihr durchaus unklar, was der Miniſter von ihr wollen konnte. Dennoch gab ſie unverzüglich den Befehl, den Miniſter hereinzuführen, und in die Mitte des Gemaches tretend, ſah ſie geſpannt ſeinem Eintreten entgegen.

Miniſter Gregor Schönburg war ein noch junger Mann; vermöge ſeiner glänzenden Eigenſchaften hatte er raſch Carrière gemacht und eine bedeutende Stellung errungen, obwohl er ein Bürgerlicher und der Sohn mittelloſer Eltern war.

Comteſſe Juliane kannte den Miniſter ſehr gut; ſein Vater war bei dem ihrigen Gutsverwalter geweſen, und wenn der junge Juriſt in den Ferien nach Hauſe kam, da hatte ſich die kleine fröhliche Comteſſe ſtets gefreut, denn Niemand verſtand es ſo gut, auf ihre übermüthigen Streiche einzugehen, als der junge Student.

Der Gutsverwalter war dann geſtorben, und damit hatte der Verkehr zwiſchen Gregor Schönburg und Juliane ein Ende.

Digitized by Google

Der thatkräftige junge Mann war eifrig bemüht, um durch raſtloſe Arbeit ſein Ziel zu erlangen, das kleine Mädchen ward eine reizende junge Dame, und im Laufe der Jahre hatten Beide faſt ihre ehemalige Bekanntſchaft vergeſſen. Erſt am Hofe der Fürſtin v. M. trafen ſie ſich wieder und die halberſtorbene Erinnerung wachte auf's Neue in ihnen auf.

Aber von einem näheren Verkehre konnte keine Rede ſein, ſelbſt als der junge Juriſt ſich ein Miniſterportefeuille errungen hatte.

Der Miniſter war bei Hofe durchaus nicht beliebt; der Fürſtin war das bürgerliche Element in dem Kreiſe ihrer Räthe zuwider, zudem war Gregor Schönburg einer Derjenigen, die ungeſcheut für das Recht und Wohl des Volkes eintraten, und die Fürſtin beſaß viel zu viel Stolz und Eigenwillen, um etwaigen Widerſpruch gutwillig hinzunehmen.

Wäre Gregor Schönburg nicht beim Volke und in den mittleren Bürgerklaſſen ſo beliebt geweſen, ſo hätte er ſich in ſeiner Stellung wohl nicht lange halten können, ſchwer wurde ihm ſein hoher Poſten ohnehin genug gemacht; aber er war eine zähe Natur, er ſetzte allen Anfechtungen eine eherne Stirn entgegen, und da ſeine Handlungsweiſe ſtets eine ſtreng ehrenwerthe und nach allen Seiten hin wohl überlegte blieb, ſo hielt es auch ſchwer, ihm beizukommen.

Der Miniſter war eingetreten und nach einer tiefen Verbeugung an der Thüre ſtehen geblieben.

„Kommen Sie nur näher," ſagte Juliane mit ihrem herzgewinnenden Lächeln, „ich bin ſehr neugierig, zu er-

Digitized by Google

fahren, was der Herr Miniſter von ſeiner einſtigen kleinen Spielgefährtin haben will."

Ohne es ſelbſt zu wollen, hatte Juliane dieſen unbefangenen Ton angeſchlagen, der in dem Herzen des Beſuchers ein eigenthümlich wohlthuendes Gefühl wach werden ließ. Ach ja, die kleine Juliane! Wie herzig, wie lieb war ſie als Kind geweſen, und wie mit einem Schlage ſah er die ganze glückliche, halbvergeſſene Jugendzeit vor ſich. Er trat näher und hinter den Brillengläſern hervor ſchauten blitzende, ſtahlblaue Augen die junge Dame an.

Sonderbar! So befangen hatte ſich Juliane nie gefühlt; der Blick dieſer hellen ſcharfen Augen war ihr tief in's Innere gedrungen.

Um ihre Verlegenheit zu maskiren, lachte ſie leiſe und hieß ihn Platz nehmen. Sie ſelbſt drückte ihr ſchlankes Figürchen in eine Divanecke, und während ihre kleinen roſigen Finger unbarmherzig an der duftenden Roſe zupften, die ſie vorhin in der Hand gehalten hatte, lauſchte ſie ſeiner klangvollen, volltönenden Stimme, mit welcher er jetzt eine Entſchuldigung über ſeinen Beſuch hervorbrachte. Je länger er ſprach, deſto geſpannter, aufmerkſamer hörte ſie zu; jede Spur eines Lächelns war aus ihrem roſigen Geſichte verſchwunden, und auf der klaren Stirne hatte tiefer Ernſt Platz genommen.

Als der Miniſter tief aufathmend ſchwieg, ſagte Juliane mit leiſer, bebender Stimme: „Und ſteht es wirklich ſo ſchlimm mit dem Erbprinzen? Iſt gar keine Hoffnung vorhanden, ihn länger am Leben zu erhalten?"

„Keine, gnädige Comteſſe! Höchſtens bis zum Früh-

jahre, ſagen die Aerzte. Lebend wird der Erbprinz kaum wieder in ſeine Heimath zurückkehren."

Juliane ſeufzte tief auf. „Weiß meine fürſtliche Tante es ſchon?" frug ſie ſtockend.

„Die ganze Wahrheit nicht! Man gibt ihr immer noch die Hoffnung, die Kataſtrophe laſſe ſich noch für einige Jahre hinausſchieben, ich aber habe geſtern direkte Nachrichten aus Italien erhalten, es ſteht ſehr ſchlimm und nur die größte Vorſicht kann noch die ſchwache Lebensflamme vor dem Erlöſchen bewahren."

Das Spiel der kleinen runden Finger hatte längſt aufgehört; die Roſe lag entblättert auf dem weichen Teppich und die zarten Hände hatten ſich krampfhaft gefaltet.

In den ſonſt ſo übermüthig blickenden Augen der Comteſſe ſchimmerte eine Thräne und um den feſt geſchloſſenen Mund zuckte es ſchmerzlich. „Sie haben mir da eine böſe, böſe Nachricht gebracht," ſagte ſie nach einer Pauſe, „ich wollte, ein anderer Grund hätte Sie hierher geführt, als gerade dieſe traurige Botſchaft. Doch," fuhr ſie ſich ermannend fort, „Sie haben Recht, wir müſſen uns in das Unvermeidliche fügen und an die Konſequenzen dieſes Trauerfalles denken. Mein Bruder iſt dazu beſtimmt, der Nachfolger des Erbprinzen zu werden — er hat eine große ſchöne Aufgabe vor ſich, aber er tritt völlig unvorbereitet an dieſelbe heran. Das wollten Sie mir doch vorhin andeuten? Ich glaube, ich habe Sie nur zu gut verſtanden."

Der Miniſter neigte ſein Haupt. „Ja, gnädigſte Comteſſe, Sie haben mich vollkommen verſtanden. Der künftige Fürſt ſteht ſeinem Staate, ſeinem Volke völlig fremd gegen-

über, und doch blicken ſo viele Augen erwartungsvoll auf ihn, doch ſetzt man ſo große Hoffnungen auf ſeinen edlen Charakter, auf ſeinen hohen, großmüthigen Sinn."

Die ſtahlblauen Augen richteten ſich forſchend auf das runde, roſige Antlitz der Comteſſe.

Juliane aber gab keine Antwort. Sie hatte ſich von ihrem Sitze erhoben und ſchritt nachdenkend auf und ab. Ihrem ſcharfen Verſtande war ſofort klar geworden, was der Miniſter eigentlich von ihr, von ihrem Bruder wollte.

Graf Stettenheim hatte ſich nie um die Regierungsgeſchäfte bekümmert, ohne an die Pflichten zu denken, die er einſt auf ſeine Schultern nehmen ſollte, hatte er nur für ſich und ſeine Studien gelebt. Er war nicht ehrgeizig, es gelüſtete ihn nicht darnach, den kleinen Staat zu regieren, dem eine männlich feſte Hand ſo dringend noth that.

Trotz ihrer Jugend, trotz ihrer Sorgloſigkeit hatte Comteſſe Juliane am Hofe ihrer erlauchten Tante für ſo manche Dinge ein offenes Auge gehabt, und ſie wußte ganz genau, daß ſehr Viele mit den beſtehenden Verhältniſſen unzufrieden waren. Sie hatte auch die Fürſtin durchſchaut und wußte, daß dieſe eifrig bemüht war, ſich einen Theil ihrer Macht auch für ſpätere Zeiten zu ſichern; ſie kannte die Zuſtände bei Hofe viel beſſer, viel genauer, als ihr einſiedleriſch lebender Bruder, und ſie hatte ganz richtig erkannt, daß die Abſichten der Fürſtin dahin zielten, den künftigen Regenten gänzlich von ihrem Einfluſſe abhängig zu machen.

Das Alles ging ihr durch den Kopf, während ſie ſo

langsam auf und ab schritt, die Augen zu Boden gesenkt, den sonst so heiter lächelnden Mund ernst und geschlossen.

Der Minister folgte mit den Augen jeder Bewegung der schlanken, zierlichen Gestalt, sein Auge haftete prüfend auf dem Antlitze der Comtesse.

Endlich hob Juliane den Kopf, und zu ihrem Sitze zurückkehrend, sagte sie, die grauen Augen voll zu Gregor aufschlagend: „Lassen Sie uns offen mit einander sprechen; ich kenne die Verhältnisse vielleicht besser, als Sie meinen. Ich weiß sehr wohl, daß mein Bruder sich nie um das Land gekümmert hat, dessen Regent er nun werden soll. Das ist ein großer Fehler von ihm g wesen, aber ich glaube, es läßt sich noch Vieles nachholen, ehe die Zeit herankommt, da er den ihm zufallenden Pflichten Genüge leisten muß. Ich will wahr gegen Sie sein. Mein Bruder ist auf dem besten Wege, ein Hypochonder zu werden, die schönsten Jahre seines Lebens in unthätigem Hinbrüten zu verbringen. Er muß aus dieser Lethargie aufgerüttelt, dem Leben wieder gegeben werden. Diese Absicht hat Sie auch hierher zu mir geleitet, und was Sie nur vorsichtig anzudeuten versuchten, ich habe es voll und ganz empfunden. Mein Bruder muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß er hohe, heilige Pflichten zu übernehmen hat, daß vor solchen jedes persönliche Interesse zurückweichen muß, mit einem Worte, es muß darauf hingewirkt werden, daß er nicht nur seinen Namen zur Regentschaft hergibt, sondern daß er auch wirklich regiert. Ihn dahin zu bringen, ihm seine Pflichten gegen das Land, gegen das Volk darzulegen, das soll meine Aufgabe sein. Ich weiß.

es wird mir nicht ſo leicht werden, denn mein Bruder iſt kein energiſcher Charakter, aber eben deshalb möchte ich ihn ſelbſt vorzeitig vor ſo manchen Strömungen behüten, in denen er ſpäter gänzlich unterſinken würde. Bauen Sie auf mich, Sie ſollen eine treue Verbündete an mir haben."

Sie reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig an ſeine Lippen drückte.

Wohl hatte Gregor Schönburg erkannt, welch' edler Kern ſich unter der lachenden, ſorgloſen Hülle verbarg, aber ſo viel Energie, einen ſo durchdringenden Scharfblick hatte er bei dem jungen Mädchen nicht vermuthet.

Comteſſe Juliane ließ ſich dann noch Einiges über die Verhältniſſe in der Reſidenz berichten. Als ſie den Miniſter entließ, bat ſie ihn, er möge am Abende des folgenden Tages wiederkommen, bis dahin werde ſie mit ihrem Bruder geſprochen haben.

Als der Miniſter anderen Tages kam, ward er freundlich empfangen und freundlich angehört, und als er nach Stunden langer Konferenz ging, da reichte ihm der Graf gütig die Hand mit den Worten: „Auf baldiges Wiederſehen!"

Das Eis war gebrochen, Graf Stettenheim dem Leben und einer nutzbringenden Thätigkeit wieder gegeben. Vor dem mahnenden Gedanken an ſeine heilige Pflicht trat das Bild der ſchönen Sängerin verblaßt in den Hintergrund zurück, und in raſtloſer, thätiger Arbeit ſollte das Leid eines ſchwärmeriſchen Liebestraumes ſein Ende finden.

Dreizehntes Kapitel.

In dem großen, eleganten Hause des Bankiers Erlberg herrschte ein lebhaftes Wogen und Treiben. Aus den Fenstern strahlte ein helles Lichtmeer in die dunkle Winternacht hinaus, Diener rannten eilfertig die Treppen auf und ab, Alles war in vollster Thätigkeit und Bewegung.

In ihrem Ankleidezimmer stand Diana vor dem Spiegel. Sie drückte die Augen zu, um sich nicht in der eleganten Toilette sehen zu müssen, die der Bankier zu diesem Feste eigens von Paris hatte kommen lassen. Durch alle möglichen künstlichen Behelfe war der hageren Gestalt des jungen Mädchens eine gewisse Fülle verliehen worden, und das reiche, dunkle Haar war so geschickt arrangirt, daß man dessen ganze Ueppigkeit bewundern konnte; sehr sorgfältig war bei der Auswahl der Farben darauf Bedacht genommen, daß diese dem bleichen Gesichte Diana's ein wenig Frische verliehen, denn Fräulein Erlberg hatte sich entschieden geweigert, zu dem bewährten Hilfsmittel gefallsüchtiger Damen, zu Puder und Schminke ihre Zuflucht zu nehmen.

Mit geschlossenen Augen stand sie gleich einer Bildsäule da, während die Zofe sich mit dem Faltenwurfe der Schleppe beschäftigte, deren silberglitzernder Stoff weit über den Teppich hinfloß. Jeden Augenblick glaubte sie, sie müsse sich den glänzenden Flitterstaat vom Leibe reißen und in die Einsamkeit ihres stillen Zimmers flüchten, um all' diesem bunten Tand zu entgehen.

Vergebens! Das Machtwort des Vaters hielt sie hier

feſtgebannt, ſie mußte dieſen tollen Feſtesjubel mitmachen, ſie, die am liebſten in eine Wüſte geflohen wäre, um von der ganzen Welt nichts ſehen und hören zu müſſen!

Die Zofe hatte ſich aus ihrer gebückten Stellung erhoben und trat jetzt einige Schritte zurück. „Gnädiges Fräulein ſind fertig," ſagte ſie. Diana öffnete die Augen, und zum erſten Male betrachtete ſie ihr Spiegelbild.

Im erſten Moment fuhr ſie wie geblendet zurück. Welche Fülle von Schmuck und glänzenden Stoffen hatte man an ihre unſchöne Geſtalt verſchwendet! In den Ohren blitzten große Diamanten vom reinſten Waſſer; auf den künſtlichen Roſen im Haar wiegte ſich ein aus funkelnden Steinen gebildeter Schmetterling. Um den Nacken legte ſich ein kunſtvoll gearbeitetes Halsband, an den Armen blitzten koſtbare Reifen, und wie eine rieſelnde Fluth von flüſſigem Silber war das Gewand anzuſehen, das in rauſchenden Wogen die Geſtalt Diana's umgab.

Ein bitteres Lächeln irrte um die Lippen des jungen Mädchens. Wozu dies Alles? Sie konnte doch Niemand gefallen!

„Darf man herein?" ertönte von draußen die Stimme des Bankiers.

Diana gab dem Mädchen einen Wink, die Thüre zu öffnen, und trat vom Spiegel zurück. Wartend blieb ſie in der Mitte des Gemaches ſtehen, mit gefurchter Stirne und feſt zuſammen gepreßten Lippen.

Erlberg trat mit ſeiner gewohnten Lebhaftigkeit ein. Der Bankier war ſchon in vollſtändiger Feſttoilette; ſein glattes, rothes Geſicht ſtrahlte vor Entzücken über das ge-

lungene Arrangement in den Empfangsräumen, und sein Blick ruhte freundlicher als sonst auf dem bleichen, unbeweglichen Gesichte der Tochter.

„Hm, hm, nicht übel, ganz hübsch," sagte er, Diana von allen Seiten betrachtend; „nur etwas leichtere, ungezwungenere Haltung! Nun, das kann noch kommen. Alles kann man nicht auf einmal verlangen. Süperbe, diese Pariser Toilette. Ja, das muß man den Franzosen lassen, Geschmack haben sie."

Diana streifte mit einem kühlen Seitenblicke den redseligen Vater. An welch' nichtigen, oberflächlichen Dingen hing doch sein Herz! Glanz und Bewunderung galten ihm Alles, und deshalb würden sie einander auch wohl nie verstehen lernen.

Der Bankier besah noch immer prüfenden Blickes seine Tochter. Er hatte plötzlich herausgefunden, daß Diana eigentlich gar nicht so häßlich war, und daß es nur an ihr selbst lag, wenn kein Mensch Gefallen an ihr finden konnte. Wenn sie, statt finster und mürrisch d'reinzusehen, die Augen voll aufschlagen und anmuthig lächeln würde, so müßte sie das um Vieles hübscher und frischer machen.

„Sie können gehen," wandte sich der Bankier an die Zofe, die sich im Hintergrunde des Gemaches zu schaffen machte, „legen Sie dem Fräulein Bouquet und Fächer zurecht."

Das Mädchen verschwand, nachdem es den Befehl des Bankiers ausgeführt, und Erlberg war nun mit seiner Tochter allein.

„Diana," sagte er so weich und gütig, wie er noch

nie zu ihr geſprochen, „gib Dir doch Mühe, dieſe ernſte Miene abzulegen. Ein Mädchen in Deinem Alter ſollte nur Lachen und Frohſinn kennen, man wäre verſucht, Dich für die unglücklichſte Perſon der Welt zu halten, wenn man in Dein trübes, düſteres Geſicht ſieht. Verſuche es nur heute, ein wenig anders auszuſehen."

Müde und kalt hob Diana den Blick zu ihrem Vater empor. „Ich habe an ſolchen Feſten keine Freude," ſagte ſie gepreßt, „ich fühle mich einſam und verlaſſen in dem bunten Getriebe."

Der Bankier wurde wieder heftig. „Thörichtes Mädchen," ſchalt er, „danke Gott, daß Du in glänzenden Verhältniſſen lebſt! Doch gehen wir, Du biſt unverbeſſerlich."

Diana gab keine Antwort. Sie nahm Bouquet und Fächer auf und folgte wortlos ihrem mit ärgerlicher Miene haſtig voranſchreitenden Vater.

Erlberg hatte glücklicherweiſe bald keine Zeit mehr, weiter über die ſonderbare Laune ſeiner jüngſten Tochter nachzudenken, denn jetzt kam ſeine Aelteſte herangerauſcht, ſtrahlend, blendend in entzückender Schönheit, ein bezauberndes Lächeln auf den Lippen, die reizendſte Verkörperung von Frohſinn und Freude.

Ein bitteres Gefühl des Schmerzes durchzuckte Diana's Herz, als ſie ſah, mit welchem Entzücken der Bankier ſeine Lieblingstochter begrüßte. So war es ja immer geweſen! Das häßliche Kind ward geſcholten, die ſchöne Tochter vergöttert.

Ohne ſich um die jetzt zahlreich ankommenden Gäſte viel zu kümmern, durchſchritt ſie eilig die Säle, um ein

ſtilles Plätzchen zu finden, wo ſie ſich allein ihren Gedanken hingeben konnte. So war ſie bis in den Wintergarten gekommen, deſſen ruhige Stille nur das leiſe Plätſchern der Fontaine unterbrach, die von blühenden Orangenbäumen umgeben, ihren feinen Waſſerſtrahl hoch empor in die laue, dufterfüllte Luft ſandte.

Dieſe Ruhe, dieſe Stille that dem verbitterten Herzen des Mädchens unendlich wohl. Sie lehnte ſich an das Baſſin, in welches die Waſſerſtrahlen mit leiſem Plätſchern zurückfielen, und ihr Blick tauchte in den kryſtallhellen Waſſerſpiegel, auf deſſen Grunde kleine Silberfiſchchen in fröhlichem Haſchen nach einander jagten. Allmählig löste ſich die Erſtarrung, die Diana's Herz gefangen hielt; zum erſten Male ſeit langer Zeit begann ſie wieder ſich jung und kräftig zu fühlen. Sie ſah dem neckiſchen Spiele der flinken Fiſchlein zu, und plötzlich wandelte ſie die Luſt an, ihre Hand in die kühlende Fluth zu tauchen und die blinkenden Waſſertropfen aufzufangen, die ſich in tauſend winzige Atome zerſtäubten.

Sie ſtreifte den Handſchuh ab und ließ auf ihre flache Hand die zurückfallenden Waſſerſtrahlen ſprühen.

Wie das kühlte, wie das erfriſchte!

Und von der Hand zog ſich dieſes erfriſchende, belebende Gefühl weiter hinauf in den Arm, weiter, weiter bis zum Herzen, und mit einem Male ward ihr ſo leicht zu Muthe, wie es ihr noch nie geweſen. Aus den ſchäumenden Waſſerperlen tauchte jetzt langſam ein bärtiges Antlitz empor, und zwei gutmüthige blaue Augen blickten das ſinnende Mädchen an.

Digitized by Google

Wo hatte ſie dieſe Augen nur geſehen? Sie wußte, zu ihnen gehörte eine tiefe Männerſtimme und ſtruppiges, blondes Haar, die Hand, welche die blinkenden Waſſertropfen aufhielt, zitterte leicht. Ach ja, jetzt wußte ſie es — das war der Herr v. Tricksleben, der ſich aus Büchern nichts machte und ſeine ganze Bibliothek verkaufte, um wieder zu Geld zu kommen, ein Mann, deſſen Sache „leſen, ſtudiren" nicht war, ein Menſch, der nur Sinn für ſeine Landwirthſchaft beſaß, die er wieder auf einen grünen Zweig bringen wollte.

Seltſam! Wie gut ſie das Alles heute noch, nach Wochen wußte. Woher das wohl kommen mochte, daß ſie ihn jetzt ſo deutlich vor ſich ſah, ſogar den Klang ſeiner Stimme zu vernehmen meinte? Was kümmerte er ſie denn? Wahrſcheinlich ſah ſie ihn nie wieder.

Während dieſer Reflexionen hatte das Antlitz des jungen Mädchens einen ganz eigenen Ausdruck angenommen. Alles Herbe, Finſtere war aus Diana's Zügen verſchwunden; ein weicher, ſanfter Zug legte ſich um ihren Mund; in den dunklen Augen ſchimmerte es feucht wie ſehnendes Verlangen, und in die blaſſen Wangen war langſam eine helle, zarte Röthe getreten. In dieſem Momente war ſie faſt ſchön, zu nennen.

„Ach, hier muß man Dich ſuchen," rief plötzlich eine laute Stimme, die Träumereien des jungen Mädchens jäh unterbrechend.

Diana zuckte zuſammen. Ihre Augen ſchloſſen ſich wieder halb, aber die feine Röthe auf ihren Wangen blieb. Einige Schritte von ihr entfernt ſtand ihr Vater an der

Seite eines kleinen, ältlichen Herrn, dessen scharfer Blick beobachtend auf ihrem Antlitze ruhte.

Diana hatte ihre nasse Hand eilig an ihrem Spitzentaschentuche abgetrocknet, und beschäftigte sich nun damit, ihren Handschuh wieder über die noch etwas feuchten Finger zu ziehen.

Eine augenblickliche Verwirrung hatte sich ihrer bemächtigt; ihre Züge fanden sich nicht so rasch in ihren alten Ausdruck wieder, und auch der feuchte Glanz der Augen war noch geblieben.

Der Bankier war entzückt, noch nie hatte sich seine Tochter vortheilhafter präsentirt, als in diesem Augenblicke, da er ihr nun den Baron Urstädt vorstellte.

Ueber das kleine, vertrocknete Gesicht des Barons flog ein verbindliches Lächeln. Er sagte einige Worte, welche Diana ganz angenehm berührten.

Vielleicht auch befand sie sich heute in einer milderen Stimmung, die ihr ihre Umgebung in einem günstigeren Lichte erscheinen ließ. Ihre Antwort war jedenfalls zur Zufriedenheit des Bankiers ausgefallen, denn er nickte ihr freundlich zu, und aus seinen lebhaften Augen leuchtete der helle Triumph über diese Willfährigkeit seiner Tochter.

Der Baron knüpfte mit Diana ein Gespräch an; er bot ihr sogar seinen Arm, um sie zur Gesellschaft zurückzuführen, und der Bankier sah mit seligem Entzücken alle seine kühnen Träume der Erfüllung sich nähern. Vielleicht wäre er etwas enttäuscht gewesen, wenn er einige Minuten später seine Tochter am Arme des Barons beobachtet hätte, denn Diana hatte bald wieder ihre ernste, kalte Miene an-

Digitized by Google

genommen, und ihre Antworten lauteten genau ſo unliebenswürdig, wie ſie ſolche ſtets zu geben gewöhnt war. Doch den Baron genirte dieſe Schroffheit nicht; im Gegentheile, er amüſirte ſich ganz prächtig dabei.

Das Kartenſpielen à deux bei der ſchönen Kronau begann ihn ſchon zu langweilen, denn es bot ihm keinerlei Reiz mehr, zu ſehen, wie die blonde Emma lachenden Mundes ihren Gewinn einſtrich.

Der Baron war ein Mann, der viel geſehen und viel erlebt hatte; trotz einer wild verbrachten Jugend hatte er ſich ſo ziemlich konſervirt und eine gewiſſe Geiſtesfriſche bewahrt, die ihn gierig nach Abwechslung und Unterhaltung ſuchen ließ, freilich wieder auf eine eigene Weiſe, denn etwas Beſonderes hatte Urſtädt ſelbſt in ſeinen jüngeren Jahren an ſich gehabt. Er hatte ein eigenes Vergnügen daran, die ſchwachen Seiten und Fehler der Menſchen aufzuſpüren und dieſe ſolchergeſtalt in einer gewiſſen Abhängigkeit von ſich zu erhalten. Mit grauſamer Bosheit unterſtützte er oft die Schwächen ſeiner Bekannten, um die daraus entſtehenden Konſequenzen zu verfolgen.

Er wußte recht gut, daß die ſchöne Kronau beim Spiel betrog, aber ihm wäre es nicht im Traume eingefallen, irgend einen der Spieler zu warnen, oder von der von ihm gemachten Entdeckung in Kenntniß zu ſetzen.

Im Gegentheil, er freute ſich, wenn die ſchöne Emma ſo einen „Gimpel" wieder tüchtig gerupft hatte, das war für ihn nicht mehr als der Akt einer Komödie, die ſich vor ſeinen Augen für ihn allein abſpielte. Es ergötzte ihn unendlich, als er ſah, daß der junge Erlberg bei der

Digitized by Google

ſchönen Kronau Feuer fing und keinen Spielabend bei ihr verſäumte; mit lächelnder Miene ſah er zu, wie der junge Mann bedeutende Summen opferte, und ſein Verkehr mit Hektor Erlberg geſtaltete ſich nur deshalb lebhafter, weil er nicht eine Scene des Drama's verſäumen wollte, das ihn ungemein zu intereſſiren begann.

Als ihn Hektor einlud, in ſeines Vaters Haus zu kommen, da hatte er ſofort hinter dieſer Einladung einen beſonderen Grund gewittert. Die Schwäche des Bankiers für adelige Namen und vornehme Bekanntſchaften war allgemein bekannt, und als Hektor einmal leicht hinwarf, ſeine jüngſte Schweſter ſei eigentlich ein Unikum von einem Mädchen, eine förmliche Gelehrte, die ſich von allem geſellſchaftlichen Verkehr konſequent abſperrte, da hatte er zu dieſer Mittheilung diaboliſch gelächelt.

Alſo da hinaus lief die ganze Geſchichte! Man wollte ihn durch das ſeltſame Mädchen an das Haus feſſeln, vielleicht gar — er fand dieſen Gedanken doch zu ſpaßhaft!

Aber eben das Komiſche bei der Sache reizte ihn; welch' ein Vergnügen, zu ſehen, wie der Bankier Alles aufbot, um ſeinen ariſtokratiſchen Gaſt für immer an ſeine Familie zu ketten! Das war zu köſtlich, um die Geſchichte nicht mitzumachen. Urſtädt nahm die Einladung an, mit dem Entſchluſſe, die Komödie bis zur höchſtmöglichen Spitze zu treiben, das gab doch wenigſtens ein Amüſement für die Wintermonate.

Nicht ohne Neugierde ſah er der erſten Begegnung mit Diana entgegen.

Er hatte ſich kein richtiges Bild von dem jungen Mäd-

chen entworfen; er hatte erwartet, eine auf ihr Wiſſen eingebildete, ziemlich abgeſchmackte junge Dame zu finden, ſtatt deſſen ſah er ein finſteres, verſchloſſenes Weſen vor ſich, das durchaus nicht geneigt ſchien, mit ſeinen erworbenen Kenntniſſen zu prahlen.

Der Baron war es nicht gewöhnt, daß man ihm ſo kühl und ſchroff entgegen trat, wie es Diana that. Das eigenthümliche Benehmen des Mädchens verdroß ihn und reizte ihn zu gleicher Zeit, ſeine Künſte an ihr zu verſuchen.

Baron Urſtädt war niemals ſchön geweſen und jetzt als fünfzigjähriger Mann war er es noch weniger, aber ſeine Art und Weiſe, ſich zu geben, hatte für die Frauen ſtets etwas Anziehendes gehabt.

Was es nun auch ſein mochte, das ihm eine gewiſſe Unwiderſtehlichkeit verlieh, Thatſache war, daß er ſich ſeines Einfluſſes bewußt war. Er wollte ſeine Macht auch an dieſer widerſpenſtigen Mädchenſeele erproben.

Diana war in ihrem Innern erſtaunt über die Zähigkeit des Barons; ein Anderer an ſeiner Stelle wäre in den erſten fünf Minuten gegangen, und er hielt ſich nun ſchon über eine Stunde an ihrer Seite, ohne ſich um die kurzen, ſcharfen Antworten zu kümmern, die wieder ſo herb als möglich von ihren Lippen klangen.

„Ich halte Sie wohl vom Tanze zurück?“ ſagte der Baron, Diana mit ſeinen ſcharfen, blitzenden Augen feſt fixirend.

Das junge Mädchen zuckte leicht mit den Schultern. „Ich tanze nicht,“ ſagte ſie kühl, „ſolche Feſte ſind mir überhaupt verhaßt. Ich bin am liebſten allein.“

Der Baron biß sich auf die Lippen. „Wollen Sie damit sagen, daß Ihnen meine Gegenwart lästig ist?“ fuhr es ihm fast wider Willen heraus.

„Wenn Sie solches voraussetzten, würden Sie mich schon längst verlassen haben,“ gab sie ruhig zur Antwort.

Urstädt schäumte innerlich vor Wuth; dieses Mädchen mußte gedemüthigt werden um jeden Preis.

„Ihre Antwort klingt hart,“ sagte er nach einer Pause. „Sie würden nicht so abweisend sprechen, Fräulein Erlberg, wenn Sie wüßten, welch' tiefes Interesse Sie mir eingeflößt haben. Sie sind so ganz anders, als die jungen Damen Ihres Alters, und ich begreife deshalb sehr wohl, wie wenig Gefallen Sie an rauschenden Festlichkeiten finden mögen. Ich selbst meide ja oft Wochen lang jede Gesellschaft, aber dann kommen doch oft Tage, Stunden über mich, wo ich mich unendlich einsam und verlassen fühle, dann treibt es mich wieder hinaus in das wogende Getümmel, und eine Zeit lang fühle ich mich da auch wieder ganz wohl, bis wieder ein Rückschlag eintritt, und ich mich einem Einsiedler gleich in meine Zelle verkrieche.“

Er hielt inne und sah das junge Mädchen erwartungsvoll an.

Während der Rede des Barons hatte Diana ruhig mit ihrem Fächer gespielt, ihr Antlitz war starr und unbeweglich geblieben, es war keine Möglichkeit für den Baron, zu entdecken, welchen Eindruck seine Worte bei ihr hervorgebracht hatten. Selbst als er jetzt schwieg, hob sie noch immer nicht den Blick, ja es schien, als sei sie gar nicht

Digitized by Google

gewillt, ihm eine Antwort zu geben, und doch hatte der Baron ſo ſicher darauf gerechnet, daß ſeine Worte ſie aus ihrer Lethargie reißen würden.

Endlich, endlich hoben ſich die geſenkten Wimpern und ein kalter Blick traf den Baron. „Wozu haſt Du mir dies Alles geſagt?“ ſo ſchienen die düſteren Augen zu fragen.

Aber der Baron ließ ſich nicht entmuthigen, nur ſchlug er jetzt ein anderes Thema an. Geſchickt den Faden des Geſpräches lenkend, begann er von den weiten Reiſen zu erzählen, die er unternommen hatte, ſeine reichen Kenntniſſe über Land und Leute dem jungen Mädchen mitzutheilen, und jetzt hatte er die richtige Saite angeſchlagen. Geſpannt hörte Diana zu, zuweilen einige Worte einſtreuend, die deutlich bewieſen, wie ſehr ſie jetzt bei der Sache war, und als der Baron das Haus des Bankiers verließ, da ſagte er mit triumphirendem Lächeln zu ſich, daß der erſte Schritt viel beſſer ausgefallen ſei, als er anfänglich erwartet hatte.

Von da ab kam Baron Urſtädt ſehr häufig in das Erlberg'ſche Haus, deſſen Thüren ſich ihm in der gaſtfreundlichſten Weiſe öffneten.

Der Bankier konnte es kaum glauben, daß Diana wirklich die einzige Anziehungskraft ſei, die den Baron ſo mächtig in ſein Haus zog; aber es mußte doch ſo ſein, denn Urſtädt beſchäftigte ſich bei ſeinen Beſuchen vorzugsweiſe mit dem bleichen Mädchen, das indeß noch immer eine gewiſſe Zurückhaltung beobachtete, und nur in ſeltenen Fällen ſich zu einer längeren Antwort herbeiließ.

Dennoch war eine Veränderung mit Diana vorgegangen; ihr ganzes Denken und Empfinden war lebhafter, erregter geworden. Das Mißtrauen, welches sie dem Baron anfänglich entgegen gebracht, schwand nach und nach, und die dämonische Kraft, welche dieser Mann über die Frauenseelen ausübte, begann auch bei Diana zu wirken. Aber nicht in solchem Grade, um ihr ganzes Sein und Wesen umzugestalten, sie freundlicher, liebenswürdiger zu machen.

Fräulein Moldan hatte Recht, Diana besaß einen eisernen Kopf, bei dem weder im Guten, noch im Bösen etwas auszurichten war.

Und diesen eisernen Kopf hatte Baron Urstädt zu bändigen beschlossen. Er sah sein Werk vorwärts gehen, wenn auch sehr langsam. Schritt für Schritt und mit Geduld hoffte er zum Ziele zu gelangen, aber auch er hatte dabei eine Erfahrung an sich zu machen. Er, der alternde Mann, begann in seinem Herzen eine eigenthümliche Neigung für das blasse, unschöne Mädchen zu fühlen, eine mit Haß und Eifersucht gemischte Neigung, wie sie nur in der Seele dieses Sonderlings entstehen konnte, so seltsam, so eigenartig. Aber es war eine Liebe, die unmöglich Glück bringen kann, eine jener verhängnißvollen Leidenschaften, die der Unterwelt entsprungen zu sein scheinen, die nur unglücklich machen und auf denen nimmer der Segen des Himmels ruht.

Arme Diana! Zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie bei einem Manne ein wärmeres Gefühl für sich erweckt, und gerade dieses Gefühl sollte der dunkelste Punkt ihrer freudlosen Jugendzeit werden.

Vierzehntes Kapitel.

Der Maler Robert Erlberg war im fürſtlichen Schloſſe ein häufiger Gaſt geworden. Die Fürſtin hatte ihn einige Male in ſehr gnädiger Weiſe angeredet, und hatte ihm dann ſogar die Ehre zu Theil werden laſſen, ihr Porträt malen zu dürfen. Zu dieſem Zwecke war dem Maler ein hübſches Atelier im fürſtlichen Schloſſe eingeräumt worden, und da das Bild zu der Fürſtin Zufriedenheit ausgefallen war, ſo hatte er den Auftrag erhalten, auch Prinzeſſin Berthilde in Lebensgröße zu malen.

Mit welcher Luſt, mit welchem Eifer ging der Maler an die Arbeit!

Das Bild der ſchönen Prinzeſſin ſollte ein Meiſterſtück werden, mit den Augen der Liebe und mit den Händen eines Künſtlers gemalt, welch' ſelige Augenblicke trauten Beiſammenſeins ſtellten ſich ihm da in Ausſicht! Jetzt durfte ungeſcheut ſein Auge auf den holden Zügen ruhen, ſich mit trunkenem Entzücken in dieſe feinen Linien vertiefen, ſchwelgen in dem Anblicke der lieblichen Geſtalt, den ſüßen Mund mit allen ſeinen Reizen wiedergeben, aus vollem, übervollem Herzen das Glück genießen, das zweite Ich dieſer ſchönen Fürſtentochter in gleicher Vollkommenheit auf die Leinwand zu zaubern. Die ganze Ueberſchwenglichkeit einer feurigen Künſtlerſeele war in Robert Erlberg wieder wach geworden.

Was die Zeit mit ihrem ſcharfen Griffel davon überſtrichen hatte, das kam wieder zum Vorſchein; er fühlte ſich neu verjüngt, neu belebt, dieſem holden Fürſtenkinde gegenüber, das in wunderbarer Lieblichkeit vor ihm ſtand.

Digitized by Google

Wie hatte die Liebe dieſes Mädchen verſchönt, zu ihren vielen Reizen noch tauſend andere hinzu gegoſſen; kein anderes Wort, als das der ſanften Abwehr war über Berthildens Lippen gekommen, und doch wußte er, daß ſie ihn liebe mit der ganzen Innigkeit ihres ſtillen, keuſchen Gemüthes, ohne an die Schranke zu denken, die das unerbittliche Schickſal zwiſchen ſie Beide geſetzt.

An das, was weiter kam, kommen mußte, dachte er nicht; für ihn war nur die glückliche, beſeligende Gegenwart da.

Er hatte es ja immer ſo gehalten, ſtets nur für den Augenblick gelebt und nie an die Zukunft gedacht.

Wie oft hatte er ſchon ſo geſpielt! Wie oft ſchon hatte er Liebe und Treue geſchworen, und wie bald den Schwur ſtets wieder gebrochen! Doch, was kümmerte ihn das! Er, der leichtlebige, feurige Künſtler war in ſeinem ganzen Leben doch nur einer Göttin treu geblieben, und das war ſeine Kunſt, an der er mit ganzer Seele hing; mochten die Frauen, die er geliebt, noch ſo ſchön, noch ſo bezaubernd geweſen ſein, der Moment der Ernüchterung war doch bei ihm eingetreten, manchmal früher, manchmal ſpäter, und achtlos hatte er dann die Roſe, deren Duft ihn einſt ſo ſehr entzückt, bei Seite geworfen. Was lag ihm daran, ob ſie dann welkte und einſam verblühte, für ihn hatte ſie ihren Werth für immer verloren.

Arme Berthilde, armes Mädchen! Selbſt ihr hoher Rang ſollte ſie nicht vor dem bitteren Leide ſchützen, die erſten zärtlichen Gefühle ihres Herzens an einen Unwürdigen zu verſchwenden. Sie ahnte nichts von dem, was

ihr die Zukunft bringen ſollte, ſie dachte überhaupt nicht an eine ſolche; ſie ſchwelgte nur in ſüßen Träumereien, die Seele ganz von dem Bilde des geliebten Mannes erfüllt, dem Erſten und Einzigen, der je im Leben ihrem Herzen ſo nahe getreten war.

So ſaß ſie auch heute ganz ihren Gedanken hingegeben in ihrem Zimmer; in dem Marmorkamine kniſterte ein helles Feuer, deſſen flackernder Schein ſich mit dem milden Lichte der Lampe vermiſchte, die, durch roſige Gläſer gedämpft, mit ſanftem Schimmer das trauliche Gemach übergoß.

Prinzeſſin Berthilde war allein; ſie lehnte in einem bequemen Schaukelſtuhle, ein Buch in den feinen weißen Händen haltend. Aber ſie hatte nicht geleſen; ihre Gedanken weilten bei Robert Erlberg, und mit einem Male erfaßte ſie eine namenloſe Sehnſucht nach ihm, nach ſeiner Nähe.

Sie erhob ſich aus ihrer bequemen Lage und ſchritt unruhig auf und ab; ſehen konnte ſie ihn jetzt nicht, das wußte ſie nur zu gut, denn ſelbſt wenn ſich irgend ein Vorwand gefunden hätte, um den Maler kommen zu laſſen, ſo war dies unmöglich, da Erlberg um dieſe Zeit gewöhnlich ſchon ſein Atelier und das Schloß verlaſſen hatte.

Sehen, ſehen konnte ſie ihn heute nicht mehr, aber — Prinzeſſin Berthilde blieb ſtehen und legte die Hand ſinnend an die Stirn — ſie konnte in ſein Atelier gehen, den Raum betreten, in welchem er Stunden lang weilte, ſie konnte ihr Bild betrachten, an dem er noch vor Kurzem gearbeitet haben mochte, ſie konnte all' die Gegenſtände

ſehen, die ſeine Hände berührt hatten, und — ihr ſuchend umherirrender Blick fiel auf eine Kryſtallſchale voll der herrlichſten Veilchen — ſie konnte ihm ein Sträußchen der ſüßduftenden Blüthen hinlegen, und am nächſten Morgen würde er wiſſen, daß ſie dort geweſen ſei und ſeiner gedacht habe.

Raſch entſchloſſen ſuchte die Prinzeſſin das ſchönſte Veilchenbouquet aus und verbarg es ſorgfältig; noch einen Augenblick blieb ſie, wie ſich beſinnend, ſtehen, dann richtete ſie ihr ſchönes Haupt ſtolz empor und verließ leichten, elaſtiſchen Schrittes das Gemach.

Das Atelier Robert Erlberg's lag neben dem Bibliothekzimmer der Prinzeſſin, von dieſem führte eine kleine Tapetenthüre in den ziemlich geräumigen Saal, welcher dem Künſtler als Atelier angewieſen worden war.

Flüchtigen Fußes durchſchritt die Prinzeſſin einige nur matt erleuchtete Gemächer, jetzt ſtand ſie vor der Thüre des Bibliothekzimmers.

Eine Sekunde lang drückte ſie beide Hände gegen ihr heftig pochendes Herz, dann öffnete ſie raſch und trat ein.

In den hohen Glasſchränken an den Wänden ſtanden die Werke von Berthildens Lieblingsautoren in reich verzierten Einbänden, an einer Wand hingen in dunklen Rahmen hübſche Zeichnungen, welche die Prinzeſſin angefertigt hatte, auf dem großen teppichbelegten Tiſche in der Mitte des Zimmers lagen Mappen, welche Arbeiten der jungen Fürſtentochter enthielten, die ſeit einiger Zeit ſich mit wahrem Feuereifer ihren Zeichenſtudien hingegeben hatte.

Berthilde trat an den Tiſch und ſchraubte die hell

brennende Lampe lieſer, aber plötzlich zuckte ſie mitten in ihrer Beſchäftigung jäh zuſammen; ſie hatte nebenan Stimmengeräuſch vernommen. War Erlberg in ſeinem Atelier und nicht allein?

Erröthend und erbleichend trat Berthilde an die kleine Tapetenthüre. Sie vernahm jetzt ganz deutlich das volle, ſonore Organ einer Frauenſtimme.

Eine raſende Eiferſucht bemächtigte ſich ihrer plötzlich. Was hatte eine Frau bei dem Maler zu thun?

Das Atelier Erlberg's mündete auf einen Seitenkorridor, von welchem eine ſchmale Hintertreppe hinab in den Schloßhof führte; man konnte daher ganz gut ungeſehen dahin gelangen und ebenſo wieder das Atelier verlaſſen.

War ihm dieſer Umſtand bekannt und hatte er denſelben benutzt, um dieſe Frau hereinzulaſſen, oder war ſie aus eigenem Antriebe gekommen? In welchem Verhältniſſe ſtand ſie zu ihm, was wollte ſie von ihm?

Während dieſe Fragen in wirrem Durcheinander ihr fieberndes Hirn durchflogen, ſtand die Prinzeſſin dicht vor der Thüre, die zum Atelier führte — ein leiſer Druck ihrer bebenden Hand genügte, die Thüre öffnete ſich. Berthilde blieb im Rahmen derſelben zitternd vor Aufregung ſtehen und ſah durch einen Spalt der ziemlich dicht ſchließenden Portièren.

Das Atelier des Künſtlers war hell erleuchtet, das volle Licht der großen Hängelampe fiel auf eine berückend ſchöne Frauengeſtalt, welche hoch aufgerichtet in der Mitte des Gemaches ſtand. Sie hatte den langen Pelzmantel nachläſſig auf einen Stuhl geworfen und beſchäftigte ſich

eben damit, das schwarze Spitzentuch von dem goldig-rothen Gelock zu nesteln, das ihr in schweren Massen über Schultern und Nacken fiel. Jetzt war sie damit zu Ende und das Tuch flog neben dem Mantel auf den Boden hin, ohne daß Erlberg sich die Mühe genommen hätte, dasselbe aufzuheben.

Der Maler lehnte mit verdrießlicher Miene an einem Pfeilertischchen und sah dem Beginnen der schönen Frau mit finsteren Blicken zu.

Und schön war sie, die Fremde, das mußte ihr der bitterste Neid lassen. Das roth-goldige Gelock umwogte ein Antlitz von blendender Schönheit, aus dem zwei dunkle Augen in wahrhaft dämonischem Feuer glühten.

Berthilde stand starr und unbeweglich, kaum daß ein Athemzug ihren Busen hob; ihr ganzes Denken und Empfinden, ihre ganze Seele war in den Blicken konzentrirt, die sie auf die schöne Frau richtete.

Die den Eingang dicht verhüllenden schweren Portièren bewahrten die Prinzessin so ziemlich vor jeder Entdeckung, allein daran dachte Berthilde in diesem Augenblicke nicht. Die ganze Welt war hinter ihr versunken wie in einen tiefen, tiefen See, für sie existirten jetzt nur zwei Personen, Robert Erlberg und jene schöne Frau, die jetzt, den Maler mit einem ihrer Gluthblicke streifend, sagte: „Nun, Robert, findest Du mich sehr verändert?“

Sie hatte das in einem kokett herausfordernden Tone gesagt und dabei ihr schönes Antlitz voll dem Maler zugewendet, dessen finstere Stirn sich langsam zu glätten begann.

Digitized by Google

Er konnte dem Einfluſſe von ſo viel Schönheit doch nicht widerſtehen, ſein Künſtlerauge hing mit Entzücken an dieſer herrlichen Geſtalt und ſeine Stimme klang um Vieles milder, als er in gedämpftem Tone zur Antwort gab: „Verändert, Clemence? Ja, Du biſt wo möglich noch ſchöner geworden. Aber nimm das nicht als ein galantes Kompliment, nur der Künſtler iſt es, der Dir dieſe Worte ſagt, nicht der Menſch.“

Sie lachte leiſe.

Wie legte ſich der Klang dieſer vollen, weichen Frauenſtimme verführeriſch ſchmeichelnd in das Ohr! Berthilde erbebte; ein furchtbarer Schmerz zog krampfhaft ihr Herz zuſammen. Dieſe Frau nannte ihn „Du“, ſie kannte ihn alſo von früher her, ſie hatte ihm nahe, ſehr nahe geſtanden, das entnahm man ja deutlich auch aus ſeinen Worten — er hatte ſie einſt geliebt, und jetzt konnte ſie vielleicht wieder die Rivalin der ſtolzen Fürſtentochter werden.

Die ſchöne Clemence ſchüttelte lächelnd ihre Locken. „Du meinſt, was vorbei iſt, das kommt nicht wieder?“ ſagte ſie. „Ach, Robert, wie ſehr biſt Du da im Irrthum! Auch ich glaubte, Alles ſei zwiſchen uns vorbei, ich könnte Dich nimmermehr lieben, und doch, wie ich Dich jetzt ſo vor mir ſehe, wie mir Dein dunkles Auge halb finſter, halb ſehnend entgegenblickt, da regt es ſich in mir ganz ſo, wie damals, als ich Dich zum erſten Male geſehen, von Deinen Lippen den erſten Kuß der Liebe getrunken. Ach Robert —“

Sie war ihm näher getreten und breitete langſam ihre Arme aus.

Der Maler rührte sich nicht, aber man sah an seinen glühenden Blicken, daß die schöne Versucherin nicht lange vergeblich so zu ihm sprechen würde.

Berthildens Brust hob und senkte sich schwer; wie in Fiebergluth brannten ihre zarten Wangen und durch die schlanken Glieder ging ein leises Beben.

Solch' leidenschaftliche Sprache hatte sie noch nie von einem Weibe vernommen! Ihr keusches, zartbesaitetes Gefühl empörte sich bei den Worten dieses Weibes. War es möglich, konnte es wahr sein, daß Robert diese Frau einstmals geliebt, daß sie ihm theuer gewesen war?

O! Und jetzt, jetzt senkte sich sein Blick tief in diese dunklen, sprühenden Augen und seine Stimme klang weich und sanft, als er erwiederte: „Clemence, Du bist das leidenschaftliche Weib geblieben, als das ich Dich kennen lernte; bedenke, wie viel Jahre dazwischen liegen, seit Du mir zu Liebe Deinem väterlichen Hause entflohen bist —"

„Was liegt daran," unterbrach sie ihn schmeichelnd, „wir haben Jahre des Glückes mit einander verbracht, dann trat eine Erkältung zwischen uns ein, wir trennten uns, und ein Jedes ging seine eigenen Wege. Darüber sind wieder Jahre hingegangen — ich habe Deiner oft gedacht, Robert, und als ich durch Zufall erfuhr, Du seiest hier in dieser kleinen, langweiligen Residenz, da trieb es mich mit sehnender Gewalt Dir wieder entgegen. Und nun bin ich da, Robert, mein Heißgeliebter, und wir wollen wieder unser Schicksal an einander ketten, so lange, so lange unsere Herzen für einander schlagen."

Sie legte ihre kleinen weißen Hände auf ſeinen Arm und ſah zu ihm empor.

Berthilde konnte kaum mehr an ſich halten; ihre Zähne bohrten ſich tief in die roſigen Lippen und die großen blauen Augen öffneten ſich unnatürlich weit. — Was wird er thun? Was wird er ſagen? Wird er ſie von ſich ſtoßen, ſich verachtend von ihr wenden, oder —?

Das Blut erſtarrte ihr förmlich in den Adern, als ſie ſah, daß der Maler ſeinen Arm um die Schultern des ſchönen Weibes legte, und ſie glaubte ihren Sinnen nicht trauen zu dürfen, als ſie ſeine Antwort hörte: „Gemach, gemach, meine ſchöne Clemence, ſo raſch geht das nicht! Ich habe hier gewiſſe Rückſichten zu beobachten. In der Reſidenz kannſt Du jetzt unmöglich bleiben, und Dein Beſuch hier in meinem Atelier muß der erſte und letzte geweſen ſein. Aber in einigen Wochen bin ich meiner Verpflichtungen ledig, dann gehe ich nach Wien, Du kannſt mich dort erwarten. Mir iſt da ein köſtlicher Gedanke gekommen; ich möchte Dich als Perſonifikation der Verſuchung malen, natürlich als eine Verſuchung, der man nicht widerſtehen kann! Neige Dein Haupt näher zu mir — ſo, Deine Locken müſſen meine Schulter berühren, ein leiſes Lächeln umſchwebe Deine halbgeöffneten Lippen, Deine Augen — vortrefflich, ganz vortrefflich! — dazu Blumen in dem goldig leuchtenden Haar — Clemence, ein ſolches Bild wird und muß Aufſehen machen.“

„Ein grünes Reis mehr zu Deinem Lorbeerkranze,“ lachte das ſchöne Weib.

Während der Künſtler ſo die vortheilhafteſte Stellung

zu einem neuen Bilde angab, wand ſich dort im Dunkel der Portière ein armes gebrochenes Mädchenherz in ſchmerzlichen Zuckungen. Dahin, dahin das ſüße Glück der ſtillen, verſchwiegenen Liebe, dahin, verloren für immer!

Wie durch einen Schleier ſah Berthilde dann, daß Clemence ſich zum Gehen rüſtete und der Maler ihr dabei behilflich war. Er legte ihr den Pelzmantel um die Schultern, und während ſie nun nach ihrem Spitzentuche langte, konnte er ſich nicht enthalten, einen Kuß auf ihr Haar zu drücken.

In dieſem Momente erſcholl ein leiſer Aufſchrei, wie der letzte Ruf eines ſterbenden Vogels.

„Was war das?“ fragte Clemence, die erhobenen Arme ſinken laſſend, um nach rückwärts zu blicken.

„Nichts,“ erwiederte haſtig der Maler, ihr die Ausſicht verſtellend, „doch zu Deiner Beruhigung will ich nachſehen.“

Er richtete ſeine Schritte nach der Portière, hinter welcher er für einen flüchtigen Moment ein leichenblaſſes Mädchenantlitz hatte auftauchen ſehen, aber die kleine Tapetenthüre war feſt verſchloſſen, nur die Falten der Portièren bewegten ſich noch leiſe.

„Wie geſagt, es iſt nichts, eine Täuſchung,“ ſagte der Maler mit leidlich feſter Stimme. Er war zwar ſicher, ſich nicht getäuſcht zu haben, aber Clemence durfte nicht wiſſen, wer hier geweſen war.

Da ſtieß ſein Fuß an einen weichen Gegenſtand; er bückte ſich und hob denſelben auf.

Es war ein kleines, ſüß duftendes Veilchenbouquet.

Wäre Erlberg noch im Zweifel geweſen, ob Jemand ihn belauſcht habe, ſo mußte dieſer Zweifel durch den gemachten Fund vollſtändig gehoben ſein. Er ſchob den Veilchenſtrauß raſch in ſeine Taſche, dann trat er langſam vor. „Komm, beeile Dich, Clemence," ſagte er.

Wie ein gehetztes Wild war die Prinzeſſin durch die Bibliothek nach ihrem Zimmer geeilt. Ihre Augen glühten, ihre Wangen brannten. Mit fliegendem Athem betrat ſie den heimlich ſtillen Raum, den ſie vorhin mit ſo ganz anderen Empfindungen verlaſſen hatte. Scham und Reue über eine ihrer ſo unwürdige Liebe ſtritten lebhaft in ihrer Bruſt.

Jetzt auch dachte ſie an den Standesunterſchied, der ſie von dem Maler trennte — wie war ſie doch blind gegen alles Andere geweſen!

Wie hatte ſie ſich jemals ſo thörichten Träumereien hingeben können! Was wäre überhaupt das Ende des Ganzen geweſen? Entſagung, bittere Entſagung, ſchweres Leid!

Und doch! Wenn ſie auch hätte entſagen müſſen, ſo wäre es ihr doch vergönnt geweſen, das Bild des geliebten Mannes ſtill verborgen im Herzen zu tragen, mit nie verſiegender Zärtlichkeit an ihn denken zu können. Und nun —

Sie ſchauerte entſetzt zuſammen. Wie hatte er es wagen können, zu ihr aufzublicken, zu ihr, nachdem er dieſes Weib geküßt, in den Armen dieſer verführeriſchen Sirene gelegen! Zertrümmert, beſchmutzt, befleckt lag das

Heiligthum ihres Herzens zu ihren Füßen, und es war ihr, als habe der Hauch jener sündigen, leichtfertigen Leidenschaft auch ihre Seele verpestet.

Sie stöhnte leise auf und rang die zarten Hände. „O, könnte ich diese Zeit aus meinem Leben tilgen, könnte ich das Andenken dieses Mannes aus meiner Seele verwischen, als hätte ich ihn nie gekannt," flüsterte sie leidenschaftlich vor sich hin. „Jahre meines Daseins würde ich hingeben, um mich von dieser Erinnerung frei zu machen, nicht mehr an ihn, an dieses Weib denken zu müssen!"

Und während sie so sprach, drangen heiße Thränen in ihre Augen, und um das heftige Schluchzen zu ersticken, das ihrer gequälten Brust entstieg, kniete sie auf dem rosendurchwirkten Teppich nieder und barg ihr schönes Haupt in die weichen Seidenpolster des Divans.

So blieb sie lange unbeweglich knien, dann mit einem Male überkam sie ein heißer, heftiger Schmerz; ein entsetzliches Weh bedrückte ihr Herz, ihre Thränen versiegten, und von den schönen, bleichen Lippen rang sich ein krampfhafter Schrei.

„Hilfe, Hilfe," schrie sie plötzlich gellend auf, „Hilfe, ich ersticke!"

Als die Kammerfrau der Prinzessin entsetzt aus dem Vorgemache herbei geeilt kam, fand sie ihre schöne Herrin bewußtlos am Boden liegen. Wohl erwachte die Prinzessin bald wieder aus der tiefen Ohnmacht, aber sie lag in wilden Fieberphantasien.

Fünfzehntes Kapitel.

Baron Urſtädt ging im Erlberg'ſchen Hauſe aus und ein, als ſei er ein jahrelanger Bekannter.

Der Bankier ſchwamm in einem Meer von Wonne und zahlte ohne Murren die Schulden ſeines Sohnes, die ſich in letzterer Zeit zu großen Summen anhäuften.

Die Toilettenbedürfniſſe der ſchönen Emma Kronau waren ſehr koſtſpielig, und die Spielabende bei ihr leerten Hektor Erlberg's gefüllte Börſe immer wieder; dazu kamen noch andere noble Paſſionen — er konnte doch nicht hinter ſeinen adeligen Kameraden zurückbleiben, das hätte ſein Vater ſelbſt nicht zugegeben, und ſo führte denn der junge Mann ſein tolles Leben fort, ohne an das Ende zu denken. Sein Vater war ja reich, der konnte zahlen, um ſo mehr, als er ihm einen ariſtokratiſchen Schwiegerſohn in's Haus gebracht hatte.

Ja, dieſer ariſtokratiſche Schwiegerſohn, das war es, woran der Bankier Tag und Nacht dachte!

Jeden Morgen, wenn er ſich von ſeinem Lager erhob, frug er ſich mit erwartungsvoller Spannung: „Sollte er heute endlich ſprechen?“ Und des Abends, wenn er ſich zur Ruhe legte, ſagte er mit freudiger Hoffnung zu ſich: „Vielleicht morgen, er iſt heute wieder ſehr liebenswürdig geweſen.“

Liebenswürdig, das war nun Baron Urſtädt nicht, im Gegentheile! Die ſcharfen Pfeile ſeines Spottes richteten ſich gegen Alle, mit denen er im Hauſe des Bankiers zuſammen kam, gegen Alle, die ſchöne Olympia nicht ausgenommen, nur gegen Eine trug er ein ganz anderes Weſen zur Schau, und dieſe Eine war Diana.

Gegen Diana war er freundlich, zuvorkommend und liebenswürdig, ſie allein blieb von ſeinem Spotte, von ſeinen biſſigen Bemerkungen verſchont.

Urſtädt hatte ſeine guten Gründe dafür, ſich dem jungen Mädchen gegenüber nur von ſeiner beſten Seite zu zeigen. Sie intereſſirte ihn, und mit ſeinem Scharfblicke hatte er bald erkannt, daß er mit ſeiner gewohnten Manier nichts bei ihr erzielen würde. Mit viel Bedachtſamkeit ging er vor. Vor allem Anderen ſuchte er Diana's Luſt zu wecken, andere Menſchen, andere Sitten kennen zu lernen, aus ihrer Einſamkeit hinaus in's freie Leben zu treten.

Der Baron hatte ganz richtig kalkulirt. Ohne Liebe, ohne Freude war Diana in ſteter Erbitterung aufgewachſen, immer im Kampfe mit ihrer nächſten Umgebung. Stets geſcholten, verſpottet, war ſie immer trotziger, immer finſterer geworden. Jetzt trat ihr in Baron Urſtädt ein Mann entgegen, der ſich weder von ihrem unfreundlichen Weſen abſchrecken ließ, noch ihr Gleiches mit Gleichem vergalt.

Mit einer ſich ſtets gleich bleibenden Ruhe ihr entgegen kommend, freundlich, höflich ohne jede Uebertreibung, gelang es ihm ſchließlich wirklich, ſich das Vertrauen des jungen Mädchens zu erwerben.

In jedes Menſchen Herz iſt ein wenig Eitelkeit verborgen; Diana war weit entfernt davon, ſtolz auf ihr Können und Wiſſen zu ſein, wußte ſie doch, wie wenig daſſelbe eigentlich zu bedeuten hatte, allein es that ihr im Innerſten doch wohl, daß es einen Menſchen gab, der ihr

ſeine Anerkennung nicht verſagte, und ſie gewöhnte ſich daran, den Baron als ihren Freund zu betrachten.

Einmal ſo weit gekommen, hatte Urſtädt das Schwerſte überſtanden; nun ging es raſcher vorwärts, als er ſelbſt gedacht, und Diana, die gegen Alle ſo gleichgiltige Diana, ſah mit einer geheimen Ungeduld dem Kommen des Barons entgegen. Sie fühlte eine Art von Bedauern, wenn er ging, und ohne daß ſie es wußte, ſprach ſich dieſe Regung auch in ihren Geſichtszügen aus.

„Die Frucht iſt reif," ſagte der Baron triumphirend zu ſich, als er eines Abends aus dem Erlberg'ſchen Hauſe heimkehrte, „jetzt iſt es Zeit zu ſprechen. Dieſes Weib ſoll das intereſſanteſte Objekt meiner Menſchenſtudien werden."

Am nächſten Vormittage fuhr der Baron in ſeiner eleganten Equipage beim Erlberg'ſchen Hauſe vor und ließ Fräulein Diana um eine Unterredung bitten.

Das junge Mädchen empfing den Baron mit einem erſtaunt fragenden Blicke. Er drückte ihre Hand warm in der ſeinen und ſagte: „Diana, ich komme, um eine ernſte Frage an Sie zu richten. Wollen Sie meine Frau werden?"

Alles Blut ſchoß dem jungen Mädchen in's Geſicht; ſie ſtand wie verſteinert da, keines Wortes, keiner Bewegung fähig.

Der Baron zog ſie mit ſanfter Gewalt zu einem Divan und nahm neben ihr Platz.

„Ich werbe nicht um Sie, wie man um andere Mädchen zu werben pflegt," begann er mit ſanfter, eindring-

licher Stimme, „und ich hoffe und glaube, daß Sie meine Gründe verstehen werden. Ich könnte es nicht über mich gewinnen, Ihnen jene banalen Phrasen und Redensarten aufzutischen, mit denen man junge Mädchen Ihres Alters zu regaliren pflegt, nein, ich halte Sie für viel zu klug und verständig, als daß Sie solche Dinge von mir verlangen könnten. Es würde mir altem Manne auch schlecht anstehen, zu Ihnen von glühender Leidenschaft und himmelsstürmender Zärtlichkeit zu sprechen. Ich sage Ihnen einfach, Sie sind mir zu meinem Leben nothwendig geworden, ich achte, ich schätze Sie hoch, Ihr Besitz würde mich glücklich machen, meinen Lebensabend verschönern, mein ganzes Dasein würde durch Sie einen harmonischen Abschluß erhalten."

Er hielt inne und sah sie beobachtend an. Diana war tief erblaßt. Staunen, Verwunderung, Bestürzung waren in ihrem bleichen Gesichte zu lesen, aber aus ihren dunklen Augen leuchtete weder Trotz noch Unwillen.

Der Baron fühlte sich seiner Sache immer sicherer. „Diana," sagte er, ihre Hand sanft in der seinen pressend, „Sie zürnen mir nicht, Sie lachen nicht darüber, daß ich in meinem Alter um ein junges Mädchen werbe? O, ich wußte es wohl, daß Sie nicht so wie Andere sind, denen die blendende Außenseite Alles gilt!"

Jetzt erwachte Diana aus ihrer Erstarrung. „Dazu hätte ich wohl kein Recht, Herr Baron," sagte sie in bitterem Tone; „mein Aeußeres berechtigt mich durchaus nicht, irgend welche Ansprüche zu stellen. Sie dagegen mit Ihrem Reichthum, mit Ihrem Range, können un-

geſcheut um ein ſchönes Mädchen werben, ohne einen Korb befürchten zu müſſen, ich —" Ihre Stimme brach in einem leiſen Beben.

„Diana, Sie haben mich vorhin nicht richtig verſtanden, ich will kein Spielzeug, keine Zierpuppe, ich will eine Lebensgefährtin, die mich verſteht, die meine Intereſſen theilt, eine Frau, die auf das bunte Treiben und Haſchen der Leidenſchaften mit verächtlichem Lächeln herabſieht, die ſo hoch über dieſen Schwächen und Fehlern ſteht, daß ſie unberührt an ihren Lockungen vorbeigehen kann. O, ich habe mir eine eigene Welt gebildet, Diana, eine Welt, in die ich Sie führen möchte, in der ich Ihnen die menſchlichen Schwächen und Fehler durch ein Vergrößerungsglas klar und deutlich zeigen will! Sie glauben nicht, welche Luſt es gewährt, mit dem kalten, kritiſirenden Blicke des Forſchers über die Menge hinweg zu gleiten, hinter der Maske das wahre Antlitz ſuchend — Diana, durch mich ſollen Sie erſt erkennen lernen, wie wenig Sie daran verloren haben, indem Sie ſich dem Verkehre dieſer ſogenannten ‚guten Geſellſchaft' entziehen, wie richtig Sie der Inſtinkt Ihres eigenen Herzens geleitet hat, einſam und für ſich zu leben — und wenn wir Zwei vereint ein Leben nach unſerem Sinne führen werden, frei von allem läſtigen Zwange, können Sie ſich etwas Beſſeres erſehnen, erwünſchen?"

Es war eine eigene Sprache, welche dieſer Mann da zu dem jungen, ernſten Mädchen ſprach, und Diana hatte ein eigenes Gefühl, faſt wie ein heimliches Grauen, wenn ſie daran dachte, für immer an dieſen ſonderbaren Menſchen

gefeſſelt zu ſein. Und doch gerade dieſes Sonderbare, faſt Unheimliche in ſeinem Weſen zog ſie mächtig an.

Wenn ſie ſeine Frau ward, kam ſie aus allen dieſen widerlichen, drückenden Verhältniſſen heraus, ſie konnte freier nach ihrem Willen leben.

An das Gefühl der Liebe hatte Diana nie gedacht. Wer ſollte ſie, das häßliche, unliebenswürdige Mädchen lieben, und ſie, wen hätte ſie denn lieben ſollen? Seltſam! Warum ſah ſie gerade jetzt in dieſem Momente wieder zwei gutmüthige, blaue Augen vor ſich, zwei Augen, die ihr ſogar hin und wieder in ihren Träumen erſchienen waren?

Aber was kümmerte ſie dieſer Mann, deſſen ganze Art und Weiſe von der ihrigen ſo ſehr verſchieden war? Nichts, gar nichts! Und damit mußte die Erinnerung an ihn in das Reich der Vergeſſenheit für immer zurückſinken. Nur keine Schwäche, keine Sentimentalität! Kindiſche Träumereien, wie junge Mädchen ſie gerne zu hegen pflegen, ſollten ihr ſtets fremd bleiben, darnach war nicht ihr Sinn!

Sie athmete tief auf und legte die Hand auf das unruhig pochende Herz. „Herr Baron," ſagte ſie, ihr bleiches Antlitz dem Bewerber zuwendend, „haben Sie ſchon mit meinem Vater geſprochen?"

„Diana, wo denken Sie hin! Die Erledigung dieſer Frage hängt doch ganz allein von Ihnen ab."

Ein bitteres Lächeln umſpielte ihre Lippen. „Mein Vater dürfte über dieſen Punkt anders denken," verſetzte ſie herb, „doch Sie werden ihm jedenfalls ein willkommener Freier ſein, das wiſſen Sie ſo gut als ich."

Digitized by Google

„Ja! Aber ohne Ihre Einwilligung würde ich nimmermehr bei ihm um Sie werben, deſſen ſeien Sie verſichert, Diana!“

Ein faſt dankbarer Blick der dunklen Augen traf ihn; eine Minute lang kämpfte Diana noch mit ſich ſelbſt, dann ſah ſie dem Baron voll und klar in's Auge. „Ich will Ihre Frau werden,“ ſagte ſie mit feſter, ruhiger Stimme, „ich will es werden, weil Sie die Entſcheidung in meine Hand gelegt haben — zwingen hätte ich mich niemals laſſen.“

„Das weiß ich wohl,“ dachte der Baron bei ſich, indem er Diana's Hand an ſeine Lippen führte. „ich kenne Deinen eiſernen Kopf! Aber einmal in meiner Gewalt, ſollſt Du wie weiches Wachs unter meinen Händen ſchmelzen.“

Noch an demſelben Tage hielt Urſtädt bei dem Bankier um Diana's Hand an; Erlberg ſchwebte im ſiebenten Himmel — ſeine Tochter eine Baronin, er der Schwiegervater eines Barons! O, warum hatte er nicht noch eine dritte Tochter, um ſie eine ebenſo glänzende Parthie machen zu ſehen!

Leider mußte das Verlobungsfeſt ſehr ſtill gefeiert werden, denn Prinzeſſin Berthilde lag ſchwer krank darnieder, am Hofe herrſchte Trauer und Beſtürzung, und da wäre es doch nicht ſchicklich geweſen, Diana's Verlobung mit einer glänzenden Feſtlichkeit zu feiern.

Den Bankier beherrſchte jetzt nur noch eine Sorge, daß die Prinzeſſin ſterben und ihn ſo am Ende auch noch um eine glänzende Hochzeitsfeier bringen werde. Aber die

Digitized by Google

Glücksgöttin war ihm jetzt freundlich gesinnt, denn Berthilde ward dem Leben wiedergegeben, und auch aus dem Süden trafen über das Befinden des Erbprinzen wieder beruhigendere Nachrichten ein.

Nun war Alles geebnet und geordnet, und der Bankier konnte als loyaler Unterthan die Genesung der Prinzessin durch eine doppelt glänzende Hochzeitsfeier seiner Tochter festlich begehen.

Diana war eine sehr ernste und schweigsame Braut, obgleich sie jetzt den Mittelpunkt des häuslichen Kreises bildete, und der Bankier in Zärtlichkeiten gegen seine Tochter überfloß. Sie beachtete das nicht, im Gegentheil, sie sehnte sich darnach, endlich aus diesem Hause zu kommen!

Nur wenige Stunden noch trennten sie von dem entscheidenden Momente, der sie an den Mann fesseln sollte, dem sie sich aus freier Wahl zu eigen gegeben. Sie schauderte unwillkürlich, wenn sie daran dachte, und fast überkam es sie wie Reue, daß sie so rasch „Ja" gesagt.

Doch das war nun zu spät, und unwillig über sich selbst schüttelte sie die bange, unbestimmte Furcht vor einem gewissen Etwas ab, das sich ihr drängend und schwer auf's Herz legen wollte.

Diana sah gar nicht unschön aus in ihrem schweren weißen Atlaßkleide, mit Myrtenkranz und Schleier.

In der letzten Zeit war ihre hagere, eckige Gestalt etwas voller geworden, und ihr Gesicht hatte den kalten, finster hinbrütenden Ausdruck fast ganz verloren.

Die Gäste des Bankiers flüsterten einander zu, die

Digitized by Google

Braut ſähe doch gar nicht ſo häßlich aus, und in ein paar Jahren, wenn ſie ſich etwas mehr Chic angeeignet, könne ſie eine ganz annehmbare Frau Baronin repräſentiren.

Freilich, wundern mußte man ſich doch über die Marotte des Barons, ſich gerade dieſes Mädchen zu ſeiner Frau auszuſuchen, er, der reiche, altadelige Ariſtokrat, hätte trotz ſeiner Jahre noch eine ganz andere Parthie machen können!

Mit feſter Stimme, aber unendlich bleichem Antlitze ſprach Diana das bindende Wort; der Baron ſagte es lächelnd mit gelaſſener Miene, er fühlte eine unendliche Siegesfreude in ſich — jetzt war Diana ſein, ganz in ſeine Gewalt gegeben!

Endlich war Alles glücklich vorbei, die Tafel, bei welcher unzählige Toaſte und Reden ausgebracht worden waren, der glänzende Ball, der ſich an dieſe ſchloß, dem das Brautpaar aber nur eine Stunde beiwohnte.

Während in den glänzenden Sälen die Unterhaltung im beſten Gange war, entſchlüpfte Diana in ihr Zimmer, um ſich zur Reiſe vorzubereiten.

Die Neuvermählten wollten den Frühling in Italien verbringen, ſpäter nach England, Holland und in die Schweiz gehen. So lautete das Reiſeprogramm, welches der Baron entworfen hatte, die Reiſe ſollte die Dauer eines Jahres in Anſpruch nehmen, vielleicht ſich auch noch länger hinausziehen, je nachdem es eben Diana gefiel. So hatte Urſtädt zu ſeiner Braut geſprochen, er ſelbſt war ſchon mit ſich im Klaren, wie lange die Abweſenheit von der Reſidenz dauern ſollte.

Kniſternd ſtrich die lange weiße Atlaßſchleppe der jungen Braut über den dicken Teppich, als ſie jetzt mit leiſen, eiligen Schritten in ihr Studirzimmer trat, um von demſelben Abſchied zu nehmen — für immer. Wie traurig das klang!

Diana, die kalte Diana fühlte eine weiche Regung ihr Herz durchzittern, und in das dunkle Auge trat eine Thräne groß und ſchwer.

Für immer!

Wie lernt man doch ſtets erſt dann den Werth des Beſeſſenen ſchätzen, wenn man es verloren hat!

Diana's thränenumflorter Blick flog die hohen Bücherſchränke entlang, zwiſchen denen ſie ſo oft einſam, mit ihren Studien beſchäftigt, geweilt hatte. Dort an dem großen, reichgeſchnitzten Schreibtiſche war Tag für Tag ihr Platz geweſen; hier auf dem breiten Divan in der Ecke hatte ſie ſo oft, müde von der Arbeit, geruht, ihren Geiſt zu neuer Anſtrengung geſammelt.

Dieſe ſtillen Stunden waren vorbei und kamen niemals wieder!

Sie ſeufzte und warf mit einer ungeduldigen Bewegung den langen, koſtbaren Spitzenſchleier zurück. „Nur keine Sentimentalität," murmelte ſie zwiſchen den feſtgeſchloſſenen Zähnen hindurch. „Alles vergeht, Alles verſchwindet und fällt in das Nichts zurück, aus dem es entſtanden iſt," flüſterten ihre Lippen mechaniſch vor ſich hin, „und eben deshalb ſollten wir unſer Herz nicht an vergängliche Dinge hängen —"

Herz? Hatte ſie denn ein Herz? Hatte ſie jemals eines beſeſſen?

Digitized by Google

Sie erinnerte sich noch klar und deutlich, wie sie einmal vor fünf Jahren schwer krank gewesen war, und Fräulein Moldan sie Tag und Nacht gepflegt hatte.

Es war gerade keine angenehme Krankenwärterin, diese immer scheltende, immer tadelnde Tante Moldan, aber sie hatte sie doch treu behütet und war kaum von ihrem Bette gewichen. Und Diana hatte ihr nicht einmal dafür gedankt!

Und dann einmal, kurz nachdem sie genesen, war die Haushälterin in das Zimmer gekommen, um Fräulein Moldan's Befehle für die Tafel einzuholen, Diana hatte mit geschlossenen Augen, wie sie es so gerne that, gleich einer Schlafenden dagelegen, und die alte Dienerin hatte, sie anblickend, gesagt: „Wie bleich das junge Fräulein noch aussieht! Ja, ja, mit ihr stand's auch recht schlecht, sie hat ihre Genesung nur Ihrer aufopfernden Pflege zu danken, Fräulein Moldan."

„Danken?" hatte da Tante Moldan in ihrer kurzen, scharfen Weise erwiedert. „Danken — Diana mir für etwas danken? Das gibt's bei der nicht, die hat für Niemand ein Herz!"

„Für Niemand ein Herz," diese Worte hatten sich ihrem Gedächtnisse fest eingeprägt. Ja, sie hatte für Niemand ein Herz gehabt, weder für den Vater, noch für die todte Mutter oder die schöne Schwester, ja selbst nicht für den verstorbenen Freund ihrer Kindheit.

„Wie wird es jetzt sein, wie wird sich meine Zukunft gestalten?" frug sie sich ängstlich, beide Hände gegen die unruhig wogende Brust pressend, „wird er, mein Gatte,

Digitized by Google

fordern, daß ich ein Herz für ihn habe, ich, das kalte, liebloſe Geſchöpf! Ach nein, das hat er nicht von mir verlangt, er kennt mich ja, er weiß, daß ich nichts zu geben, nichts zu verſchenken habe, und das, vielleicht gerade das mag es ſein, was ihn bewogen hat, um mich zu freien! So ähnlich hat er ja ſelbſt zu mir geſprochen, als er um mich warb."

Langſam war ſie auf und ab geſchritten; wie eine wogende Silberfluth zog die lange ſchwere Atlaßſchleppe hinter ihr her, mit leiſem Kniſtern und Rauſchen ſie daran mahnend, daß ſie nicht mehr ſich ſelbſt gehörte.

Jetzt erſchien Fräulein Moldan in der Thüre des Nebenzimmers. „Diana," mahnte ſie, „es iſt Zeit; Dein Gatte wartet bereits."

Ein Zucken ging über das bleiche Geſicht der jungen Frau. „Dein Gatte!" Wie fremd, wie ſeltſam das klang!

„Ich komme ſchon, Tante," ſagte ſie, noch einen letzten Blick über die Schulter zurückwerfend, dann trat ſie haſtig in das Nebengemach.

Hier lag ſchon Alles bereit, das elegante Reiſekoſtüm von weichem, hellgrauem Stoffe, der Hut mit langem, blauem Schleier, und auf dem Tiſche neben den Handſchuhen lag ein dickgefülltes Portefeuille.

„Das ſendet Dir Papa für etwaige kleine Ausgaben," ſagte Fräulein Moldan, auf die Brieftaſche deutend.

„Warum hat er nicht ſelbſt —?" frug Diana, aber ſie unterbrach ſich und ſagte den Satz nicht zu Ende; wie konnte ſie nur ſo fragen? Sie wußte ſelber nicht, wie ihr die Worte in den Mund gekommen waren.

Digitized by Google

„Papa hat jetzt keine Zeit," erklärte Tante Moldau, mit flinken Händen Schleier und Kranz abnehmend.

Während Fräulein Moldau in ihrem Innern ihrer Entrüſtung freien Lauf ließ, ſtreifte ſie von Diana's Schultern das koſtbare Brautkleid. Um keinen Preis der Welt hätte ſie dies von anderen Händen thun laſſen, denn das war ein Dienſt, der nur der Nächſtſtehenden des Hauſes gebührte. Binnen wenigen Minuten war Diana's Toilette beendet.

„Vergiß das Porteſeuille nicht," erinnerte Fräulein Moldau, als Diana nach den Handſchuhen langte. „So, ſtecke es zu Dir, und nun Gott befohlen!"

Sie hatte Thränen in den Augen, und ihr rothes Geſicht war um eine Nüance bläſſer geworden.

Diana drückte ihr die Hand, dann einer ſie plötzlich überwältigenden Regung nachgebend, ſchlang ſie beide Arme um Fräulein Moldau's Hals, und ihr blaſſes, kaltes Geſicht dicht an die warme Wange des Fräuleins legend, flüſterte ſie: „Wirſt Du manchmal meiner gedenken, Tante?"

„Diana, mein Kind," rief dieſe, überraſcht von dieſem Zärtlichkeitsausbruche des ſonſt ſo kalten Mädchens, „gewiß werde ich das recht oft thun. Gott ſei mit Dir, und wenn Du Zeit haſt, ſchreibe auch einmal an mich."

Sie drückte einen herzlichen Kuß auf die bebenden Lippen der jungen Frau, dann drängte ſie Diana zur Thüre hinaus.

„Wir dürfen die Herren nicht zu lange warten laſſen," ſagte ſie.

Digitized by Google

Diana ſchritt mechaniſch vorwärts.

In ihrem Kopfe, in ihrem Herzen brannte die heiße Frage: „Wenn ich nicht ſtets ſo kalt geweſen wäre, hätte dann nicht Vieles anders ſein können?“

Der Baron hatte ſchon einige Male mit ſichtlicher Ungeduld nach der Thüre geblickt, als ſich dieſe endlich öffnete und Diana eintrat.

Der Abſchied war ſo kurz als möglich; der Bankier drückte einen Kuß auf die Stirne ſeiner Tochter und flüſterte ihr leiſe in's Ohr: „Viel Glück, Frau Baronin!“ dann ſchüttelte er ſeinem Schwiegerſohne die Hand, und mit lächelndem Munde ſah er ſeinem Kinde nach, das nun an dem Arme des Gatten das väterliche Haus verließ.

Drunten an der Treppe harrte der Wagen, welcher die Neuvermählten zum Bahnhofe bringen ſollte; die Hand des Kutſchers vermochte kaum mehr die feurigen Pferde ruhig zu halten.

„Einſteigen, raſch, Diana,“ drängte der Baron in einem eigenthümlich befehlenden Tone.

Diana, ſchon im Einſteigen begriffen, wandte ſich um und ſah ihm in's Geſicht. Zwei Dolchſpitzen gleich trafen ſeine Augen die ihren, indeß ein höhniſcher Zug ſeinen welken Mund umſpielte.

Was war das? So hatte er ſich ihr noch nie gezeigt!

Sie ſank in die Kiſſen des Wagens und zog den Schleier über das Geſicht. Eine böſe, böſe Ahnung dämmerte langſam in ihr auf. Sie drückte ſich tiefer in ihre Ecke, und ſo fuhr die junge Frau an der Seite ihres Gatten in düſterem Schweigen ihrer Zukunft entgegen.

Sechzehntes Kapitel.

Droben im Ballſaale herrſchte die fröhlichſte Stimmung. Der Bankier war wieder zu den Hochzeitsgäſten zurückgekehrt und ſchritt mit freudig ſtrahlendem Geſichte durch die Menge.

Er fühlte ſich ſo gehoben, ſo glücklich, daß er die ganze Welt hätte umarmen mögen. Wie war doch Alles ſo herrlich nach ſeinem Wunſche gegangen! Und viel raſcher noch, als er erwartet hatte. Zwiſchen Diana's Verlobung und Hochzeit hatten kaum einige Wochen gelegen. „Auf beſonderen Wunſch des Bräutigams," wie der Bankier lächelnd verſichert hatte.

Jetzt ging er ganz ſtolz mit der Miene eines Siegers umher, er war in ſeinen eigenen Augen eine bedeutende Perſönlichkeit geworden, ſeit er den Baron ſeinen Schwiegerſohn nannte.

Vielleicht noch nie hatte er ſo die Behaglichkeit des Reichthums empfunden, als in dieſem Augenblicke, da befriedigte Eitelkeit ſein Herz höher ſchwellte.

Da plötzlich ſtockte die Muſik, und an der Eingangsthüre des Ballſaales erſchien ein Mann mit bleichem, verſtörtem Geſichte.

Ein dumpfes Murmeln ging durch die glänzenden Räume, Scherzen und Lachen waren wie durch einen Zauberſchlag verſtummt.

Der Bankier ſtutzte. War ein Unglück geſchehen? Sollte ſein ſchönes Feſt geſtört werden?

Jetzt kam ſein Schwiegerſohn Guido Halle haſtig auf ihn zu. „Ein Telegramm aus Italien. Der Erbprinz iſt geſtorben," flüſterte er Erlberg zu.

Digitized by Google

Wie fatal, dieſe Nachricht mußte gerade jetzt kommen, wo er noch ſo viele Ueberraſchungen für ſeine Gäſte vorbereitet hatte. Reden ſollte man von dieſer Hochzeit, bewundern ſollte man ihn und ſeinen Reichthum! Und nun dieſe Unglücksnachricht!

Das Feſt hatte natürlich ſofort ein Ende. Die Gäſte gingen, und nach einer halben Stunde ſtand der Bankier allein inmitten ſeiner Herrlichkeiten. Erlberg war ſonſt kein abergläubiſcher Mann, aber diesmal brachte er den Gedanken nicht los, daß in dieſem Momente auch ſein Glücksſtern erloſchen ſei.

Fürſtin Karoline war durch den Verluſt ihres Sohnes tief gebeugt; ſtumm und ſtarr hatte ſie die Todesnachricht vernommen, und erſt als ſie ſich allein ſah, hatte ſich ihr Schmerz Luft gemacht. Stunden lang war ſie ſo allein geblieben, in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, ganz ihrem Schmerze hingegeben, dann aber war die alte Energie mit verdoppelter Kraft wiedergekehrt.

Jetzt galt es, klug und vorſichtig handeln, um ſich wenigſtens einen Theil der ehemaligen Macht zu ſichern; ihr halbes Leben gab ſie ja mit dieſer hin, ſie konnte es ſich gar nicht denken, jetzt die Zweite ſein zu müſſen, wo ſie ſo lange die Erſte geweſen war.

So drängte ſie denn gewaltſam den mütterlichen Schmerz zurück, um ruhig an die Ordnung ihrer Angelegenheiten zu denken.

An Ulrike hatte die Fürſtin eine treue Verbündete, denn es lag ja auch in deren Intereſſe, daß die Fürſtin

nicht ganz ſo machtlos ward; jetzt mußte es ſich entſcheiden, ob ſie das für Moritz v. Reichſtein ſo lange angeſtrebte Ziel erreichte, jenes Ziel, von welchem das Glück ihres Lebens, ihrer Zukunft abhing.

Und es geſtaltete ſich Alles auf's Beſte für Ulrikens Wünſche. Moritz v. Reichſtein erhielt gleich nach ſeiner Rückkehr eine feſte Stellung bei Hofe, und ſeiner Gewandtheit gelang es gar bald, ſich beliebt und unentbehrlich zu machen.

Graf Eugen Stettenheim, der nunmehr Fürſt des Landes geworden war, brachte für ſeine hohe Stellung den beſten Willen, aber nicht die nöthige Energie und Umſicht mit.

Etwas von dem alten Träumer war doch noch in ihm zurückgeblieben, und Gregor Schönburg und Juliane ſahen mit Betrübniß, daß ihr mühſam aufgebautes Werk wieder langſam einzuſinken begann.

Der Erbprinz war zu früh geſtorben; noch waren die neuen Grundſätze zu wenig tief eingewurzelt, und die erſt hervorbrechenden Keime waren noch viel zu wenig entwickelt, um jedem Anpralle feſt Stand zu halten.

Aus einem ruhigen Stillleben plötzlich herausgeriſſen und in den Mittelpunkt des Ganzen geſtellt, in eine Thätigkeit hineingezogen, die vollauf alle Kräfte in Anſpruch nahm, das war zu viel auf einmal für das ſchwärmeriſch veranlagte Gemüth des nunmehrigen Fürſten. Seine durch den Miniſter Schönburg angeregte Thatkraft erlahmte bald, und mit blutendem Herzen mußte Gregor zuſehen, wie andere Elemente ſich im Sturme das ihnen ſchon halb und halb entriſſene Terrain zurück eroberten.

Auch Juliane ſtand machtlos dieſen Einflüſſen gegenüber; die Traulichkeit des ſteten Beiſammenſeins, wie es in letzterer Zeit geweſen, war natürlich in der Reſidenz verſchwunden, ja, der Fürſt wich gefliſſentlich einem Alleinſein mit ſeiner Schweſter aus. Er mochte wohl fürchten, daß ſie Forderungen an ihn ſtellen würde, die ihm jetzt höchſt unbequem waren.

Reichſtein mit ſeiner glatten Geſchmeidigkeit verſtand es ausgezeichnet, ſich in die Gunſt des Fürſten zu ſchmeicheln. Ulrike war bald ſeine Frau geworden, und durch die Vermittelung dieſer Beiden ſpannen ſich die feinen Fäden, welche den Fürſten, ohne daß er es wußte, von dem Willen der Fürſtin Karoline abhängig machten.

Der Fürſt hatte ſich bald wieder allen ſeinen ehemaligen Lieblingsbeſchäftigungen zugewendet; er hatte ſich im Reſidenzſchloſſe eine Reihe von Zimmern nach ſeinem Geſchmacke einrichten laſſen, und in denſelben brachte er den größten Theil des Tages zu. Er vermied es ſo viel als möglich, ſich in der Oeffentlichkeit zu zeigen, und wenn er es einmal thun mußte, dann war es ihm eine ſchwere Pflicht, deren er ſich ſo raſch als möglich entledigte.

Fürſtin Karoline triumphirte; ſo war denn bisher Alles nach ihren Wünſchen gegangen, nur einer derſelben harrte noch ſeiner Erfüllung entgegen, und das war nicht der kleinſte darunter.

Prinzeſſin Berthilde ſollte die Gattin des Fürſten werden.

(Fortſetzung folgt.)

Ein kurzer Traum.

Novelle

von

L. Haidheim.

1. (Nachdruck verboten.)

Frühling war's, heller Sonnenschein und blauer Himmel, und den Leuten ging das Herz auf, daß tausend junge fröhliche Hoffnungen, wie die Keime der Pflänzchen und Blätter, die Köpfe hoben und die Welt gar schön fanden.

Die Jungen spielten Ball und schrien und lärmten sehr, Kreisel tanzten auf den Trottoirs herum und den Vorübergehenden zwischen die Füße, daß mehr als Einer Lust hatte, zu schelten, aber um des lieben Frühlings willen besänftigt weiter ging, war er doch auch einst ein fröhliches Kind gewesen.

Alles drängte sich auf die Hauptstraßen; die jungen Mädchen, um ihre neuen Frühlingstoiletten zu zeigen und Grüße zu tauschen mit ihren Tänzern vom Winter, die säbelklirrend, in schmucker Uniform oder in elegantem Civil ihnen begegneten; die Mütter und Tanten gingen um der Töchter und Nichten willen, junge Brautpaare oder Ehegatten, um ihr neues Glück spazieren zu führen und sich daran zu freuen, daß die Anderen es bemerkten, und diese

Anderen hatten eben auch keinen Zweck weiter, als so viel wie möglich zu sehen und das köstliche Wetter zu genießen, denn „des Frühlings holder, belebender Blick" übt seinen altgewohnten Zauber, „hat sie Alle an's Licht gebracht" und da gilt es jetzt, die Zeit benutzen.

Durch das Gewimmel der eleganten Spaziergänger schlüpft nur hin und wieder eine schlichtere Erscheinung, sich bescheiden an den Häusern haltend, in dem Bewußtsein, nicht hierher zu gehören, wo augenblicklich Sammt und Seide das Regiment führen.

Ein junges Mädchen von achtzehn Jahren ist es, welche trotz der Unscheinbarkeit ihres Anzuges öfter die Blicke der Vorübergehenden für einen Moment auf sich zieht, denn unter dem alten schwarzen Hute befindet sich ein auffallend hübsches Gesichtchen, rosenroth und weiß wie Schnee, wie es im Märchen heißt, und damit es an nichts fehle, um das Schneewittchen in die Wirklichkeit zu übertragen, leuchten aus dem kindlichen Gesichtchen zwei tiefbraune Augen unter langen Wimpern hervor und braune schwere Flechten sind am Hinterkopf zusammen genestelt.

Das Mädchen sieht und fühlt die Blicke, welche sich auf sie heften, und empfindet ein peinliches Unbehagen dabei, denn weit entfernt, sie auf ihr gutes Aussehen zu beziehen, hat sie nur Gedanken an ihr schlechtestes Alltagskleid und ärgert sich sehr, daß sie nicht das blaue von der Pathe angezogen hat. Aber wer konnte auch ahnen, daß die Sonne heute durch die schweren Regenwolken dringen und den Sieg über sie behalten würde, und daß die ganze Welt demzufolge ihr Sonntagskleid anlegen würde?

Immer eiliger ſchreitet das junge Mädchen dahin. Es iſt doch auch zu ärgerlich! Die Mutter hatte es heute früh gleich geſagt: „Mietze, Du biſt doch auch gar nicht wie andere Mädchen, allezeit läufſt Du mit dem alten Hute herum!“

Aber Mietze hatte nur den Kopf geſchüttelt und war wie alle Tage zum Blumenladen gegangen; da wand ſie in einem Hinterſtübchen die entzückendſten Bouquets zuſammen und Kränze für alle möglichen Zwecke und ſaß den ganzen Tag unter den Blumen, vergnügt wie eine Königin, obwohl ſie durch das ſtets geöffnete Fenſter nichts ſah, als eine graue häßliche Wand, und mit Niemandem ſprechen konnte, als mit dem Laufburſchen, dem Herrn Treßler und der Madame, welche ab- und zugehend ihr Aufträge gaben.

Die ſchönſte Stunde des Tages war aber die, wo der ungeheure Korb von Nizza kam, welcher jedesmal dieſe wundervollen Blüthen brachte und welche dann Mariechen Tannberg auspacken mußte.

Ach, dieſe Wonne! Dieſe zärtliche Freude, mit welcher ſie dieſe Berge von köſtlichen Roſen betrachtete. Mittags hatte ſie dann zwei Stunden frei für das Eſſen und Abends um ſechs Uhr war das Tagewerk meiſt beendet; am Sonnabend Abend brachte ſie aber jedesmal ihren Wochenlohn mit nach Hauſe, und den konnten ſie daheim auch gut brauchen, denn das Erfinden, das der Vater betrieb, koſtete viel Geld und die Mutter ſchalt und weinte wechſelsweiſe, weil der Mann rein einen „Vogel“ im Kopfe hatte, daß er partout etwas herausbringen wollte, was die klügeren Leute, die Herren Chemiker, noch nicht konnten.

Ach, das war ein Elend! Das Geschäft ging darüber fast zu Grunde, und die Mutter mußte oft genug von den Nachbarn hören, daß es nichts mehr sei mit der Malerei, seit der Meister den Gesellen und Lehrburschen schickte, statt selber zu kommen, denn wenn der Ewald auch noch so geschickt sei, so könnte er doch nicht für Zwei arbeiten.

Unter solchen Gedanken war Marie Tannberg aus den belebteren Straßen in ein Nebengäßchen eingebogen und von da in ein anderes, bis sie endlich vor einem kleinen Hause von höchst bescheidenem Aussehen anlangte.

„Da ist Mietze! Unsere Mietze kommt!“ erhob sich an dem einen der drei Parterrefenster hinter den Blumenstöcken ein großes Geschrei und gleich darauf, als sie in dem mit Fliesen belegten Flur stand, polterten ihr aus der Wohnstube Fritz und Willy, ihre Brüder, entgegen.

„Mietze, wir essen Eierkuchen! Mutter hat Eier gekauft!“

„Ja, denke Dir, schon zehn für fünf Groschen, Mietze,“ sagte bestätigend die Mutter, eine korpulente kleine Frau, mit einem alten dunklen Morgenrock und einer blauen Küchenschürze angethan.

So ärmlich sie aussah, so sauber erschien sie. Aus der Küche, wo sie am Herde hantirte, kam ein recht einladender Duft.

„Ja, sieh nur, es ist Alles fertig, Willy hat den Tisch gedeckt, ich warte nur auf den Vater; der Herr Kommerzienrath ist bei ihm, dort in der Werkstatt sind sie.“

„Der Herr Kommerzienrath Platter, Mutter? Wegen der Farbe?“ sagte Marie, während sie den Hut und das

Mäntelchen an den Kleiderhaken im Flur hing und dann der Mutter in die Küche folgte, wo Alles blinkte und glänzte vor Sauberkeit und Ordnung, wenn auch das Küchengeräth höchst einfach war.

„Wegen der Farbe? Ach Gott, Kind, was Du wohl denkst!“

„Nun ja, Mutter, es könnte doch einmal sein, die Herren sagen doch Alle, der Vater sei klug, er hätte nur studiren sollen!“

„Daß er noch verkehrter geworden wäre! Hoffentlich macht der Herr Kommerzienrath eine Bestellung! Und nun hat gerade der Ewald gekündigt!“

„Der Ewald? — gekündigt, Mutter?“

„Ja wohl, der Ewald! Und mir ist es auch ganz lieb, dem steht der Kopf auch auf Großes! Will nach München, will Dekorationsmaler werden! Natürlich, wenn dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis tanzen!“

„Aber, Mutter!“

„Hahaha, die Esel tanzen! Willy, hast Du's gehört? Mutter sagt, Ewald wäre ein Esel, denn er ginge auf's Eis!“ jubelte Fritz.

„Juchhe! der Ewald ist ein Esel!“ schrie Willy.

„Ihr ungezogenen Schlingel! Hinaus mit Euch! Was habt Ihr in der Küche zu suchen!“ Frau Tannberg greift nach dem ersten besten Kochlöffel, die Jungen aber ducken sich rechtzeitig und tanzen nun auf dem Flur herum und brüllen vor Vergnügen, bis Fritz ein Stück Kreide aus der Tasche zieht und einen Esel an die Stubenthüre malt, einen Esel, der Ewald, dem Gehilfen, ähnlich sieht und

Digitized by Google

auf dem Eise stolpert. Die Jungen sind bei ihrer künstlerischen Beschäftigung plötzlich ganz mäuschenstill geworden.

Mutter und Tochter blieben unterdeß in der Küche zurück. Das heiße Roth, welches in Mariens Wangen gestiegen war, trat langsam zurück. Von Ewald war nicht mehr die Rede.

„Kommerzienraths geben heute ihren Ball! Ich habe für Fräulein Emmy ein Kränzchen zu machen und ihr Kleid mit Blumen zu garniren, vor acht Uhr komme ich nicht nach Hause!“ sagte die Tochter.

„Dann zieh' aber doch Dein braunes Tibetkleid an, Kind!“ mahnte die Mutter.

„Mein allerbestes? O nein, ich kann ja mein schwarzes anziehen, die gucken doch nicht nach mir. Wenn ich einen Kragen und Manschetten anmache, ist's genug.“

„Ach, wie schön wird es bei Kommerzienraths sein. Sieh' zu, ob Du nicht noch etwas dableiben kannst, ich will Dich wohl abholen.“

„Ja, wenn Du das thun wolltest! Kommerzienraths Köchin hat bei Frau Treßler erzählt, sie hätten Möbel aus Berlin bekommen, es soll ganz was Wundervolles sein. Weißt Du, Mutter, Fräulein Emmy kam neulich selbst in die Ladenstube, um sich mit mir zu besprechen, sie war sehr freundlich und legte mir das Probekränzchen, welches ich machte, auf den Kopf, um zu sehen, wie es steht.“

„Ja, die kann wohl lachen! Die hat Alles, was das Herz begehrt!“ sagte Frau Tannberg mit einem Anflug

von Neid auf das reiche Fräulein, indem sie ihr eigenes Kind ansah.

Die Mietze war doch auch hübsch! Hübscher als manche Andere, sie durfte es nur nicht selbst wissen; aber freilich, eine Schönheit in einem schimmernden Atlaßkleide oder in einem alten Wollrock — das ist ein Unterschied!

Sie seufzte leise, wandte sich dem Herde zu und legte Kohlen auf die Gluth.

„Was die nur so ewig lange zu reden haben?" sagte sie eben, da öffnete sich die Thüre der Werkstatt und der Herr Kommerzienrath Platter, eine gedrungene Gestalt, mit kurzem Hals und darauf einen dicken, eckig geformten Kopf, trat heraus. Das Gesicht des Herrn war sehr roth, und seine tiefliegenden, kleinen blauen Augen funkelten gar klug.

Hinter ihm erschien der Meister Tannberg; er hatte über die Schürze nur rasch einen Rock geworfen. Das etwas blasse Gesicht des schlanken, noch ganz jugendlich aussehenden Mannes trug den Ausdruck großer Erregung.

Er mochte etwa in der Mitte der Vierziger stehen; seine grauen Augen, mit meist stillem, sinnendem Blick, gingen hin und her und seine Hände fuhren unruhig durch sein leicht gelocktes dunkles Haar, welches ihm infolge dieser Behandlung förmlich zu Berge stand.

„Na, Meister Tannberg, so überlegen Sie sich also die Sache, und wenn Sie mit sich im Klaren sind, so bringen Sie mir Bescheid. Ihre Farbe ist gut; was ich Ihnen für die Erfindung geboten habe, ist kein Pappenstiel, und Sie sollten eigentlich froh sein, daß ich sie Ihnen

abkaufen will! Hören Sie, Frau Tannberg, Ihr Mann ist ein reicher Mann, wenn er will! Braucht nur die Hand aufzuthun. Aber er weiß wieder Alles besser und ist so bockbeinig, wie er schon in der Schule war!"

Der Herr Kommerzienrath hat die ersten Worte im Heraustreten aus der Werkstatt gesagt, dann ist er vor die Küche gegangen, in deren Thüre die Hausfrau geschmeichelt und verlegen lachend erscheint und allerlei Entschuldigungen über ihren Morgenrock und die Küchenschürze zu machen sucht.

Der reiche Herr Platter hört nicht darauf, er hört überhaupt selten, was andere Leute sagen, sondern spricht stets, ohne auf Antworten zu reflektiren, weiter.

Dazwischen ist er bis zur Hausthüre gekommen, begleitet vom Meister Tannberg und seiner Hausfrau. „Na, nun besprechen Sie sich mit Ihrer Frau," sagte er noch, „die wird wissen, daß ein Sack voll Geld Einem nicht alle Tage geboten wird." Dann grüßte er kurz und ging davon.

„Was wollte er? Er sagt ja, Deine Farbe wäre gut! Und was meint er mit dem Sack voll Geld? Mein Gott, Christian, so sprich doch. Wie siehst Du nur aus? Herr des Lebens, Mietze, sieh doch den Vater an, was hat er?"

Marie Tannberg war längst neugierig in die Küchenthüre getreten, und sah jetzt den Vater ganz erstaunt und dann erschrocken an, denn der stand mitten auf dem Hausflur, hatte die Hände gefaltet und starrte auf die Fliesen nieder, wie Einer, der ganz „von sich" ist, wie nachher die Mutter sagte. Und als sie dann Beide in plötzlicher

Digitized by Google

Angſt zu ihm traten und ihn anfaßten, die Eine an der Hand, die Andere an der Schulter: „Vater, liebſter Vater, was iſt Dir? So ſprich doch?“ da hob er plötzlich die gefalteten Hände empor und rief: „Iſt es denn möglich? Soll ich ſo glücklich ſein? O Gott, o Gott!“

Und dann ſchlug der Meiſter ſeine Arme um die Frau und rief wie außer ſich: „Zehntauſend Thaler baar! Zehntauſend! Und wir ſollen Laura-Aktien dafür kaufen, die ſtiegen auf 200 und darüber, und über's Jahr wären wir ſteinreiche Leute, er wollt' es wohl beſorgen!“

„Wir? Wir? Das iſt ja nicht möglich! Iſt ja Unſinn. J, du liebe Zeit, ſo ſprich doch vernünftig, Vater! Ach, und da brennt der Eierkuchen! Mietze, ich bitte Dich, Du läßt Alles anbrennen! Vater, nun komm in die Küche, ich muß den Eierkuchen backen, die Jungen müſſen zur Schule! Was habt Ihr böſen Buben da wieder gemacht? So, da kommt der Ewald! Na, wartet, der wird Euch —!“

Und während ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, ein ſtrammer, blonder Burſch mit keckem Schnurrbärtchen und militäriſcher Haltung, aber in einer grauen Malerblouſe, in die Hausthüre tritt, bei welcher Gelegenheit ein tiefes Erröthen über Mariens Geſicht fliegt, ziehen ſich Mutter und Vater in die Küche zurück, und die Tochter mit einem ſcheuen Lächeln, als Antwort auf Ewald's Gruß, folgt zögernd.

„Was habt Ihr Racker da wieder gemacht?“ rief dieſer, indem er zu den Knaben trat.

Sobald er aber das Kunſtwerk näher anſah, brach er in ein lautes, fröhliches Lachen aus: „Das bin ich ja!

Digitized by Google

Na, Bengel, Du haſt ſchon ſo viel auf dem Kerbholz, den Eſel müßt' ich Dir anſtreichen."

Fritz aber hatte ſich in eine ſichere Entfernung zurückgezogen. Die offenbare Zuſtimmung Ewald's zu ſeiner Kunſtleiſtung entzückt ihn, der Ewald iſt wirklich ein famoſer Kerl, verſteht Spaß und haut ihn und Willy nur ſehr ſelten und auch dann nicht arg! Aber heute! Der Eſel iſt eigentlich doch zu grob, ſo ſchön er iſt! Beſſer, die Sache einſtweilen von Weitem abwarten.

Ewald aber ſteht noch immer an der Thüre und lacht.

„Das bleibt hier ſtehen! Das iſt gut!" dekretirt er endlich.

Für Fritz iſt dies ein dunkles, räthſelhaftes Urtheil, welches ihn unbehaglich ſtimmt. Auch Willy muß wohl ähnlich empfinden, denn er ruft Ewald entſchuldigend zu: „Du, der Fritz iſt nicht ſchuld, die Mutter hat zur Mietze geſagt, Du wärſt ein Eſel!"

Ein heißes Roth ſchießt urplötzlich über des jungen Geſellen Stirn und Nacken, und ein zorniger Blick fliegt nach der Küche hinüber. Dann wirft er trotzig den Kopf zurück und geht pfeifend die ſteile, ſchmale Treppe im Hintergrunde des Flurs hinauf nach ſeiner Kammer, ſich zu waſchen und zu kämmen, ehe er am Mittagstiſche erſcheint.

Der Meiſter hatte heute keinen Appetit. Er ſaß mit ſeltſam aufgeregten Mienen und fieberiſch funkelnden Augen vor ſeinem Teller und rührte keinen Biſſen an. Nicht viel anders ging es Marie und der Mutter. Die Unterhaltung war eine ſehr einſilbige. Frau Tannberg hatte heute eine

Art, ſich umzuſehen und den Kopf zu tragen, welche den Gehilfen Ewald denken ließ: „Ja, ſei Du noch ſo hochmüthig, wenn ich von München wieder da bin, gelte ich ebenſo viel, als der Meiſter, und ich hoffe wohl, ich bringe es mit Fleiß zu was Rechtem.“

Marie wurde einmal über das andere glühend roth, beſonders wenn er ſie anſah. Was hatte ſie nur?

„Die Alte hat über mich räſonnirt, das iſt's!“ dachte er ärgerlich.

Dann bemerkte er, wie Tannberg und ſeine Frau ſich einmal ſo ſeltſam anſahen.

„Soll ich's ihm ſagen?“ fragte leiſe der Meiſter.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nur nicht eher Hering rufen, als bis man ihn an der Angel hat!“ gab ſie leiſe zurück, er hörte aber jedes Wort ihrer Lieblingsredensart.

„Was haben ſie? Wie ſehen ſie Alle ſo ſonderbar aufgeregt aus?“ dachte er abermals.

Plötzlich wurde er wieder ganz roth und dann blaß. Ein ſchrecklicher Gedanke war ihm gekommen. Er legte Meſſer und Gabel aus der Hand, ſein Hals war plötzlich wie zugeſchnürt, in ſeinen Ohren brauste es und ihm wurde, als ſolle er laut aufſchreien.

Das Mittageſſen war vorüber, die Jungen rannten zur Schule, Marie öffnete die Fenſter, friſche Luft herein zu laſſen, trug mit der Mutter die Schüſſeln und Teller hinaus, fegte die Stube und legte ein reines Deckchen auf den Tiſch vor dem alten Sopha. Als dann das Stübchen wieder ſchmuck war, lief ſie hinaus, ſich für den Weg zu

Kommerzienraths hübscher anzuziehen, und Mutter und Vater saßen schweigend und tief erregt neben einander im Sopha.

„Ich will die Sache mit dem alten Neurath besprechen, Mutter!“ sagte endlich der Meister. „Was meinst Du, wenn wir zusammen hin gingen. Der alte Mann ist klug und Dein Onkel!“

„Ja, ja, das laß uns thun, Vater, damit bin ich zufrieden!“ stimmte die Frau ihm bei.

Marie trat eben aus ihrem Kämmerchen neben der Küche. Sie sah allerliebst aus in ihrem alten Konfirmationskleide. Da begegnete ihr Ewald, der die Treppe vom oberen Stock herab kam. Die beiden jungen Leute erschraken förmlich ob des unerwarteten Zusammentreffens. Ewald aber noch mehr und recht sichtlich über das feierliche Gewand.

Sie sah ihn erstaunt an. Was hatte er denn, daß er sie mit so bangen, traurigen Blicken maß?

„Marie!“ begann er. Er sagte niemals Mietze; zuerst hatte er Fräulein gesagt, aber das hatte, bald nachdem er vor zwei Jahren zu ihnen kam, die Mutter verboten, ihre Tochter sei kein Fräulein. „Marie, haben Sie —? Sie haben sich wohl verlobt?“

„Verlobt? Ich? Da weiß ich noch nichts davon!“ lachte sie.

„Nun, so ist ein Heirathsantrag für Sie gekommen! Sagen Sie es mir nur, ich weiß es ja doch!“

Sie lachte wieder. Seine Angst freute sie, doch machte sie sich das nicht klar.

Digitized by Google

„Auch kein Heirathsantrag! Was fällt Ihnen ein! Wer ſollte mich wohl wollen?“

„Wahrhaftig nicht? Ach, Marie, ich bitte Sie, lügen Sie mir nichts vor?“

„Aber Ewald —“

„Ja, wenn Sie wüßten, wie mir zu Muthe iſt, Marie! Und wenn ich nun weggehe —“

„Ja, das iſt ſchön von Ihnen! Mutter hat mir's ſchon geſagt!“ entgegnete ſie ärgerlich und ſah ihn ganz böſe an.

„Sie werden ſich verloben, wenn ich fort bin, Marie!“

„Nun, was würden Sie ſich daraus machen?“

„Marie — o Marie!“

Und wie er das ſo voll Herzeleid, Angſt und Liebe rief und ſie in ſeine Augen ſah, da hielten ſie ſich plötzlich umſchlungen und küßten ſich.

„Marie, liebe ſüße Marie! Ich habe Dich ja ſo lieb!“

„Lieber, lieber Ewald.“

Und wieder fanden ihre Lippen ſich flüchtig, verſtohlen; und dann flogen ſie von einander weg, denn drinnen in der Stube rückte man einen Stuhl. Gleich darauf fiel die Hausthüre zu und Ewald ging an die Arbeit. Marie aber ſaß auf dem Bettrand in ihrer Kammer, hielt die Hände vor das tief erglühte Geſicht und konnte zitternd und bebend vor wonnevollem Schrecken nur eines denken: „Er hat mich geküßt! Er hat mich lieb!“

Endlich ſchlug die Uhr in der Küche und ſtörte ſie auf aus ihren ſüßen Träumen. Eilig mußte ſie fort, und athemlos langte ſie im Blumenladen an.

Digitized by Google

„Es ist schon zehn Minuten über Zwei!“ bemerkte Madame Treßler. Marie sagte kein Wort. Bei ihren Blumen aber saß sie den ganzen Nachmittag wie in seliger Verzückung, und als Hauptmann v. Rochlitz ein Bouquet bestellte — er war, wie man hörte, der bevorzugte Verehrer von Emmy Platter — da machte Mietze ein wahres Wunderwerk von Schönheit und Poesie aus Blumen, und der Hauptmann war so entzückt davon, daß Mietze hörte, wie er zu Madame Treßler sagte:

„Wer ist denn die Fee, die so wundervolle Sträuße zaubert?“

Und Frau Treßler sagte: „Es ist die Tochter vom Maler Tannberg, sie hat geschickte Hände und viel Geschmack.“

„Ah, dann danken Sie ihr doch in meinem Namen, ich würde ihr gern eine Kleinigkeit extra —“

„Bitte, bitte, Herr Hauptmann, das ist gegen die Geschäftsordnung. Ich bin sehr froh, daß Sie so zufrieden sind.“

Marie dachte, ob er wohl Emmy Platter so lieb habe, wie ihr Ewald sie? Und dann kam die Erinnerung an den Kuß und ein süßer Schauer überrieselte sie.

Abends brachte sie dem Fräulein Emmy das Kränzchen, es war sehr theuer und sehr schön, und das Bouquet war auch schon da und das schöne Fräulein sah aus wie ein Engel.

„Der Herr v. Rochlitz war so froh, daß es so hübsch geworden ist!“ hatte Marie verständnißinnig geplaudert.

Die beiden jungen Mädchen sahen sich dabei an, und

Emmy ſagte leiſe: „Haben Sie auch ſchon einen Schatz?“ worauf Mietze tief erröthend nickte und dann bat: „Aber bitte, gnädiges Fräulein, nicht wiederſagen!“

2.

Es war mehrere Monate ſpäter. Vor dem Thore auf einem wüſten Platze war eine Fabrik errichtet, das heißt, man hatte ein im Wege des Konkurſes verkauftes, halb fertiges Gebäude für ein Spottgeld erſtanden und es ausbauen laſſen.

Am Eingang deſſelben las man in prangender großer Goldſchrift: Farbenfabrik von Platter & Tannberg, und in einem Seitenflügel, wo heute faſt alle Fenſter offen ſtanden, wehten an einigen derſelben elegante, neue Gardinen, während Frauen und Arbeiter beſchäftigt waren, vor den übrigen Fenſtern die noch fehlenden Vorhänge aufzuſtecken.

Dort zog heute der neue Compagnon ein. Der Kommerzienrath gab das Geld her und Tannberg, der Erfinder der für gewiſſe Fabrikationszweige hochwichtigen, in ſtärkſter Hitze unzerſtörbaren Farbe war der „techniſche Direktor“ des Etabliſſements.

In der geſchmackvoll dekorirten Wohnung ſtand Frau Tannberg in einem eleganten Morgenrock mit Schleppe und einem koketten Morgenhäubchen auf dem Kopfe und befehligte die Leute, welche die neuen Möbel heraufſtrugen und die Teppiche legten.

„Es muß zuſammen paſſen,“ war ihr drittes Wort geweſen in dieſer letzten Zeit, darum hatten ſie ihren bis-

herigen Hausrath bis auf das letzte Stück und auch das alte kleine Haus, worin schon Tannberg's Großeltern gewohnt, verkauft und sich von Grund aus neu eingerichtet.

Welche Wochen unaussprechlicher Aufregung lagen zwischen dem Heute und jenem Tage, an welchem der Kommerzienrath in Tannberg's Hause gewesen war und Ewald heimlich Marie geküßt hatte!

Der Onkel Neurath hatte bewiesen, daß er wirklich ein kluger, alter Mann war.

Als Meister Tannberg und seine Frau zu ihm kamen und ihm endlich aus ihren konfusen Reden klar wurde, daß Tannberg in der That eine Farbe erfunden, welche für die Hersteller derselben von bedeutendem Werthe werden mußte, und daß der Kommerzienrath Platter diese Farbe in jeder Richtung als „das Beste, was bisher in dieser Art bekannt sei", anerkannt habe, hatte er mit erhöhter Aufmerksamkeit viele Fragen an den Mann seiner Nichte gethan und bald festgestellt, daß außer ihm, dem Erfinder, keine Menschenseele das Geheimniß seiner Farbe kenne und daß der Kommerzienrath Platter ihm zehntausend Thaler geboten, wenn er ihm die Erfindung mit allen Rechten daran verkaufen wolle.

„Das wirst Du nicht thun!" rief der alte Materialwaarenhändler. „Du wendest Dich vielmehr sofort an das Patentamt und läßt Dir ein Patent auf Deine Erfindung geben. Wenn Du Geld brauchst, so bekommst Du es von mir zu fünf Prozent. Und mit dem Patent kommst Du zu mir und wir gehen zum Rechtsanwalt Solling, den fragen wir vorher ganz genau um Rath und Unterweisung, und dann gehe ich mit Dir zum Herrn Kommerzienrath

Digitized by Google

und zu dem sagen wir so: ‚Wir wissen, hochverehrter Herr, daß die Erfindung sehr viel Geld werth ist; wir wollen sie nicht verkaufen, wir wollen eine Fabrik gründen, aber wir haben kein Geld.‘ Und paß nur auf, der Platter läßt Deine Erfindung nicht los; er macht Compagnie mit Dir und Du wirst ein Fabrikant!“

Und der alte Herr lachte und fragte seine Nichte, ob sie sich das wohl hätte träumen lassen?

„Wer weiß, wenn's Deinem Manne glückt, wird er auch noch einmal Kommerzienrath und Du trägst eine Schleppe und einen falschen Zopf,“ neckte er.

„Mein Gott, ist es möglich! Mir ist, als träumte ich!“ stotterte, ganz überwältigt von diesem Phantasiegemälde ihres sonst nicht eben spaßhaften Onkels, Frau Tannberg.

Und dann ging Alles, wie es der Onkel vorhergesagt, und über das Ehepaar kamen viele schlaflose Nächte, viel Herzklopfen und unerträgliche Spannung, noch mehr Hin- und Herlaufen Tannberg's vom Onkel zum Kommerzienrath und von diesem zum Advokaten und zum Gericht, und ein tägliches Seufzen seiner Frau über die endlose Schererei, bis man die vielen tausend Thaler sicher hatte und Kommerzienraths Compagnon wurde.

Welche Stürme brausten dabei durch die Seele der Eheleute! Tannberg dachte Tag und Nacht nichts, als an den großartigen Fabrikbetrieb; ein Thatendurst und Schaffenstrieb sonder Gleichen wachte in ihm auf; jede Minute grübelte er über weitere Erfindungen und im Geiste vergrößerte er schon die Fabrik, die noch nicht einmal fertig

war, um den unermeßlichen Bestellungen, welche er erhalten würde, gerecht zu werden.

Frau Tannberg war seit jenem Moment, wo der Onkel ihr scherzend die Schleppe und den falschen Zopf prophezeit, nicht mehr dieselbe. Das eine Wort: „Du wirst am Ende auch noch einmal eine Frau Kommerzienräthin!“ hatte ihr den realen Boden unter den Füßen weggezogen, und wenn sie auch schlau genug war, kein Wort von ihrem Zukunftstraum zu reden, so setzte sich derselbe binnen wenigen Wochen in ihrer Seele doch vollständig fest. Ein tiefer Ekel vor den ärmlichen und kleinen Verhältnissen, in welchen sie lebten, erfüllte sie. Eine fieberhafte Ungeduld, in die Direktorswohnung zu ziehen, ließ ihr nirgends Ruhe. Sie lief aus einem Möbelmagazin in das andere und kaufte hier und dort, bald einen Schrank, wie ihn Kommerzienraths besaßen, bald ein Sopha, wie sie es beim Herrn Präsidenten gesehen, bei dem sie vor ihrer Heirath Köchin gewesen war.

Endlich ging die Unternehmung rasch vorwärts; es galt, so schnell wie möglich große Vorräthe der neuen Zuckerformen mit Tannberg's Farbe herzustellen; der Kommerzienrath war ein schneidiger Geschäftsmann, Kosten kamen nicht in Frage, Tannberg erhielt beliebige Vorschüsse und mußte nicht nur schon in der kaum fertig gestellten Fabrik zu arbeiten beginnen, sondern wurde von Platter auch ermahnt, die Uebersiedelung seiner Familie nach der Fabrik baldmöglichst in's Werk zu richten.

Besseres wünschte sich seine Frau nicht. Marie hatte längst ihre Arbeit bei Madame Treßler aufgeben und statt

Digitized by Google

deſſen jeden Tag mit der Mutter in den Läden herum laufen müſſen, um die neue „ſtylvolle“ Einrichtung zu beſorgen. Das braunrothe Tibetkleid, früher das Feſttagskleid, wurde auf Befehl der Mutter angezogen, „denn wir können es ja jetzt, Mietze,“ ſagte dieſe bei jeder Gelegenheit; und das reizende braunrothe Atlaßhütchen mit dem feinen, zart roſenfarbenen Blüthenzweige, welches die Mutter dazu gekauft, machte aus der beſcheidenen Mietze ein ſchönes junges Fräulein, dem die Herren ganz erſtaunt nachſahen, denn es war eine völlig neue Erſcheinung auf der Straße.

Marie Tannberg hätte nicht jung und ein weltunerfahrenes Mädchen ſein müſſen, um nicht mit vollem Jubel den Glückswechſel zu empfinden, der ihre Eltern und ſie ſo hoch emporhob. Mit tauſend Freuden lief ſie mit der Mutter aus einem Laden in den anderen, und da es natürlich in der ganzen Stadt bekannt wurde, welches Glück der Maler Tannberg hatte und wie reich die bisher ſo armen Leute werden würden, ſo empfing man die beiden „Damen“ mit der größten Aufmerkſamkeit und beeiferte ſich, ihnen ſo viel wie irgend möglich zum Ankauf aufzuſchwatzen, ſo daß ſie bald einſehen mußten, ſie hatten mit dem ihnen vom Vater feſtgeſetzten Gelde nicht vorſichtig genug gerechnet.

Aber was machten ein paar hundert Thaler jetzt! „Sannchen“ — wie Frau Tannberg von ihrem Manne titulirt wurde — bekam eine kleine Vermahnung über weiſe Sparſamkeit von ihrem Gatten, gelobte Beſſerung und ſuchte auch klüger zu ſein. Aber es war unglaublich, was dazu gehörte, ein anſtändiges Haus einzurichten. Sann-

chen ſchoß wiederum mit einigen Hunderten über ihr Budget hinaus.

Zuweilen, wenn ſie an dem Blumenladen der Madame Treßler vorbei gingen, ſtand Marie ſtill und ſagte leiſe zur Mutter: „Die Neue verſteht doch nichts, ſieh nur, wie hart die Farben der Blumen neben einander ſtehen!“ und dann ſagte die Mutter ſtolz: „Das haſt Du nun nicht mehr nöthig!“ Marie lief auch, wenn ſie allein war, öfter zur Madame Treßler hinein und dieſe freute ſich der Anhänglichkeit des Mädchens und wie es die Blumen ſo liebevoll anſah und eine Roſe ſo zärtlich an die Lippen führte, als es ſich unbeachtet glaubte.

Die Mutter aber ſah dieſen Verkehr mit den Treßlers gar nicht gern. „Wir müſſen uns jetzt zu den Leuten halten, zu welchen wir gehören, Mietze.“

Aber es kamen auch Stunden, wo Marie ſeufzte und traurig war; das geſchah ſtets am Sonntag Nachmittag.

Sonſt waren ſie Alle hinaus gewandert nach den Zelten, oder gar nach der Haſenhaide und immer war Ewald mit ihnen gegangen, denn der hatte ſonſt keine Bekannte, und der Meiſter hatte verſprochen, ihn in der Familie wie ſein eigen Kind zu halten. Das war auch geſchehen und Ewald hatte ſich nichts Beſſeres je gewünſcht. Jetzt war er fort, in München, und es hatte noch Verdrießlichkeiten gegeben, ehe er Abſchied nahm, was auch noch ſchneller geſchah, als Marie gedacht.

Denn der Ewald war ſo ſelig in ſeinem geheimen Herzensglück, daß die Augen zu Verräthern wurden, und da ſteckte ſich Frau Tannberg hinter ihren Mann und

ſagte: „Das könnte uns gerade paſſen, Vater, ein ſimpler Malermeiſter! Denn ſo klug wie Du iſt der Tauſendſte nicht!“

So hatte denn der Vater eines Tages nach dem Eſſen zu Marie geſagt: „Was hat denn der dumme Junge, der Ewald, daß er Dich ſo anſieht! Der ſollte mir kommen! Und Du, Mietze, wirſt doch Deinen Eltern keinen Kummer machen wollen?“ Die arme Mietze hatte einen Todesſchrecken bekommen und wagte gar nicht aufzuſehen, ſondern ſchüttelte nur den Kopf.

Zum Ewald aber ſagte der Meiſter: „Ewald, Sie wiſſen es ja, wir ziehen aus und geben das Geſchäft auf; hier iſt Ihr Lohn und das Beſte wäre wohl, Sie machten ſich auf nach München, da iſt für Sie was Rechtes zu lernen.“

So großartig war der Meiſter dem armen Jungen noch niemals gekommen. Das böſe Gewiſſen ſchlug ihm auch, er ſagte kein Wort weiter.

Und dann flüſterten Mutter und Vater in der Stube: „So, das haben wir recht gemacht! Beſſer früh geſorgt, als ſpät beklagt. Ja, ja, wir ſind ihnen zu ſchlau geweſen!“

„Und nun, Mutter,“ ſetzte Vater Tannberg hinzu: „läßt Du mir das Mädchen nicht aus den Augen, bis der Ewald fort iſt.“

„Sei nur ſtill, Vater, ich laſſe nicht locker!“ verſicherte ſie und hielt Wort.

„Adieu, Ewald, reiſen Sie mit Gott! Und es gehe Ihnen gut!“ ſagte wenige Tage darauf der Meiſter und die Frau Meiſterin.

Digitized by Google

Jetzt kam das alte Wohlwollen doch wieder zum Durchbruch und sie schüttelten ihm herzlich die Hand.

Fritz und Willy heulten jämmerlich; wollten aber Ewald zur Bahn begleiten.

„Adieu, Marie!“ sagte er leise zu dieser. Sie konnte kein Wort hervorbringen vor Thränen, aber sie sah ihn an und der Blick sank wie ein Glück in sein Herz. Ihre Hände waren fest zusammengefügt, ihre Herzen drängten zu einander und stummes heißes Weh und glühende Sehnsucht erfüllte sie übermächtig. Aber sie durften nichts sagen, die Eltern blickten jetzt ernst und kühl; es mußte geschieden sein.

„Leben Sie wohl! Alle! Alle!“ sagte er noch mit schwankender Stimme. Dann ging er hinaus.

Bei dem einen Kuß von damals war es geblieben. In einem Hause wohnend, sahen sie sich doch nur bei den Mahlzeiten, und ihre jungen reinen Herzen ließen sich bescheiden genügen an dem Glück, einander nahe sein zu dürfen.

Heute aber kam es Ewald zum Bewußtsein, daß er es besser hätte haben können! Er ärgerte sich eine Weile über sich selbst, denn so zu scheiden für lange, lange Zeit, ohne noch einen einzigen Kuß auf die Reise, das war doch auch gar zu schrecklich!

Aber dann, als der Zug über die weite Haide dahin brauste und Ewald den wolkenlosen blauen Himmel sah, da dachte er: „So rein ist ihre Seele!“ Und da begann er sich zu freuen, daß sie Beide nie begehrt, fernere Küsse zu tauschen. Dieser eine in jenem glückseligen gesegneten

Augenblicke war ihnen Beiden das Unterpfand ihrer gegenseitigen Treue für jetzt und immer.

Derweilen aber saß Marie auf ihrem Bette und meinte zu vergehen vor Herzweh, bis die Mutter rief und ihr befahl, den Hut aufzusetzen und mit zu kommen. Da schloß sie ihr Leid ein in das Herz und sagte sich fest: „Ich bleibe ihm treu!“

Und nun war endlich der ersehnte Tag gekommen, an dessen Abend sie sich zum ersten Mal in der neuen prächtigen Wohnung zur Ruhe legten.

Frau Sannchen hatte immer gedacht, sie werde wohl vorher sterben, oder es käme sonst irgend ein Unglück, welches das ganze herrliche Zukunftsgebilde, das Tag und Nacht vor ihrer Seele schwebte, wieder in das Nichts zurücksinken ließe. Aber nein! Es traf wirklich Alles so ein, sie athmete hoch und beseligt auf. Da war die neue Wohnung und da war sie mitten darin und konnte ihr Glück kaum fassen.

Alles so wundervoll! Diese Tapeten! Parquetboden im Salon und überall Teppiche! Und Bilder im goldenen breiten Rahmen! In dem Punkt wären sie recht vernünftig gewesen, sagte sich Frau Sannchen mit Genugthuung; Kommerzienraths hatten eine Masse Bilder, jedes hatte Hunderte gekostet. Sie hatte auch Bilder, aber nicht einmal den zehnten Theil hatten die ihrigen gekostet und waren doch eben so schön. Ja manche waren noch viel größer! Aber sie hatte auch Glück gehabt! Als Kommerzienraths ihre Bilder kauften, gab es noch keinen Oeldruck. Das war eben auch so eine neue Erfindung!

Sie mochten Alle gar nicht zu Bett gehen am erſten Tage, denn es war doch ein zu köſtliches Gefühl, immer wieder dieſe ſchönen Zimmer zu beſehen, bald hier- bald dorthin zu treten und ſich zu ſagen: „Das iſt Alles unſer!“

„Wie in einem Märchen!“ lachte Marie, und die Mutter blickte ſie ganz erſchrocken an: „Herr Gott, wenn nun doch Alles ein Traum wäre!“

Aber das konnte doch kein Traum ſein, daß der ſchreckliche Junge, der Fritz, die neu angeſtrichenen Fenſterbänke ſchon wieder mit rother Kreide beſchmiert hatte und daß Willy, aus der Fabrik kommend, Theer an den Stiefeln heraufſtrug, und den neuen Teppich gleich ſo zurichtete, daß Mutter anfing zu weinen. Und das war doch auch kein Traum, daß beide Jungen zur Feier des Einzugs Schläge bekamen, und daß Mutter in ihrer Erregung heute ihren neuen Sonnenſchirm auf Willy's Rücken entzwei ſchlug.

„Ach, Mutter, beruhige Dich doch,“ ſagte Marie, „etwas Unglück muß ja dabei ſein, ſonſt wär' es gar zu ſchön!“

„Ja, Mietze, Du haſt Recht, aber Du ſollteſt jetzt doch auch ‚Mama‘ ſagen! Ich wollte es ja früher immer ſchon gern, aber der Vater widerſprach mir, nun ärgert es mich, daß ich nachgab — alle feinen Kinder ſagen ‚Mama‘!“

„Ja, Schneider Leutner's Emil ſagt auch Mama und Papa, und die Jungens von der Apfelfrau auch,“ murrte Fritz.

„Willſt Du wohl ſtill ſein, Du Naſeweis! Du ſagſt von jetzt an immer ‚liebe Mama‘! Kommerzienraths ſagen

auch nie blos ‚Mama‘, immer ‚liebe‘ davor, und so schickt es sich. Ueberhaupt müßt Ihr jetzt immer denken, was Ihr Eurem Stande schuldig seid.“

Endlich mußten sie aber doch zu Bett, der Vater kam auch nach Hause, der hatte mit dem Kommerzienrath eine Konferenz gehabt.

Wie herrlich doch Alles war! Um die Betten von Vater und Mutter hingen Gardinen von bunter Cretonne und Marie hatte um das ihrige weiße Vorhänge mit blauen Schleifen.

Und die wunderschöne neue Wäsche überall!

„Ja, Alles aus einem Guß!“ sagte Mutter Sannchen.

So traten sie ein in das neue Leben und waren ganz überrascht, sich nach sechs Wochen schon so allgewohnt darin zu fühlen, als ob sie nie anders gelebt hätten.

3.

Zwei Jahre waren dahin geflogen. Die Farbenfabrik von Platter & Tannberg hatte sich unaufhörlich vergrößert; das ganze umliegende wüste Terrain war von ihnen angekauft worden und die Zahl der sich weit hinstreckenden Gebäude wuchs noch immer.

Die Zuckerformen, welche mit der Tannberg'schen Farbe ausgestrichen waren, hatten mit überraschender Schnelligkeit jedes andere derartige Fabrikat vom Markte verdrängt, aber auch außerdem lieferte die Fabrik in der Farbenbranche allerlei Neues.

Der technische Geschäftstheilhaber war in der Stadt eine bekannte Persönlichkeit geworden. Seine Intelligenz, wenn auch einseitig genug, wurde von den Fachleuten an-

erkannt; die Menge bewunderte sein Glück und deshalb auch ihn, und wenn Frau Sannchen mit ihrer schönen Tochter in der neuen Equipage, welche sich die Tannbergs jetzt hielten, spazieren fuhr, so blieben die Leute stehen und sahen ihnen nach. „Ja, diese Tannbergs! Ich habe sie noch gekannt, als sie in der kleinen, alten Baracke wohnten, an der Hinterstraße, und als Frau Tannberg noch nicht einmal ein Dienstmädchen halten konnte! Jetzt hat sie einen Kutscher und eine Köchin!"

Und dann erwiederte der Zuhörer: „Ja, ja, das schießt heutzutage aus der Erde wie Pilze! Sie sagen immer, das Geld läge auf der Straße, man müßte es nur aufnehmen! Aber ich sehe nichts, ich mag noch so sehr mich umschauen! Nein, nein! Glück muß man haben, das ist's! Und bemerken Sie doch nur, die reiche Frau sieht nicht einmal vergnügt aus! Ach, wie wollt' ich lachen an ihrer Stelle!"

Frau Susanna Tannberg, so stand auf den Visitenkarten der reichen Frau, sah in der That mißvergnügt aus. Sie hatte auch wohl Grund dazu, sich furchtbar zu ärgern, und das that sie denn auch schon seit gestern, so daß kein Zureden ihres Mannes, oder ihrer Mie — nein, Marie hieß sie jetzt, oder lieber noch Mary — sie zu besänftigen vermochte, denn die Thatsachen konnte Keiner mehr ändern.

Und war es denn nicht auch empörend! Die Kommerzienräthin gab einen Kaffee und hatte Frau Susanne Tannberg und ihre Mary wieder nicht eingeladen.

O, man war nicht mehr so harmlos, wie im Anfang, wo man nichts merkte und sich glücklich schätzte, überhaupt

in das vornehme Haus des Herrn Compagnon gebeten zu werden!

O nein, man kannte jetzt seinen Werth und dankte dafür, immer nur zu den großen Abfütterungen sich einladen zu lassen! O, nein, nein! Man fühlte sich durchaus nicht davon befriedigt und hatte gerechten Grund zur Erbitterung gegen die Frau Kommerzienrath, die allemal, wenn sie die Frau Generalin Excellenz und die Frau Baronin v. Wernheim, oder die Präsidentin v. Buchotzky einlud, that, als ob es keine Tannbergs auf der Welt gäbe.

Und gerade in diese intimen Kaffees ginge Frau Susanne für ihr Leben gern. Je mehr sie einsieht, es ist unmöglich, mit den genannten Damen und noch manchen Anderen gleichen Ranges in Verbindung zu treten, um so glühender ist ihr Verlangen darnach.

Ach, es gibt ohnehin so manche Verdrießlichkeiten, welche sie als Dame und Mutter bedrücken!

Mit der Einführung in die Gesellschaftskreise will es überhaupt so recht nicht glücken! „Was für ein Hochmuth in diesen Leuten steckt, ist nicht zu denken!“ sagt Frau Susanne, bebend vor Aerger, oft zu ihrer Mary. und das arme Ding erhält auch noch Vorwürfe, daß es sich nicht genug bemüht, vornehmen Umgang zu bekommen.

„Habe ich Dir darum die theuren Malstunden geben lassen, daß Du dahin gehst und malst eine Tischplatte nach der andern? Gelegenheit wollt' ich Dir geben, mit Fräulein v. Conrad bekannt zu werden; ihre Mutter, die Frau Geheimräthin, der ich unseren Wagen zur Spazierfahrt

ſchickte, war ſo freundlich, aber Du verſtehſt nicht, Dich beliebt zu machen!"

„Ach, liebe Mama," wagt Mietze ſchüchtern zu erwiedern, „ſie ſind Alle ganz freundlich mit mir, aber Fräulein v. Lohſtätt fragte mich, warum ich nicht bei meinem Papa malte und da kicherten die Anderen, als ich ſagte, der ſei kein Künſtler, ſondern nur ein Stubenmaler geweſen!"

„Nein, aber auch ſo was Dummes!" ſchalt die Mutter heftig. „Konnteſt Du nicht lieber antworten, Dein Papa habe zu viel Geſchäfte mit der Fabrik? Aber ſo biſt Du! Nicht ein bischen weltklug! So wirſt Du's auch wohl mit dem Aſſeſſor Neidwald gemacht haben?"

Der Aſſeſſor hatte der ſchönen Mary Tannberg auf einem Balle bei Kommerzienraths ſehr lebhaft die Cour geſchnitten und dann gleich darauf bei Tannbergs ſeine Viſite gemacht.

Sie hatten ihn dann eingeladen und Emmy, welche jetzt Frau v. Rochlitz war, mit ihrem Hauptmann dazu, und es ging ja auch Alles ganz leidlich, wenn zuweilen auch ein eigenthümliches Lachen durch die Augen der Gäſte huſchte, die übrigens keine Miene verzogen.

Das war dann eine Weile ſo fort gegangen; als aber der Aſſeſſor Neidwald oft ſo eigenthümliche Blicke auf Mary warf, da wurde dieſer plötzlich angſt und ſie ſagte ſich mit Schrecken: „Er ſieht mich ja faſt ſo an, wie Ewald!"

Von der Stunde an wich Mary dem Aſſeſſor aus, wo ſie konnte, zeigte ſich ohne beſtimmte und klare Abſicht

ſo kühl gegen ihn, daß er begriff, er hatte keine Chancen und ſich zum hohen Aerger der Frau Suſanne zurückzog. „Das haſt Du davon, warum warſt Du nicht freundlicher!“ ſchalt ſie, ohne Ahnung, daß Mary nur für Einen freundlicher ſein konnte, für Ewald, der zuweilen an ſeinen „verehrten Herrn Tannberg“ ſchrieb und Alle herzlich grüßen ließ, beſonders Fräulein Marie!

Ach, wenn ſo ein Brief kam, war Marie immer ſelig, aber kein Menſch ſollte und durfte es merken. Es hatten ſich auch noch andere Bewerber eingeſtellt, junge Kaufleute, ſowie ein Ingenieur, aber Frau Suſanne hatte in vertraulichem Geplauder gemeint: „Es eilt uns nicht, wir werden ja immer reicher, Du brauchſt noch nicht zu ſorgen, Du bekommſt noch alle Tage einen Mann, ich wünſche mir für Dich nun doch einen Studirten.“

Ja, reicher wurden ſie wahrhaftig alle Tage! Frau Suſanne begriff erſt nicht, wie es zuging, fand es aber ſchließlich ganz natürlich und lernte auch ſchon den Kurszettel verſtehen.

Sophienthaler Prioritäten! Die hatte ihr Mann — da ſtand's, ſie waren geſtiegen! Grauhütte! Herr Gott — von 75 auf 127 in wenig Monaten! Dabei gewannen ſie ja wieder Tauſende! Leoberger Schmiedwerk — Oregon Kupferbergwerke — Alexander Vereinsbank — Alles ſtieg.

Herr Tannberg ſpekulirte natürlich, wie alle Welt das jetzt that! Anfangs hatte er kein Geld dazu gehabt, aber die Herren Geſchäftsleute lachten ihn aus. Kein Geld? Kredit genug! Und der Agent Blankenheim lieh ihm was; natürlich nicht gerade billig, aber Tannberg hatte

ein fabelhaftes Glück, er gewann und gewann. Und dann kam der erste Jahresabschluß und der brachte baares Geld, daß Tannberg selbst staunte.

Sie bauten natürlich alle diese Gebäude für die Fabrik nicht mit eigenem Gelde, so dumm wollten sie doch wohl nicht sein! Das konnten sie an der Börse besser brauchen! Und Blankenheim stand mit seiner Schlauheit neben dem unerfahrenen Tannberg. „Aber das geht ja immer so, je dummer —!" und dann brauchten die Herren eine Redensart in Bezug auf Tannberg, in welcher Schweine und Kartoffeln das Subjekt und Objekt des Satzes bildeten, eine Redensart, welche für Tannberg nicht gerade schmeichelhaft war. Aber er hörte es ja nicht!

Der Kommerzienrath und Tannberg standen vortrefflich mit einander. „Die Frauenzimmer müssen sehen, wie sie sich zusammen schicken, wir wollen uns die Laune nicht davon verderben lassen," hatte einmal lachend der Kommerzienrath gesagt, als just wieder eine kleine Gesellschaft bei ihm gewesen war, wozu man Tannbergs nicht eingeladen hatte. Tannberg fand das auch in der Ordnung. Er machte sich aus diesen Gesellschaften überhaupt nichts, der Frack war ihm nur ein vom Teufel erdachtes Marterwerkzeug, und solche Soupers und Diners zum Sterben langweilig. Ach nein, für ihn hatte all' dieses Geflimmer, welches seine Susanne so sehr reizte und beglückte, keinen Werth.

Sein Glück bestand darin, die Fabrik floriren zu sehen und mit vollen Händen über die Seinigen das Geld auszuschütten, welches er so verhältnißmäßig mühelos gewann.

Er hatte Tags über in der Fabrik fleißig zu thun, Abends trank er seinen Schoppen und spielte mit einigen Herren seinen Skat; das ging heute wie morgen und immer in gleicher Weise, außer wenn Susanne verlangte, daß er in seinen Frack krieche und sie und „Mary" in eine Gesellschaft oder ein Konzert führe.

Diese war in ihren reizenden Toiletten ein auffallend hübsches Mädchen, wie sie es in ihren armseligen Fähnchen als Madame Treßler's Arbeiterin gewesen. Sie hatte sich im Herzen nicht verändert, und doch war sie eine Andere geworden. Die friedliche Kindlichkeit, das offene Vertrauen zu allen Menschen hatten sich ängstlich versteckt vor der Erkenntniß von der Bosheit und dem hochmüthigen Spott, welcher sie zuweilen sich nicht hatte verschließen können. Ihre schönen liebevollen Augen hatten einen bangscheuen Ausdruck bekommen; es lag auf dem Mädchen wie ein Schleier, ihre unbefangene Fröhlichkeit wagte sie nur im engsten Familienkreise zu zeigen, plaudern mochte sie nur mit den Wenigsten, d. h. plaudern, wie sie es so reizend verstand, denn sie war immer in Angst, daß man ihr ihren Mangel an Schulbildung anmerken könnte. Freilich hatte sie in der Bürgerschule die besten Zeugnisse gehabt, aber Französisch, Englisch, Literaturgeschichte und dergleichen, davon wußte sie nichts. So fühlte sie sich unendlich klein und unbedeutend neben den jungen Damen, welche so geläufig von allen Künsten und aller Wissenschaft redeten. —

Eines Tages gingen der Kommerzienrath und Tannberg zusammen durch die Fabrik, es galt eine Veränderung an einer Maschine.

„Ich habe wieder eine neue Idee, Herr Kommerzienrath," äußerte Tannberg, „ich kann unsere Farbe noch verbessern!"

„Das wäre?" sagte dieser und blieb stehen.

„Ja wohl! Ich habe mich Tag und Nacht nicht dabei beruhigen können, daß die Farbe nur etwa ein Jahr hält. Wenn man ihre Widerstandsfähigkeit noch erhöhen könnte, dachte ich. Und jetzt habe ich's gefunden, und das Pfund wird noch dazu um drei Pfennige billiger!"

Der Kommerzienrath machte ein ungläubiges Gesicht. Tannberg setzte ihm seine Ideen auseinander, führte den Compagnon in das Laboratorium, welches er sich hatte bauen lassen, und legte diesem die Sache dar.

Ein sonderbarer Blick war es, der den Eifrigen aus den Augen des Kommerzienraths traf, aber er sah ihn nicht.

„Hm! Hm! Ich will Ihnen etwas sagen, Tannberg! Ihre Frau hat Recht mit ihrem Sprichwort vom Hering, schreien wir nicht eher, als bis wir ihn am Schwanze haben! Da müßten wir doch erst genügende Proben —"

„Ja freilich, aber ich werde Sie schon überzeugen, und dann können wir billiger produziren."

„Na — na — warten, abwarten!"

Und der Kommerzienrath drückte seinem Compagnon die Hand. An die Veränderung der Maschine konnte er heute nicht denken, es fiel ihm auf einmal ein, daß er eilig nach Hause müsse, er wollte telegraphiren, die Alexander Vereins-Aktien, die er hatte, verkaufen.

„Nehmen Sie sich in Acht, Tannberg, es weht auf

einmal ein Thauwind, der ſchmilzt die Werthe zuſammen! Schlagen Sie los, was Sie können, aber ſachte, eins nach dem andern! Baar Geld jetzt! Baar Geld lacht!" flüſterte er im Abgehen.

„Ich will verkaufen," ſagte Tannberg anderen Tages zu Blankenheim, „es weht ein Thauwind, der mir bedrohlich ſcheint, verkaufen Sie alſo."

Herr Blankenheim zuckte die Achſeln.

„Nur nicht ängſtlich, Herr Tannberg! Das überlaſſen Sie den Anderen, wenn Alle verkaufen, machen wir anſcheinend mit, ſehen uns aber die Papierchen 'mal genau auf den Thauwind an und kaufen in aller Stille wieder, damit kann man einen Schlag machen, der Oel gibt, das ſag' ich Ihnen, ich, der Blankenheim!"

Zu dieſer ſelbigen Minute ſaß Frau Suſanne in ihrer Stube am Nähtiſch und verpuſtete ſich ein wenig nach einem gründlichen Aerger über ihre Köchin! Das freche Geſchöpf verſchwendete, daß es eine Schande war; das hausmütterliche Gefühl der im Grunde ſo braven Frau empörte ſich gegen dieſe „Sündhaftigkeit" und das Vergeuden der lieben Gottesgabe; es hatte einen lebhaften Streit gegeben, die Köchin hatte die Arme in die Seite geſtemmt und zuletzt mit rohem Lachen geſchrien: „Na, ich hätte die Herrſchaft aber auch nicht ſein mögen, wo Madame Köchin geweſen iſt! Aber ſo geht's, wenn man zu vornehm wird, meint man aufprotzen zu dürfen! Danke ſchön, gehe lieber heute wie morgen."

„Nun, dann packen Sie Ihren Koffer!" hatte Frau Suſanne nur ſagen können, und nun ſaß ſie allein und

Digitized by Google

bebte und weinte vor Aerger, ſich „ſo was“ vorhalten laſſen zu müſſen.

Da ſchoß Willy herein, jetzt ein Gymnaſialſchüler, und rief: „Der Ewald, Mutter! Der Ewald iſt da!“ Und leiſe ſetzte er hinzu: „Piquefein, Mutter! Schwarzer Rock und Handſchuhe!“

Ehe Frau Suſanne ſich beſinnen konnte, hatte Fritz ihr ſchon den jubelnd von den Knaben begrüßten Ewald zugeführt.

Wie ſie ihn überraſcht anſah! War es möglich, daß zwei Jahre einen ſolchen Herrn aus dem ſchlichten jungen Menſchen machen konnten?

Und er ſtand vor ihr, nicht minder erfreut, ja, mit einer gewiſſen Befangenheit ſich überall umſehend.

Sie gab ihm die Hand, und ohne daß ſie ſich Rechenſchaft davon ablegte, hatte das einſtige Wohlwollen beim Anblick des ehemaligen Hausgenoſſen ſie ſagen laſſen: „Ei ſieh, Ewald, das iſt hübſch von Ihnen, daß Sie uns nicht vergeſſen haben!“

Das helle Freudenlächeln Ewald's über ſo gütigen Empfang rührte ſie und ſchmeichelte ihr.

Sie ließ ihm neben ihrem Fenſterplatz einen Stuhl geben und ſprach mit ihm, während die Jungen dicht neben ihm ſtanden und ihn anſtaunten.

„Ich kann gar nicht ſagen, Frau Tannberg, wie ich mich wundere über die großartigen Veränderungen.“

Sie verzog den Mund ein wenig; hätte er nicht gnädige Frau ſagen können? Zu der Kommerzienräthin ſagten es doch die Herren, und ſie ärgerte ſich jedesmal, wenn ſie dann Frau Tannberg genannt wurde.

„Ja, wir haben es gut gehabt! Das konnte ja auch nicht anders kommen bei einem so klugen Mann, wie meiner ist!“ sagte sie würdevoll.

„Nein, wie schön das Alles ist! So habe ich es mir freilich nicht denken können,“ bewunderte er listig, er hoffte sich damit angenehm zu machen.

Das gelang ihm auch. Sie brannte auf Bewunderung, und so stand sie nach einem Weilchen auf, ihm das Haus zu zeigen.

Ewald war nicht umsonst in der Münchener Kunstschule gewesen. Er hatte nicht umsonst beim Grafen L. dort die feinere Dekorationsarbeit gemacht, zu welcher sein Lehrer ihn als einen seiner talentvollsten Schüler vorgeschlagen.

Das Leben in jener Kunststadt hatte den feinen Sinn für das Schöne in ihm gebildet; die Geschmacklosigkeiten, auf welche sein Auge fiel, verletzten ihn, aber er lobte freudig, was er loben konnte.

Und dabei fragte sie auch so obenhin nach seinem Leben während dieser letzten Zeit. Er fühlte, sie wollte ihn wieder empfinden lassen, daß sie sich zu ihm herabließ.

Er erzählte, wie er gelernt und wie sein Professor ihn so freundlich fördere und ihm eine große interessante Arbeit verschafft habe. Sie verstand wenig, was er sagte, prahlte aber mit allerlei vornehmen Bekannten, und hoffte ihm klar zu machen, daß der Abstand zwischen dem Dekorationsmaler und den reichen Tannbergs ein sehr großer sei.

Ewald merkte ihre Absicht gar wohl, und dieselbe ver-

Digitized by Google

ſtimmte ihn auch. Aber der Trotz und die Kampfesluſt regten ſich zugleich.

„Werde ich Fräulein Marie heute nicht ſehen? Iſt ſie nicht zu Hauſe?“ fragte er endlich ohne Umſchweife geradezu.

Frau Tannberg's Geſicht wurde um einige Linien länger, ihr Ton merklich kühler.

„Mary iſt im Nähverein beſchäftigt. Sie geht dahin mit den beiden Fräulein v. Dringer, mit Fräulein Cardels, der Tochter des Oberſten, und mit ihrer liebſten Freundin, der Frau v. Rochlitz,“ ſagte ſie und dachte: „Gott behüte uns nur, daß Mary nicht gerade nach Hauſe kommt.“

Aber ſie hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, da ging die Thüre auf und Marie trat, blühend und lieblich wie nur je, ein. Das junge Mädchen war ganz ahnungslos und rief, ehe es den Gaſt ſah, heiter: „Eſſen wir bald? Ich bin halb todt vor Hunger!“

Dann erblickte ſie den eleganten Herrn. Ueberraſchung, höchſtes Staunen, helle, warme Freude malten ſich auf ihrem Geſicht, aber es war zuviel der letzteren, ſie vergaß die ſtrenge Mutter, und nun ſtanden die jungen Leute da: „Ewald!“ — „Marie!“ und wenn nicht Frau Suſanne, energiſch dazwiſchen tretend, mahnend gerufen hätte: „Mary! aber Mary!“ ſo hätte ſich vielleicht jenem ſeligen erſten Kuß hier in ihrer Gegenwart der zweite hinzu geſellt. Aber der ſtrenge Ruf der Mutter verfehlte ſeine Wirkung nicht.

Hand in Hand ſtanden ſie vor einander, durch einen einzigen Blick ſich ſagend, daß ſie ſich liebten in unwandel-

barer Treue, und daß das Glück dieſer Minute überſchwenglich groß ſei.

„Mary, der Vater kommt, geh' ihm entgegen!“ ſagte ſtreng die Mutter, nach einem Sekunden langen allgemeinen Schweigen.

Sie ſah zürnend auf den Verwegenen, welcher ſo ganz vergaß, wo ſein Platz war. Und „Mary“ ſollte es ſchon kriegen! Sich ſo wegzuwerfen an den Farbenkleckſer!

Da trat Tannberg herein, eh' ihn irgend Jemand verſtändigen konnte.

„Ewald! Da ſieh Einer! Willkommen! Na, das freut mich doch! Und nun bleiben Sie und eſſen Sie einen Löffel Suppe mit uns. Was gibt's denn, Mutter? Haſt Du auch 'was Ordentliches!“

Ach! Das war nun rein zum Todtärgern! That der Mann nicht gar, als wäre dieſer Ewald ihr liebſter Sohn? Aber ſo ſind dieſe Männer! Nein, ſo unklug zu ſein!

Ewald machte Einreden, aber Tannberg ließ ſie nicht gelten.

„Natürlich, nun hält er ihn auch noch mit Gewalt!“ dachte Frau Tannberg. „Und wie die Mary ſtrahlt! Ja, warte nur, ich werde Euch ſchon zeigen, daß ich weiß, was uns ziemt, wenn Ihr Alle es auch vergeßt!“

Die unbefangene Freude des Hausherrn erhielt durch Frau Suſanne's Geſichtsausdruck allerdings einen kleinen Dämpfer, aber Tannberg war jetzt zu weit gegangen, um mit Anſtand zurück zu können, und ſo führte er Ewald ſelbſt in das Eßzimmer, wo gleich darauf das Mittagsmahl aufgetragen wurde.

Digitized by Google

Die Mißlaunigkeit der Köchin rächte sich. Die Suppe war wässerig, der Braten trocken wie Holz, der Salat zu sauer und das Apfelcompot angebrannt!

Ja, so geht es immer! Alles schlecht, wenn man nun gerade gern gezeigt hätte, wie elegant man zu leben verstand! Frau Susanne's üble Laune stieg noch. Ihr Aerger über die Köchin mußte Luft haben, sie schilderte bei Tisch die unerquickliche Scene, war aber doch wenigstens so klug, daß sie nichts über ihre eigene Vergangenheit als Köchin sagte. Dabei fiel ihr indeß ein, daß man in Gesellschaften sie darum vielleicht so oft von oben herab behandle. Nun, sie konnte nicht dafür, daß sie keine geborene Kommerzienrathstochter war, aber dafür wollte sie denn doch sorgen, daß ihre Kinder emporstiegen auf der Standesleiter.

Und diese Gedanken machten sie heute den ganzen Mittag verdrießlich bis zur Unartigkeit, Mann und Kinder suchten sie zu besänftigen, aber es brauchte nur einen Blick in Mariens von rosigster Gluth verklärtes, strahlendes Antlitz, so war alle Mühe, sich zu einer liebenswürdigeren Stimmung aufzuraffen, vergebens.

Ein sehr erquicklicher Besuch war Ewald also für Tannberg auch nicht. Er schämte sich, es ärgerte ihn, daß der junge Mann seine Frau in einer Mißstimmung sah, welche im kleinen Hause an der Hinterstraße ganz unerhört gewesen war.

Ewald suchte unterdeß auf alle Weise sich als Gast liebenswürdig zu machen. Er behauptete, der Salat sei vortrefflich, rohes Fleisch zu essen zieme Kannibalen, und

Digitized by Google

Suppen, in welchen der Löffel ſteif ſtehen bleibe, ſeien ihm abſcheulich. Dann erzählte er von München und ſeinen dortigen Erlebniſſen und Gelegenheiten zu lernen, ein Gegenſtand, welcher Tannberg mehr intereſſirte, als ſeine Frau paſſend fand, und ſchilderte mit ſolcher Wärme die reichen Kunſtſchätze Münchens und die ſchöne Natur des bayriſchen Gebirges, daß zuletzt doch Alle mit gleicher Theilnahme ihn anhörten und, ohne es ſich ſpäter einzugeſtehen, übereinſtimmten in dem Staunen über die Art, wie Ewald ſich gebildet und wie ſehr er doch dabei derſelbe liebe, treuherzige Menſch geblieben war, den ſie in ihm gekannt.

Nicht eine Minute ließ Frau Suſanne trotz ihrer nach und nach günſtigeren Stimmung die beiden jungen Leute aus den Augen. Ewald litt Folterqualen. Die Geliebte ſehen, ihr ſo nahe ſein zu dürfen, zu fühlen, daß ſie ihm noch von Herzen gut war, und keine Silbe ſagen zu können von ſeiner heißen Liebe und der Sehnſucht, ſie die Seine zu nennen, das war geradezu fürchterlich.

Er ſprach mit Abſicht von ſeinen Zukunftsplänen — er durfte mit Stolz davon reden, denn er hatte ſich durch Fleiß und Talent ſo weit gebracht, daß man ihm die Dekorationsmalerei der St. Vitikirche in A. übertragen, eine Arbeit, die, wenn auch beſcheidener in ihren Anſprüchen, als die des Künſtlers, welcher die Fresken malte, gleichwohl ihr Verdienſt haben und guten Verdienſt abwerfen würde.

Frau Suſannens Lippen kräuſelten ſich in geringſchätzendem Lächeln und ein heißes, zorniges Erröthen

ſtieg in Ewald's Stirn, welcher nur zu gut die Bedeutung dieſes Lächelns errieth.

Dann aber fielen ſeine Blicke auf der Tochter feuchte Augen und zitternde Lippen. „Arme liebe Marie, man will uns unſere Liebe nicht gönnen, aber Du wirſt mir vertrauen und wir werden glücklich werden!“ ſagten ſeine Augen ihr ſo deutlich, daß ſie hoch aufathmend ſich beruhigte und mit einem Male einen Strom reinen Glückes durch ihre Seele fluthen fühlte. Ja, Vertrauen, das war's! Und ſie konnte Ewald ſo von Herzen vertrauen.

Wäre Frau Suſanne nur entfernt ſo klug geweſen, wie ſie zu ſein meinte, ſo würde ſie ſich wohl gehütet haben, Ewald zu tadeln, als dieſer ſich dann empfohlen und mit warmen Worten für die freundliche Aufnahme gedankt hatte.

Zum erſten Male, ſo lange die Tochter lebte, gerieth ſie mit der Mutter in einen Wortwechſel, der in ernſten Streit ausartete, und Marie zeigte ſich dabei von einer ſolchen Unbeugſamkeit und Herbheit, daß Frau Suſanne keine andere Waffe, als die der Thränen blieb, die empörte Tochter zur Unterwerfung zu bringen.

Der Vater erfuhr von dieſer Scene nichts. Frau Suſanne wollte ſich wohl hüten, ihm zu geſtehen, daß ſie Ewald einen Farbenkleckſer, Hungerleider und Prahlhans genannt und ſich ſo weit übereilt hatte, daß ſie der Tochter gegenüber ſeine Sitten- und Ehrenhaftigkeit zu verdächtigen geſucht.

Aber als Marie am anderen Tage in die Klavierſtunde gehen wollte, da fand es ſich, daß trotz des äußeren

Friedens der geſtrige Sturm noch in ihnen nachwirkte, denn die Mutter verbot der Tochter ſcharf, auszugehen, und beleidigte dieſelbe durch Reden von „Begegnungen ſuchen“ u. ſ. w. ſo ſehr, daß Marie in voller Empörung erklärte, ſie werde freilich heute nicht ausgehen, aber eben ſo wenig, wie auf die Straße, werde ſie mit der Mutter das Abendkonzert beſuchen, für welches der Lieutenant Malthus ſchon Billets im Auftrage der Mutter beſtellt hatte.

„Du wirſt mir verbieten können, glücklich zu werden, aber Du wirſt mich niemals zwingen, etwas gegen meine Neigung und mein Rechtsgefühl zu thun,“ hatte Marie mit flammenden Augen geſagt, denn der Offizier intereſſirte ſich ohne Zweifel lebhaft für ſie, und Frau Tannberg hatte demſelben dieſe Gelegenheit geben wollen, Marie näher zu treten.

Und Marie blieb bei ihrer Weigerung; das Konzert mußte abgeſagt werden; zwiſchen Mutter und Tochter ſtand wie ein drohendes Geſpenſt die Ausſicht auf ein ernſtliches Zerwürfniß.

Der arme Ewald ſuchte unterdeß in fieberhafter Unruhe den ganzen Tag die Straßen ab, welche Marie möglicher Weiſe kommen konnte; aber müde und enttäuſcht und beinahe verzweifelnd mußte er zwei ſchlafloſe Nächte damit hinbringen, ſich zu fragen, warum ſie wohl ſo unſichtbar bleibe, da ſie doch wiſſen konnte, daß er auf dieſe Begegnung mit Schmerzen hoffte.

Endlich am dritten Tage ging ſie aus; er ſaß in der Nähe ihres Hauſes in einer Reſtauration und bewachte den Zugang zur Fabrik.

Digitized by Google

Da kam sie endlich! Aber wie trübe und gedrückt sie aussah! Er ließ sie ganz heran kommen, dann trat er aus der Thüre und ging ihr entgegen.

Wie heller Sonnenschein flog es über ihr Gesicht.

„Marie, liebe, theure Marie, wie lange läßt Du mich warten!“ sagte er zitternd vor Freude, Glück und Schmerz.

„Ewald, lieber Ewald!“ hauchte sie und plötzlich stürzten Thränen aus ihren Augen.

„Meine Marie! Mein Lieb! Sie haben Dich gequält! Und um meinetwillen?“ rief er erschrocken. Dann zog er ohne Weiteres ihren Arm unter den seinigen, und als sie unruhig bat, sie loszulassen, alle Leute würden es ja sehen, wenn sie so Arm in Arm gingen, antwortete er fest: „Hast Du mich lieb, Marie? Sage es mir!“

„O Ewald, wie kannst Du fragen, mehr wie Alles auf der Welt!“

„Du Engelskind! Du hast mich also lieb? Marie — wohl so sehr, daß Du mich heirathen würdest?“

„Natürlich, Ewald. Wie Du fragst!“

„Herr Gott, und das muß man hier auf der Straße anhören und kann sich nicht einmal durch einen einzigen kleinen Kuß bedanken!“ stöhnte er. Dann fragte er weiter: „Marie, wenn Du mich heiratheſt, mußt Du aber mit mir gehen!“

„Ach, Ewald, das ist's ja gerade, sie werden es nicht leiden, daß wir uns lieb haben.“

„Das kann uns kein Mensch verwehren! Aber hast Du wohl schon darüber nachgedacht, daß Du dann mit mir nach München ziehen mußt, süßes Lieb? Kannst Du

das? Ihr ſeid reich, ich bin arm und Du mußt mein Loos theilen."

„Das will ich ja auch gern, Ewald, aber die Eltern leiden es nicht; daß ich Heimlichkeiten vor ihnen habe, iſt mir ſo drückend — es iſt nicht recht und nicht ſchön!" klagte ſie.

„Da haſt Du ganz Recht, und Heimlichkeiten wollen wir nicht. Offen und ehrlich will ich um Dich anhalten, und wenn wir Beide feſt entſchloſſen ſind, ſo ſagen ſie auch wohl ‚Ja', denn ſie haben ihre Kinder ja herzlich lieb, und Dich beſonders. Mein Brod habe ich und vom Herrn Profeſſor ein gutes Zeugniß; brav habe ich mich auch gehalten und für den Anfang ein Sümmchen erſpart."

Sie waren in einen Heckenweg eingebogen, der ihm eine günſtige Gelegenheit bot, den vorhin nicht bezahlten Dank an Marie abzutragen.

Da hielt er ſie umſchlungen und ſie küßten ſich wie rechte Liebesleute. Dann ſagte Marie aber ernſt und trat vor ihm zurück: „So, Ewald, nun ſind wir ordentliche Brautleute, aber nun muß es auch genug ſein, denn wenn nicht erſt die Eltern es wiſſen, hab' ich das Gefühl, als ſei unſere Verlobung nicht recht in Ehren. Nun komm' mit, wir ſagen es ihnen gleich, und ob ſie nein oder ja ſagen, wir bleiben uns treu!"

So gingen ſie Arm in Arm wieder der Fabrik zu und fühlten ſich voll ruhigen Muthes.

Vor dem Fenſter ihrer Stube ſtand Frau Suſanne und ſchaute unruhig nach ihrer „Mary" aus, denn eine

Ahnung trug ihr zu, daß Unglück heranziehe. Da kamen die Beiden still und gefaßt auf den Fabrikhof.

Frau Suſanne ſchrie in leidenſchaftlicher Wuth auf, ſtürzte auf ihren erſchrockenen Mann zu, riß ihn an das Fenſter und keuchte: „Siehſt Du, ſiehſt Du, da kommt der Habenichts, der kommune Menſch, der Handwerksburſche, da kommt er und unſere Mamſell Tochter hat er am Arm! Die hat der Schuft an ſich gelockt! Um's Geld will er ſie, um weiter nichts. Und ſie iſt ein ſchlechtes, falſches Geſchöpf!"

Dem Manne ſchwindelte. Das hatte er ſich denn doch nicht gedacht! Sein Kind, ſeine ſchöne, liebe Tochter! Und der Ewald hatte nichts, war nur ein Maler, ein ſimpler Arbeiter, und Mietze konnte, wenn ſie nur wollte, den Lieutenant oder einen Studirten haben!

Er hatte ja gewußt oder geahnt, daß Ewald die Marie gern hatte, aber wie immer hatte er ſich die unangenehmen Gedanken daran aus dem Sinne geſchlagen.

Da traten die Beiden ein, Hand in Hand.

Mit rothen, zornigen Mienen ſtanden die Eltern ihnen gegenüber, flammende Blicke drohten ſie zu vernichten. Die armen Kinder wurden todtenblaß.

„Herr Tannberg," begann Ewald, „und werthe Frau! Sie ſehen es wohl, die Marie und ich — wir ſind uns gut —"

„Ja, das ſehen wir wohl, aber da müſſen wir doch auch ein Wort dazu ſagen!" ſchrie Frau Suſanne.

„Und ich meine, Ewald, daß es hinterliſtig, falſch und tückiſch iſt, daß Sie unſer Kind umgarnen und wollen es losreißen von uns," redete Tannberg.

„Und in's Elend bringen und unter ihren Stand! Und das ist eine Blamage für uns, denn wir haben unser Kind nicht großgezogen, daß der erste, beste —"

„Nein, Ewald, ich versage meine Einwilligung," unterbrach Tannberg seine Frau, er war schon ruhiger und fühlte Mitleid; sie brauchte den armen Jungen nicht noch zu beleidigen.

„Herr Tannberg, Sie sind aufgeregt, ich glaube, Sie besinnen sich noch, machen Sie uns doch nicht unglücklich!" bat Ewald, weiß bis auf die Lippen und wie ein Mann seine Wuth über diese unverdiente Behandlung beherrschend.

„Besinnen? Da ist nichts zu besinnen! Das ungerathene Mädchen dankt es uns noch auf den Knieen, wenn wir heute nein sagen, und das thun wir ein- für allemal!" eiferte Frau Susanne. Sie sah in ihrem Zorn nichts weniger als vornehm aus, und doch hatte sie nie sich so hoch über dem „Malerburschen" gefühlt, wie heute.

„Vater! Mutter! Ich habe ihn lieb mit meiner ganzen Seele, und ich lasse nie von ihm! Seid doch nicht so hart, er ist ja brav und geschickt und wir können nicht mehr von einander lassen!" flehte Marie.

„Ach, Larifari! Liebe! Liebe! Allein von Liebe wird man nicht satt, und wenn Ewald denkt, Du seiest ein reiches Mädchen —"

„Frau Tannberg!" rief Ewald. „Ich habe Marie lieb gehabt, als sie noch zu Madame Treßler ging und als Sie Alle nichts hatten, nicht mehr wie ich!"

„Junger Mensch, wie können Sie wagen, gegen meine

Frau so aufzutreten?“ wurde Tannberg nun seinerseits wüthend.

Frau Susanne keifte, der Vater schalt, Ewald suchte in leidenschaftlicher Bitterkeit sich gegen die Verdächtigung, als habe er auf Mariens Vermögen spekulirt, zu verwahren. Marie weinte bitterlich.

„Ich habe an Mariens Mitgift nie gedacht, weiß nicht, ob sie eine solche hat und habe noch gestern in einer Bierstube öffentlich sagen hören, Sie, Herr Tannberg, seien gar nicht so reich, wie die Welt glaube!“ rief Ewald.

„So? Nun wollen Sie meinem Mann noch wohl nachsagen, daß er ein Schwindler ist?“ schrie die Frau.

„Mutter, Mutter! Wer sagt denn das? Ewald sagt ja nur, daß er mich ebenso lieb hätte, wenn ich arm wäre!“

„Haha! Das wollten wir denn doch erst 'mal sehen! Vater, mache ein Ende und sage dem Herrn, daß unsere Mary nicht für ihn ist! Nie und niemals! Hören Sie wohl! So lange ich lebe, gebe ich Ihnen meinen Segen nicht, und wenn Marie Sie ohne den will, so mag sie es thun!“

Frau Tannberg war ganz besinnungslos vor Wuth, das sah Ewald so gut, wie es ihr Mann und ihre Tochter sahen.

„Und Sie, Herr Tannberg? Wollen Sie auch nichts von mir wissen?“ fragte der junge Mensch und Thränen schossen ihm in die Augen.

„Thut mir leid, Herr, unsere Verhältnisse sind zu verschieden. Ich wünsche Ihnen sonst alles Glück!“ zwang Tannberg sich hart zu sagen.

Digitized by Google

Ewald begriff dieſe Härte gar nicht. „Sie iſt doch aber Ihr Kind!“ ſtammelte er.

Da war Mietze aus ihrem troſtloſen Weinen emporgefahren und trat in flammender Erregung vor die Eltern.

„Wir ſollen uns nicht haben!“ ſagte ſie bebend und gab dem Geliebten mit zärtlichem Blicke ihre Hand. „Das könnt Ihr verbieten. Aber daß wir uns lieb haben, ſo lieb, wie nur je zwei Herzen ſich haben können, und daß wir einander treu bleiben, das könnt Ihr nicht verbieten und das laſſe ich mir auch nicht verbieten! Zieh' hin, Ewald! Ich bleibe Deine Marie und Du bleibſt ewig mein Geliebter. Die Eltern beſinnen ſich wohl; dann will ich Dir ſchreiben; und über's Jahr komme wieder und frage noch einmal. Dann ſollſt Du von mir beſſere Antwort haben, jetzt darf ich noch nicht mit Dir, denn wir wollen erſt mit Güte und Geduld ſehen, ob die Eltern nicht nachgeben.“ Und dann umſchlang ſie den todblaſſen Ewald, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen, küßte ihn zärtlich und ſagte immer wieder: „Wir bleiben uns treu, Ewald! Wir lieben uns allezeit!“

Finſter ſtand der Vater daneben, ſein Herz krampfte ſich zuſammen vor Weh, als er ſein liebes Kind ſo grauſam leiden ſah, aber Suſanne war ſo entſchloſſen! Sie hatte ſich gegen das Fenſter gewendet und hatte kein Wort des Abſchiedes, keinen Blick für Ewald.

„Leb' wohl! Leb' wohl, Marie!“

Die Thüre ſchlug zu, das arme Mädchen ſchrie laut auf und warf ſich in leidenſchaftlichem Kummer auf den Teppich.

Die eine Stunde ſpäter abgehende Köchin fand ſofort einen Dienſt bei der Frau Geheimräthin Liebenfeld und erzählte dort, es ſei großer Lärm geweſen bei Tannbergs, Fräulein Marie, die übrigens ein liebes, herzensgutes Mädchen ſei, habe ſich verplempert mit einem Stubenmaler. Na, Art läßt nicht von Art! Aber das wollten die Eltern von Fräulein Marie nicht wiſſen, die ſtrebten hoch hinaus und hätten den Maler zum Hauſe hinausgeworfen. Frau Tannberg wolle durchaus einen Lieutenant zum Schwiegerſohn haben, am liebſten von der Garde, und weil ihr dies nun fehlſchlage, denn Marie wolle von ihrem Maler nicht laſſen, da habe ſie ihren Aerger in der Küche ausgetobt, und das könne denn doch ſelbſt einem Engel zu viel werden.

4.

Ein Jahr und ein halbes waren wieder dahin gegangen, ein ſchweres, unruhvolles, kummer- und thränenreiches Jahr, in welchem die Menſchheit aufwachte aus dem thörichten Traum, daß eine neue Aera für die Welt gekommen ſei.

Das fröhliche, thatenluſtige Lachen war aus den Mienen der Leute verſchwunden und hatte einem ernſten, fragenden Ausdruck Platz gemacht, bange Sorge blickte aus den Augen der Anderen, finſteres Mißtrauen, tiefer Kummer und bei faſt Allen die gleiche Unſicherheit, welche der fühlt, dem der Boden unter den Füßen wankt.

Welches Jahr! Erſt hatten allerlei Anzeichen drohenden Sturm geweiſſagt, aber die Einen wollten nicht daran glauben, die Anderen mochten nicht, nur Wenige reſſten

die Segel und bargen mit weiser Vorsicht ihr Schiff. Und dann brach das Unglück los, erst hier und dort und wieder dort, vereinzelte Fälle, dann plötzlich folgten die sichersten, vornehmsten Firmen, mitgerissen von den ersten, und dann war es, als stürze Alles zusammen in totaler, rettungsloser Verwirrung. Ein furchtbares Entsetzen ergriff die Menschen, und was die Aengstlichsten befürchtet, wurde noch von der Wirklichkeit übertroffen. Aber was das Schlimmste war, noch immer wollte die Krisis nicht vorüber gehen; die Anstrengungen der Einzelnen, sich zu retten, waren unerhört; sie verzögerten die Katastrophe, ohne sie verhindern zu können, und da kam der Schluß des Jahres heran, des Unglücksjahres, welches so hart auf den Gemüthern der Menschen gelegen, daß Niemand so recht den Muth behalten hatte, zu hoffen.

Es war am Morgen des Sylvestertages. In seinem Comptoir in der Fabrik saß Tannberg. Dies letzte Jahr hatte sein Haar grau und dünn gemacht, seinem Antlitz tiefe Furchen und den Ausdruck äußerster Nervosität aufgeprägt und seinen sonst so sinnenden Blick unruhig und flackernd werden lassen.

„Wie er sich verändert hat!“ dachte der Kommerzienrath, der ihm gegenüber saß und auch seinerseits die Spuren der Sorge und Aufregung in dem sonst so wohlgenährten, jetzt welk gewordenen Gesicht trug. „Wie er sich verändert hat!“

Sie hatten mit einander gearbeitet, die Bilanz gezogen, man konnte immerhin zufrieden sein; in einer solchen Zeit, wie diese, war es ein Stolz, wenn ein Unter-

nehmen, wie die Fabrik, sich bewährte. Profit gab es nicht eben groß zu verzeichnen, das war sicher, aber Tannberg's neueste Verbesserungen hatten gute Frucht getragen. Und — nun, der Kommerzienrath Platter war ein Mann, der auch einmal einen Ausfall tragen konnte.

Nachdem die Geschäfte erledigt, ging der Kommerzienrath nicht, sondern blieb vor dem Tische sitzen und sah mit forschendem, ernstem Blick in Tannberg's Gesicht.

Dann sagte er mit ermuthigendem Tone und nicht ohne eine gewisse achtungsvolle Theilnahme: „Ich habe immer gedacht, Sie würden mir etwas zu sagen haben, Tannberg, sollte ich mich darin irren? Ich meine doch, Sie müßten leichter zu mir sprechen können, als —"

Ein tiefer Seufzer des Angeredeten, einem unterdrückten Aufschrei gleich, antwortete ihm.

„Seien Sie offen gegen mich, Tannberg; ich weiß, was leider alle Welt weiß; es steht sehr schlimm mit Ihnen, Sie haben an der Börse schlechte Geschäfte gemacht."

Tannberg nickte. Dichter Schweiß trat auf seine früher so klare Stirne, er blickte nicht auf, preßte die Hände fest in einander und senkte den Kopf, als sei es ihm unerträglich, seinen Compagnon anzusehen.

„Sie brauchen heute Geld, Tannberg, viel Geld! Haben Sie daran gedacht, wie Sie es bekommen wollen?"

„Ich kann nichts denken, mir ist, wie wenn ich wahnsinnig werden sollte!" stöhnte der Unglückliche.

„Vor Allem, Tannberg, halten Sie den Kopf oben. Daß Sie kein Geschäftsmann sind, weiß ich, aber ein

Mann müſſen Sie ſein, und nun raffen Sie ſich zuſammen und laſſen Sie ſehen, ob Ihnen zu helfen iſt. Wie viel Geld brauchen Sie? Ich begreife nicht, Menſch, daß Sie thatlos die Hände in den Schoß legen! Jede Stunde bringt Sie dem Ruin näher!"

„Was ſoll ich thun? Blankenheim hat meine guten Papiere verkauft und mir ſeine ſchlechten dafür aufgeſchwatzt."

„Das weiß ich. Sie haben dem elenden Kerl ein unbegrenztes Vertrauen geſchenkt, er hat es mißbraucht."

„Aber er hatte einen ganz guten Ruf! Nun macht er Hunderte unglücklich, wie mich."

„Ja, es iſt furchtbar! Aber nun ſprechen Sie, Tannberg, laſſen Sie uns die Sache praktiſch anfaſſen. Sind Sie Willens, mir jetzt Ihr Patent zu verkaufen? Ich möchte die Fabrik allein übernehmen, mein Sohn kommt zurück."

„Herr Kommerzienrath!" Es war ein Schreckensſchrei. Tannberg war aufgeſprungen und ſtierte ganz außer ſich den Compagnon an.

„Ja, haben Sie ſich denn nicht klar gemacht, Mann, daß dieſer Weg der einzige iſt, der Ihnen offen bleibt?"

„Das Patent? Ich ſoll mich ſelber brodlos machen?" keuchte Tannberg.

„Oder bankerott! Und zwar — Tannberg, Sie haben an der Börſe geſpielt, ohne jeden ſoliden Rückhalt — Sie wiſſen, wie man das nennt."

„Ohne jeden Rückhalt? Wie können Sie das ſagen? Ich hatte im erſten Jahre nahezu fünftauſend Thaler Rein-

gewinn auf meinen Antheil, Blankenheim lieh mir zehntausend dazu und darauf hatte ich an den Neuhütte-Aktien so viel gewonnen, daß ich Blankenheim das Geld wieder zahlte, so gehörte es mir doch!“

Der Kommerzienrath sah seinen Compagnon förmlich mitleidig an. Welch' naive Unkenntniß der Verhältnisse!

„Und jetzt haben Sie an die vierzigtausend Thaler Passiva. Mensch, Sie begreifen nicht einmal, wie Sie stehen!“

„Nein, ich begreife es nicht; weiß nicht, wie ich in dies Elend komme. Blankenheim hat allein die Schuld!“

„Wer leichtsinnig sein Vertrauen weggibt, hat auch Schuld.“

„Sie sagen ja, daß ich gerettet werden könnte!“ ächzte der gebrochene Mann.

„Nein, das sage ich nicht, sondern ich fordere Sie auf, mit mir zu berathen, wie Sie sich vor dem Schlimmsten retten können.“

„Ja, Sie meinen das Patent! Wenn ich es verkaufe, bin ich brodlos — ich und die Meinen!“

„Das fragt sich noch. Uebrigens biete ich Ihnen fünfzigtausend Thaler. Und Sie sind tüchtig, ein fleißiger Mensch, Sie finden immer wieder Ihren Platz. Hier können Sie natürlich nicht bleiben.“

„Nein, nein! Ich verkaufe nicht!“

„Nun, das ist Ihre Sache. Morgen werden die Kinder auf der Straße wissen, daß Sie auch Einer von diesen Börsenspielern sind.“

„Leihen Sie mir die Summe, Herr Kommerzienrath,

Digitized by Google

ich danke es Ihnen ewig und zahle das Geld zurück, Sie haben ja Sicherheit."

„Aber kein Geld zum Ausleihen! Donnerwetter, Tannberg, ich verstehe gar nicht, wie Sie so unwissend in Geschäftssachen sein können!"

„Ich kann es vielleicht anderwärts leihen."

„Aber, Mensch, wer hat denn jetzt Geld?"

„Sie wollen das Patent haben, darum ließen Sie mich in mein Unglück rennen!"

Der Kommerzienrath war aufgesprungen, ganz roth vor Zorn sah er seinen Compagnon an. „Herr, wie können Sie wagen, mich so zu beschimpfen?"

Tannberg fühlte sein Unrecht sofort. „Herr Kommerzienrath, ich meinte das nicht so! Bedenken Sie doch! Ich bin ja meiner nicht mächtig."

„Gut, ich will es Ihnen nachsehen, was Sie mir angethan haben. Aber Sie werden begreifen, daß zwischen uns jede Verhandlung abgebrochen ist. Sie haben mir das Vertrauen aufgekündigt! Das hat noch Niemand gethan!"

Der erzürnte Fabrikherr nahm seinen Hut und ging. An der Thüre holte Tannberg ihn ein.

„Ich bitte um Vergebung, Herr Kommerzienrath, ich that Unrecht. Sie müssen bedenken, daß ich ein verlorener Mann bin, der nicht weiß, wem er noch vertrauen soll."

„Dann sind Sie wirklich verloren, Tannberg, denn der, dem Sie noch vertrauen sollten, sind Sie selber, Mann! Alle Hagel — lassen Sie sich die Wahrheit einmal ehrlich sagen! Sie sind kein Geschäftsmann, auch

ſonſt nicht beſonders intelligent. Ihre Spezialität iſt die einſeitige praktiſche Kenntniß der Farbſtoffe und ihrer Zuſammenſetzung. Das Glück hat Ihre Unterſuchungen begünſtigt, Sie haben Ihre Erfindung gemacht, wie etwa ein Goldſucher einen Klumpen Gold findet. Arm, wie Sie waren, haben Sie nicht gewußt hauszuhalten, denn ich weiß, Sie haben weit über Ihre Mittel verbraucht. Was Sie hatten, war ja meiſt geliehenes Geld oder eingebildeter Reichthum! Bei alledem hätten Sie anſtändig und ſorgenlos leben können, wenn Sie ſich vernünftig eingerichtet hätten. Das haben Sie nicht gethan. Sie ſind nicht an den Beſitz von Geld gewöhnt geweſen. Die Schuld werden Sie einſehen, Buße müſſen Sie leiſten. Und nun gehen Sie, Tannberg. Ich trage Ihnen nichts nach."

„Und das Patent? Wenn ich es Ihnen verkaufe —?"

Der Kommerzienrath ſchüttelte den Kopf. „Darüber ſprechen wir heute nicht mehr."

Tannberg warf einen Blick auf die Uhr. „Es geht bereits auf Elf! Dann beginnt die Börſe! Ich brauche Geld!" ſagte er fieberhaft.

„Von mir bekommen Sie es nicht, Tannberg; heute kaufe ich Ihnen das Patent nicht ab; Sie ſollen nie denken können, daß ich es Ihnen abgeſchwindelt habe."

„Ich bat um Vergebung, mehr kann ich nicht thun, Herr Kommerzienrath," flüſterte der Unglückliche demüthig.

„Ich denke nicht daran, Ihnen einen Vorhalt machen zu wollen. Aber ich ſehe, Sie ſind nicht in der Gemüthsverfaſſung für Geſchäfte."

„Wer eine Stunde vor der Bankerotterklärung ſteht,

Digitized by Google

ſoll das wohl nicht ſein! Wenn Sie wollen, daß — daß —“

Der Kommerzienrath trat vor der wilden Verzweiflung, die aus Tannberg's Augen ſprach, zurück. „Ich habe Sie ſchon einmal gemahnt, ſeien Sie ein Mann, Tannberg. Es falliren in dieſer Zeit ſo Viele, darum braucht man noch nicht an's Sterben zu denken.“

„Ich überlebe es nicht, ich bin nicht der Mann, ich verſtehe nichts, bin ein elender, verlorener Patron! Ach, wäre ich doch in der Hinterſtraße geblieben, arm, aber ehrlich!“

„Na, Tannberg, was das betrifft, zurück zu ihren Farbentöpfen iſt es noch immer Zeit.“

„Ja, ja! Aber die Schande! Alſo gut, ich biete Ihnen das Patent an! Geben Sie mir das Geld, es iſt ein guter Preis. Sie bieten reell, ich will's thun! Es iſt doch beſſer, als Tod und Schande.“

Die Uhr tickte immer laut und gleichgiltig in das Geſpräch hinein, das hier ſo aufgeregt geführt wurde.

Der Zeiger rückte weiter und weiter.

Der Kommerzienrath ſchwankte. Man ſah ihm an, er wollte gern zugreifen, der Alleinbeſitz der Fabrik, das Patent waren ja ſein heißeſter Wunſch, aber er ſcheute davor zurück, Tannberg's Aufgeregtheit zu benutzen. Seinem guten Namen ſollte der Makel nicht angeheftet werden, er habe Tannberg übervortheilt.

Doch es war ja kein Uebervortheilen; er bot einen guten Preis; er hätte, ohne ſich zu ſchaden, allerdings noch mehr bieten können, aber wozu das? Was man für fünf Groſchen haben kann, bezahlt man nicht mit ſechs!

Digitized by Google

Es war dreiviertel auf elf Uhr.

„Nehmen Sie das Patent, hier ist es!“ schrie Tannberg und riß mit zitternden Händen ein sorgfältig zwischen Pappumschlag gelegtes Papier aus seinem Schreibtisch. „Fünfzigtausend Thaler, Herr Kommerzienrath, und es ist das Ihre!“

Er hatte Alles vergessen, was er vorhin dagegen angeführt; in diesem Augenblicke sah er nur den Bankerott vor sich und leichenblaß erschien sein verzerrtes Gesicht, als er in furchtbarer Spannung so in des Kommerzienraths überlegene Mienen blickte.

„Gut, Tannberg, ich nehme es! Vergessen Sie aber nie, daß ich Sie zurückgewiesen habe, weil Sie aufgeregt sind!“

„Sie nehmen es? Ja? Fünfzigtausend Thaler? Ja? Gott sei Dank! Gott sei Dank!“

„Machen wir es schriftlich, Tannberg. Dann gehen wir zusammen zum Notar und dann an die Börse; das Geld sollen Sie dort haben.“

5.

An der Börse herrschte eine entsetzliche Unruhe. Bleiche, verstörte Mienen überall. Der Telegraph hatte neue Schreckenskunde gebracht, die Kurse fielen mit grauenhafter Schnelligkeit.

„Der ist auch Einer! Ist auch —“ und ein junger naseweiser Bengel hielt seine flache Hand hoch und blies mit spöttischem Lächeln über die Innenseite derselben weg, als just Tannberg an ihm vorüber ging.

Digitized by Google

Allgemeine Ueberraſchung. „Tannberg zahlt!“ — „Woher hat er das Geld?“ — „Platter gibt's.“ — „Na, dann kauft er Tannberg aus, das iſt klar!“ ging ein Flüſtern durch die Menge.

Ja, er zahlte. Wie ſich das ſo leicht machte! Blankenheim war verduftet, der hatte ſeinen Raub in Sicherheit, aber die Gläubiger Tannberg's waren nicht viel beſſer.

„Wie der Mann nur an alle dieſe Schwindler kommt?“ dachte der Kommerzienrath, während er die Leute muſterte. „Nun natürlich, von den Dummen müſſen ſie's nehmen.“

Tannberg zahlte. Ein paar Herren ſchrieben Notizen in ihre Bücher, der Kommerzienrath ſprach ein paar Worte, es wurden Papiere ausgetauſcht, dünne, unſcheinbare Papiere mit guten Unterſchriften, und dann war die Sache fertig.

Tannberg ging von der Börſe weg als ein ehrlicher Mann.

Dies Gefühl überragte vorerſt jedes andere in ihm. Stolz, frei, leicht ſchritt er dahin.

Aber dann folgten die anderen Gedanken. Mit der Fabrik war es vorbei für ihn; was nun? Aus der Wohnung mußten ſie fort; wohin? Und Sannchen —? Herr Gott, Sannchen! Was würde ſie ſagen? Sie ahnte nichts! Sie verſtand ja nichts vom Geſchäft! „Noch weniger als ich!“ dachte er zerknirſcht.

Er hatte in ſeiner ſtets innerlich beſchäftigten Weiſe nie ſo recht nachgedacht über die häusliche Einrichtung und den Fuß, auf dem ſie lebten, das war Sannchen's Sache.

Er hatte eben Alles ihr anheimgestellt, Alles gehen lassen, wie es ging, sich glücklich gefühlt, daß sie und die Kinder es waren, und nun er heute sich besann, wußte er nicht einmal, von welcher Farbe die Möbelüberzüge waren, noch von welchem Stoff. Nur der Summe erinnerte er sich, welche damals die ganze Einrichtung gekostet, die schöne Einrichtung! Was sollten sie damit nun machen? Sie konnten doch nicht neun Zimmer miethen, nur um die Möbel zu stellen!

Und dann: wovon leben? Er hatte noch etwa zehntausend Thaler, das war immer noch viel, aber wenn sie vom Kapital lebten?

Sie hatten diese Jahre her so viel ausgegeben; er wußte nicht genau, wie viel, aber die Equipage, der Kutscher, die Köchin, zwei Mägde hatten viel Ausgaben verursacht. Und nun mußte das Alles natürlich aufhören. Du großer Gott! Wie sollte er Sannchen sagen, daß er —!

Immer schwerer, unruhiger, unklarer wurde ihm zu Muthe. Er lief aus der Stadt und im Park herum, auf den einsamsten Wegen. Der Schnee lag tief, es war schlechtes Gehen. Endlich fühlte er sich geistig und körperlich so todmüde, daß er eine Droschke anrief und nach Hause fuhr.

Die Mittagszeit war längst vorüber. Seine Frau kam ihm mißvergnügt entgegen. „Wo Du aber auch bleibst!“

Dann sah sie ihn an und erschrak.

„Was ist Dir, Mann? Wie siehst Du aus?“

Sie waren in das Wohnzimmer getreten, Marie saß

am Fenſter und ſtickte Namen in Tücher. Sie hatte geweint. Ach, ihr war ſo weh zu Muthe. Heute war Sylveſter! Als im vorigen Sommer das Jahr um war, welches ſie ſich und Ewald als Wartezeit auferlegt, da hatten Vater und Mutter ihr ſtrenge jede Hoffnung abgeſchnitten und ſich jeden Verſuch Ewald's, ihre Einwilligung zu erhalten, mit ſcharfen Worten verbeten.

Damals ſchrieb ſie an Ewald und bat ihn unter vielen Thränen, noch einmal geduldig zu ſein; der Vater habe ſo viel Sorgen und Verdruß, ſie könne ihm nicht noch Kummer dazu machen. Ewald hatte ihr damals ſehr aufgeregt geantwortet. Er klagte ſie an, daß ſie ihm zu Schweres aufbürde, ihm alle Freudigkeit zur Arbeit nehme. Da hatte ſie gebeten: „Noch ein halbes Jahr!“

Und das war nun um und Ewald kam ſicher in dieſen Tagen. Das ängſtigte ſie und doch hatte ſie ſo heiße Sehnſucht nach ihm und wartete ſo voll Liebe auf ſeinen Anblick. Die Thränen waren ihr gekommen in dem Mitleid mit ihm und ſich ſelbſt; nein, ſie hatten ſich ſo treu geliebt, ſie konnten nicht von einander laſſen, die Eltern mußten nachgeben.

Ach, und was dachte denn die Mutter nur, daß ſie durchaus einen vornehmen Schwiegerſohn wollte? Für den wäre ja ihr Kind nicht gebildet genug!

Marie Tannberg war im eigenſten Sinne dieſelbe geblieben, die ſie bei Madame Treßler geweſen. Trotz allem Firniß, den der Verkehr mit feinen Leuten über ihre einfachen Gewohnheiten und Manieren gebreitet, hatte ſie doch niemals jene Sicherheit in ſich aufkommen gefühlt, welche

zu ihrem Schmerze die Mutter zur Schau trug. So wenig ihr gerades, ehrliches Herz, ihr jungfräuliches Zartgefühl jemals eine Spur von Gefallsucht in ihr hatten entstehen lassen, so wenig war es ihr möglich gewesen, schöne Worte und Redensarten zu machen. Mietze Tannberg aus der Hinterstraße, in einfachem Wollrock, und Mary Tannberg, die Tochter des Fabrikanten, waren genau dieselben. Nur ein gut Theil klüger, hellsehender war die Mietze geworden, und diese Weisheit hatte ihre Dornen tief in ihr junges Herz gedrückt. Sie wußte jetzt ganz gut, daß ihre arme, eitle Mama sich nur zu oft lächerlich machte.

Ach, und die Mutter war gar nicht zu beeinflussen!

Und ein schmerzliches Heimweh nach den früheren Tagen ergriff Marie. Sie gehörten nicht hinein in diese vornehmen Kreise, zu diesen klugen, fein gebildeten Leuten von denen so wenige ein Herz zu haben schienen, und noch weniger das arme, verschüchterte Mädchen mit den großen traurigen Augen verstanden.

Arme Mietze! Ach, wie sie sich nach Ewald sehnte, nach seiner Liebe!

Da traten Mutter und Vater ein und sie sah sogleich, es war ein Unglück geschehen!

„Vater, liebster Vater! Was ist Dir? Sprich, Vater, ach sprich, wir haben Dich ja so lieb!“ bat sie mit ihren weichsten Tönen.

Des gequälten Mannes letzte Kraft brach vor seiner Tochter Liebe zusammen.

„Vergebt mir, ach, vergebt mir! Wir sind wieder

arm! Mutter, wir haben nichts mehr!“ ſchluchzte er auf, ſchlang ſeinen Arm wie ein Ertrinkender um ſeiner Tochter Hals und weinte laut.

Frau Tannberg ſtand wie erſtarrt, jeder Blutstropfen wich aus ihrem Geſicht, und Marie, die mit dem Vater weinte, ſchrie laut auf, als ihr Blick auf die Mutter fiel.

„Arm, wieder arm? Alles weg?“ ſagte dieſe und ſah ihn ſo ſonderbar an.

„Alles? Nein! Aber der Schurke, der Blankenheim —“ Er lief wild im Zimmer umher.

Die Frau ſah vor ſich hin wie in's Leere, immer noch todtenblaß. Marie blickte mit einem unbeſtimmten Entſetzen in ihrer Mutter Geſicht. Das Armwerden ging ihr nicht ſo nahe. Wäre nur der Vater nicht ſo verzweifelt geweſen — und die Mutter ſo ſtumm.

„Müſſen wir Alles hergeben?“ fragte Suſanne endlich mit einem troſtloſen, raſchen Blick um ſich her.

„Wir müſſen aus dem Hauſe!“

„Aus dem Hauſe?“ ſchrie ſie auf. Dann beſann ſie ſich auf einmal und rief, von der irrigen Vorausſetzung eines Zerwürfniſſes mit dem Compagnon, Herrn Platter, ausgehend: „Aber das Patent haſt Du, er muß Dir ſchon kommen!“

„Das Patent — hat er —! Ich habe es ihm verkauft,“ ſagte Tannberg düſter.

„Und das Geld? Was hat er Dir bezahlt —?“

„Es iſt fort, verloren, Suſanne! Faſt Alles!“

Sie blickte ihn an wie eine Wahnſinnige.

„Verloren? Verloren? Wo! Menſch, rede! Soll ich

ſterben?“ ſchrie ſie auf und riß an ihrem Kleide, als erſticke ſie.

„Verloren — an der Börſe! O Gott, Suſanne, trag' es geduldig! Vergib mir!“

„Geduldig tragen — vergeben? Dir? Du ſchändlicher Wicht! Arm machſt Du uns? In's Elend bringſt Du uns? Alles verthan! Das Geld, das Patent! O Du niederträchtiger —!“

Und ſie ſprang auf ihn zu und mit geballter Fauſt ſchlug ſie dem unglücklichen Mann in's Geſicht.

Aber nein, nein, ſie kam nicht dazu. Mit einem furchtbaren Schrei hatte ſich die Tochter zwiſchen ſie und den Vater geworfen, ein Schrei, der durch das ganze Haus hallte. Mit ihren zitternden Händen fing ſie die Fauſt der Mutter auf.

Ein zweiter Schrei gellte hinter dem ihren her, und im ſelben Augenblicke rannte ihr Vater wild, mit verzerrten Mienen aus der Stube.

In der Thüre prallte er gegen Jemand, der in höchſter Eile hereinſtürzte, aber er lief weiter. Und Mietze ſtand vor der wie irrſinnig in's Leere ſtarrenden Mutter, hielt immer noch deren Rechte umklammert und ſchluchzte ganz außer ſich: „Mutter, Mutter, Du weißt nicht, was Du thuſt!“

Da tönte eine bekannte Stimme.

„Marie! Geliebte, was iſt geſchehen? Wer will Dir ein Leid thun?“

Sie wußte nicht, wie ihr wurde. Da war ja der Ewald! Ewald! Das Zimmer und Alles darin ſchien zu ſchwanken,

es war ihr, als ſinke ſie in einen tiefen, bodenloſen Abgrund.

Er aber hielt ſie umſchlungen und küßte ſie zärtlich.

Da traf ihr Blick die Mutter, die wie ein zuſammengeknicktes Rohr bleich, entſtellt, die Lippen im Krampf zuſammengepreßt, zur Erde glitt. Das brachte ſie ſofort wieder zu ſich.

Sie beugten ſich Beide über die Bewußtloſe, beſprengten ſie mit Waſſer, ſuchten ſie aufzuheben, aber ſie war zu ſchwer.

„Was iſt? Was iſt geſchehen?“ ſtieß Ewald dabei heraus.

„Ach, Ewald, wir ſind bankerott,“ rief ſie, aber ſie hatten Beide keine Zeit jetzt. Ewald gelang es endlich, die Mutter auf die Chaiſelongue zu legen, Marie lief nach friſchem Waſſer. Sie benetzte ihr Geſicht, ihre Schläfe und rief dann in Todesangſt: „Sie ſtirbt! Sie ſtirbt, weil wir wieder arm ſind, bankerott —!“

Plötzlich ſtutzte der junge Mann.

„Bankerott? Und Tannberg? Sein Blick! Sein Ausſehen! Herr Gott, da geſchieht ein Unglück!“

Ohne ein Wort zu ſagen, ſtürzte er hinaus nach Tannberg's Stube. Sie war verſchloſſen. Er rüttelte, er donnerte dagegen. Kein Laut! Aber drinnen rührte ſich dennoch etwas, er hörte es deutlich.

„Hilfe! Hilfe! Die Frau ſtirbt!“ ſchrie er, inſtinktiv das Richtigſte wählend, in großer Angſt, denn ihm war es, als wiſſe er beſtimmt, Tannberg gehe ſich jetzt an's Leben. „Tannberg! Ihre Frau ſtirbt!“

Da ſtürzte ein Stuhl um, man hörte Schritte, dann ging die Thüre auf. Es war Tannberg, er lebte!

Aber wie ſah er aus!

Ein einziger Blick ſagte Ewald Alles. Das verwilderte Starren der Augen, der entblößte Hals! Und dort war der Spiegel abgehoben und an dem Nagel ein Strick befeſtigt. Und um ſo hoch hinauf zu kommen, hatte der Unglückliche erſt noch einen Stuhl auf einen Tiſch geſetzt; der Stuhl lag jetzt an der Erde.

„Laufen Sie, laufen Sie, ſie ſtirbt!“ ſchrie Ewald ſeinem früheren Meiſter zu. Der ſtürzte fort, ohne zu denken, ohne Verſtändniß.

Es war klar, der Unglückliche war vollkommen unzurechnungsfähig.

Im Nu war Ewald in dem leeren Zimmer. Er rückte den Tiſch fort und nahm den Strick herab! Er hängte den Spiegel wieder auf: er hatte äußerſte Mühe damit und alle Kraft nöthig. Endlich war das gethan.

Noch einmal ſah er ſich um. Keine Spur mehr von der ſchrecklichen Abſicht des Unglücklichen!

Dann rief er Fritz, der eben aus der Schule kam, zu, zum Arzt zu laufen, die Mutter ſei krank. Der Junge lief, was er laufen konnte.

Als Ewald in die Wohnſtube zurück kam, hielt Marie ihren Vater mit ſtrömenden Thränen umſchlungen. „Vater, lieber Vater, ſie iſt ſo gut, ſie wußte nicht, was ſie that, der furchtbare Schrecken —!“ ſtammelte ſie und der Meiſter ſaß wie gebrochen neben dem Sopha und lehnte ſeinen Kopf an Mariens Schulter.

Digitized by Google

Die Frau lag noch immer da, aber sie hatte die Augen offen und man sah, das Bewußtsein kehrte ihr zurück.

„Herr Tannberg, ich höre, Sie haben Unglück gehabt! Lassen Sie mich für Sie eintreten, so weit ich kann. Ich wäre so glücklich, Ihnen zu dienen!" sagte Ewald weich zu seinem einstigen Meister.

Seine milde, liebevolle Art fiel wie ein lösender Zauber in des Mannes verstörte Seele.

„Ewald! Ewald! Gott hat Sie, gesandt!" sagte er tief erschüttert, mit fast verlöschender Stimme.

Sie gaben sich die Hände, fest, bedeutsam.

Da richtete sich Frau Tannberg auf. Mit der Hand, die sie gegen ihren Gatten geballt hatte, griff sie jetzt nach seiner herabhängenden Rechten und dann zog sie dieselbe an ihre Lippen.

„Vater, lieber Vater, verzeihe mir, ich wußte nicht, was ich that!" sagte sie und da kamen ihr erlösende Thränen.

Ewald und Marie traten bei Seite, die Eltern mußten jetzt allein sein.

Es war für sie Alle eine tief ernste, heilige Stunde.

6.

Während der nächsten Tage kam wieder etwas mehr Ruhe in's Haus. Es wurde beschlossen, fortzuziehen. Die Vergangenheit in der Hinterstraße, die ihnen jetzt so schön und friedvoll erschien, konnten sie natürlich nicht wieder zurückrufen, das sahen sie ein, und wenn Tannberg auch meinte, es werde ihm leichter werden, hier in der alten Heimath, wo man ihn doch als redlichen Mann kannte

Kundschaft zu bekommen, so genügte doch Frau Sannchen's angstvoller Blick schon, ihn diesen Gedanken aufgeben zu lassen. Und Ewald und Marie waren auch dagegen.

„Arbeit gibt's genug, der Vater soll nur mit nach München kommen!" überredete dieser.

„Wir sind ja nicht so ganz arm!" wiederholte Frau Sannchen oft und oft und war ganz getröstet, als man sich endlich dafür entschieden hatte, die Möbel und den Hausrath nicht zu verkaufen, sondern damit zwei nette kleine Wohnungen auszustatten, eine für die jungen Leute, die andere für Vater und Mutter.

Ihre schönen Kleider durften sie auch behalten. „Da braucht uns Keiner scheel anzusehen, Mietze, wir können uns zeigen, und Bankerott haben wir nicht gemacht, das kann uns Keiner nachsagen!" plauderte sie beim Einpacken.

Die Tochter hörte sie freundlich an und nickte. Ihr war das Alles so gleichgiltig, so nichtsbedeutend neben dem großen Glück ihres Herzens.

Und sonderbar! Die Leute, die sich früher hochmüthig verwahrt hatten gegen den Umgang mit den Tannbergs — jetzt grüßten sie Marie und Ewald mit den freundlichsten Mienen und die Damen redeten Marie im Laden oder auf der Straße an: „Wir haben Sie immer gern gehabt, Fräulein Marie, und freuen uns, daß Sie einen so hübschen, braven Mann bekommen! Grüßen Sie ihn doch und auch den Vater und die Mutter! Sie finden viel Theilnahme in der Stadt und allenthalben hat der Vater sich Achtung erworben, das muß ihn trösten über seine Verluste!"

So sagten die Leute, und es freute die Tannbergs doch.

In München leben sie Alle jetzt, zufrieden und ohne große Sorgen bei fleißigem Schaffen, und Marie und Ewald sind glückliche Eheleute.

Fritz wird Maler, das heißt ein Künstler. Ewald hat ihn zu einem berühmten Meister gebracht und der sagt: „Der Junge ist fleißig und hat Talent.“

Willy will studiren.

„Mag er,“ sagt der Vater, und Frau Sannchen, welche ihrer Tochter beiden Kinder auf den Knieen hält, nickt freundlich dazu. — „Ein Studirter!“ das ist Mutters schönster Traum jetzt.

Digitized by Google

Eine stürmische Jugend.

Aus den Erlebnissen eines berühmten Mannes.

Von

Th. Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Schulhause des Städtchens Perpignan im südlichen Frankreich stand eines Tages — es war im Jahre 1799 — ein junger kaum dreizehnjähriger Bursche und betrachtete mit vielem Wohlgefallen einen Bergwerks-Ingenieur, der in seiner Uniform dort auf und ab ging, um einen der Schüler, der mit ihm verwandt war, zu erwarten. Dieser kam auch nach einer Weile und entfernte sich mit dem Ingenieur. Der junge Bursche aber verfolgte den Letzteren mit seinen Augen so lange er konnte, und als ihm derselbe aus dem Gesichte war, wandte er sich an einen seiner älteren Mitschüler mit der Frage: „Was muß man thun, um eine solche Uniform tragen zu dürfen?“

Der Gefragte, der in solchen Dingen schon genügend Bescheid wußte, antwortete: „Die polytechnische Schule besuchen und mit Auszeichnung das Examen in der Mathematik bestehen.“

„Gut! Das werde ich thun!“ rief der jüngere Knabe entschlossen, ohne sich daran zu kehren, daß seine Kame-

raden, die das gehört hatten, in ein Gelächter ausbrachen und gar wenig freundliche Gloſſen daran knüpften.

Franz Dominik Arago (geboren 26. Februar 1786 zu Eſtagel bei Perpignan), ſo hieß der junge Burſche, war nicht nur ein Menſch von ungewöhnlichen Geiſtesgaben, ſondern auch von einer Feſtigkeit des Willens, wie ſie in dieſem jugendlichen Alter nur höchſt ſelten gefunden wird. Das, was er ſoeben als ſeinen Entſchluß kundgegeben, war keine vorübergehende Laune, ſondern ernſte Abſicht, und wie ernſt es ihm damit war, das bewies er vor Allem durch den Eifer, mit dem er ſich fortan auf's Lernen warf, um ſein Ziel zu erreichen. Sein Vater, dem er ſein Anliegen offenbarte, hätte zwar lieber geſehen, daß ſich ſein Sohn der Landwirthſchaft gewidmet hätte, er war aber doch verſtändig genug, dem Drange des Knaben nachzugeben, und ſo ging denn Franz Dominik, nachdem er in der Zwiſchenzeit noch eine vorbereitende Anſtalt in Toulouſe beſucht hatte, als achtzehnjähriger Jüngling nach der franzöſiſchen Hauptſtadt, um dort das Polytechnikum zu beziehen.

Die dazu erforderliche Prüfung ging in überraſchender Weiſe von ſtatten. Schon die erſten Fragen, die ihm vorgelegt wurden, beantwortete der junge Arago auf ſo treffende, von gründlichem Studium zeugende Art, daß der examinirende Profeſſor gar keine weiteren Fragen mehr ſtellte, ſondern ihn ſofort zur Aufnahme für reif erklärte, ein Fall, der ſeit langer Zeit dort nicht vorgekommen war.

Auch als Zögling dieſer Anſtalt lag Arago dem ge-

wählten Studium mit musterhaftem Fleiße ob, und wenn er auch die bergmännische Wissenschaft nicht mehr speziell als Ziel seines Strebens verfolgte, so blieb er doch der Mathematik treu und gelangte schon nach zweijährigen Studien, in einem Alter von kaum zwanzig Jahren, so weit, daß ihm eine Stellung von großer Wichtigkeit übertragen werden konnte. Dies war das Sekretariat am Bureau des Longitudes, d. h. an dem Institut, welches sich von Staats wegen mit der Ausmessung der Längen- und Breitengrade der Erde beschäftigte.

Auf Befehl der konstituirenden Versammlung waren nicht lange vorher die berühmten französischen Mathematiker Delambre und Médraine beauftragt worden, ein neues Maßsystem auf den Erdmeridian zu gründen und den Meridianbogen zwischen Rhodez und Barcelona zu messen, hatten aber dabei mit vielen von der spanischen Regierung in den Weg gelegten Hindernissen zu kämpfen und mußten ihre Arbeiten unterbrechen. Jetzt sollten dieselben wieder aufgenomuen und die Messung bis zur Insel Formentera fortgesetzt werden.

Zu dieser wissenschaftlichen Sendung wurde unter Anderen auch Franz Dominik Arago ausersehen und zwar als Assistent des gefeierten Physikers Jean Baptist Biot, während ihnen von spanischer Seite zwei nicht minder namhafte Gelehrte in den Herren Chaix und Rodrigues beigesellt wurden.

Diese Mission sollte für den jungen Arago eine Kette von theilweise recht gefährlichen Abenteuern nach sich ziehen und seine Jugend zu einer sehr stürmischen gestalten.

Guten Muthes hatte ſich der Jüngling zu Beginn des Jahres 1808 mit ſeinen Gefährten auf die Reiſe begeben. Es war zu einer ſehr unruhigen Zeit. Napoleon, dem die ſpaniſche Krone im Sinne lag, hatte ſeine Truppen die Grenze überſchreiten laſſen und drang immer weiter in ſpaniſches Gebiet vor. Die Spanier erhoben ſich dagegen mit einer Einmüthigkeit und Widerſtandskraft, die man ihnen kaum zugetraut hatte. Ueberall, auch in den Provinzen, griff man zu den Waffen, und Alles, was mit Frankreich zuſammenhing, wurde verfolgt.

Arago befand ſich gerade in dem Städtchen Galazo auf der ſpaniſchen Inſel Majorka im mittelländiſchen Meere (ungefähr 150 Kilometer von Spaniens Küſte entfernt), als der Aufſtand auch dort losbrach. Die Vermeſſungsarbeiten waren bereits in vollem Gange und täglich durchſtreifte Arago mit einigen Gehilfen die Gegend, um ſeiner Aufgabe nachzukommen. Dabei war es zuweilen nöthig, ein Feuer auf freiem Felde anzuzünden, um die Anfangs- und Endpunkte der gemeſſenen Strecken zu markiren. Hatten aber die Bewohner von Galazo die eigenthümliche Hantierung des Fremden ſchon von Anbeginn mit Argwohn beobachtet, ſo ſchien es ihnen jetzt außer allem Zweifel, daß ſie es mit einem Spion zu thun hatten, der mit dem Feinde Zeichen des Einverſtändniſſes wechsle. Dieſes Gerücht, das ſich mit Blitzesſchnelle verbreitete, fand überall Glauben und man beſchloß, den frechen Eindringling in Gewahrſam zu bringen.

Noch rechtzeitig erhielt Arago von dieſem Vorhaben Kunde und fand es für beſſer, ſich der ihm zugedachten

Einkerkerung durch die Flucht zu entziehen. Er entkam auch glücklich an die Küste, wo ein Schiff „Der Mystique“ vor Anker lag, dessen Kapitän mit ihm befreundet war. Arago bat denselben, ihn nach Barcelona zu fahren, wo er weiteren Schutz zu finden hoffe. Allein so zuvorkommend und dienstfertig der Kapitän vorher gegen den Franzosen gewesen war, jetzt verweigerte er ihm jede Unterstützung, da er den Pöbel fürchtete, welcher in Massen den Strand belagerte. Offenbar hatte man den Flüchtling erkannt und beobachtet. Während man Anstalten traf, einen Angriff auf das Schiff zu machen, um des vermeintlichen Verräthers habhaft zu werden, stieg dieser in den unteren Schiffsraum hinab und kroch in eine dastehende leere Kiste. Allein dieselbe war zu klein, um seinen Körper ganz aufzunehmen; obwohl auf's Möglichste zusammengekauert, ragten doch noch die Füße hervor und der Deckel ließ sich nicht schließen. In dieser Situation sah der Verfolgte keine Sicherheit, und da der Tumult der aufgeregten Volksmenge sich nicht beruhigte, so ergab er sich in sein Schicksal, kroch aus seinem Versteck wieder hervor und beschloß, sich selbst als Gefangenen zu stellen und sich unter den Schutz der Behörden zu begeben.

Auf sein Ersuchen machte nun der Kapitän eine Schaluppe bereit, um den Flüchtling an's Land zu befördern. Kaum aber hatte Arago den Boden wieder betreten, als der Pöbel sich auf ihn stürzte und ihn zu ermorden drohte. Nur mit großer Mühe konnte eine Gewaltthat verhindert werden und der Verfolgte durfte noch von Glück sagen, daß er blos mit einem leichten Dolchstich in die Seite davonkam.

Digitized by Google

Er wurde jetzt in der Citadelle der Feſtung Belver bei Palma gefangen geſetzt. Eine Zeit lang mußte ſich Arago mit dieſer Verwahrung zufrieden geben, und ſie würde ſich bei dem Schlendrian, der damals in allen öffentlichen Angelegenheiten bei den ſpaniſchen Behörden herrſchte, gewiß noch ziemlich lange hingezogen haben, wenn ſich nicht ein Spanier ſeiner angenommen hätte.

Dies war ſein wiſſenſchaftlicher Mitarbeiter Don Rodrigues. Er war allerdings am beſten im Stande, den Gefangenen von dem Verdachte der Spionage zu reinigen, und er verwandte ſich denn auch für ihn nach Möglichkeit. Ihm hatte es Arago vornehmlich zu danken, daß er mit Vorwiſſen des ſpaniſchen Generalkapitäns und von einem treuen Diener begleitet, in der Tracht eines Bauern aus dem Gefängniſſe entkam und ein Boot erreichte, das am Geſtade für ihn bereit lag.

In dieſem gebrechlichen Fahrzeuge hatte er den Muth, mitten durch die engliſche Flotte zu ſegeln, und erreichte glücklich den Hafen von Algier, wo es ihm gelang, ein beſſeres, zur Fahrt nach Frankreich geeigneteres Schiff zu finden.

Einige Tage ging nun die Reiſe ganz glücklich von Statten. Schon glaubte Arago alle Gefahren überſtanden zu haben, ſchon war das Schiff in den Meerbuſen von Lyon eingelaufen und näherte ſich dem Hafen von Marſeille, als ein ſpaniſcher Kaper daherkam, ſofort auf das Fahrzeug losſteuerte, mit einem Kanonenſchuß den Maſt desſelben zerſchmetterte und die geſammte Mannſchaft gefangen nahm. Es wurde Kehrt gemacht, und Arago mit allen

seinen Schicksalsgenossen mußten den Weg nach der katalonischen Hafenstadt Rosas nehmen.

Die Absicht der Korsaren ging nur dahin, das Schiff, dessen sie sich bemächtigt hatten, unter einem schicklichen Vorwande als gute Beute zu behalten, denn es war mit sehr werthvollen Gütern beladen. Sofort nach der Ankunft in Rosas wurde daher eine Art Gerichtshof niedergesetzt und Arago, den man für den Eigenthümer des Schiffes hielt, einem scharfen Verhöre unterzogen. Er sollte durchaus ein ausgewanderter Spanier sein, da er sehr gut spanisch sprach. Unser Mathematiker war indeß nicht aus der Fassung zu bringen, auch dann nicht, als man vor seinen Augen Soldaten mit geladenen Gewehren aufmarschiren ließ und alle Anstalten traf, ihn zu erschießen.

„Ich bin ein armer reisender Kaufmann, der seinen Geschäften nachgeht," sagte er, da er es nicht für gerathen hielt, die Wahrheit anzugeben, und bei dieser Erklärung beharrte er. „Ich bin in Ihrer Gewalt," bemerkte er dem Befehlshaber, „und muß mich bei meiner Wehrlosigkeit in das fügen, was Sie über mich beschließen. Thun Sie, was Sie verantworten können; ein etwaiges Unrecht wird seinen Rächer finden."

Diese Bemerkung blieb nicht ohne Wirkung. Man ließ das Militär wieder abziehen und begnügte sich damit, den vermeintlichen Schiffseigenthümer in's Gefängniß zu sperren. Dies war freilich hart genug. Arago wurde in ein Kellergewölbe eingeschlossen, wo er längere Zeit ohne Licht und von Ungeziefer aller Art geplagt, ja nicht einmal mit der nöthigsten Nahrung versehen, zubringen mußte.

Digitized by Google

Es vergingen mitunter zwei volle Tage, ohne daß ihm Speiſe und Trank gebracht wurde.

Wer weiß, wie lange der Gefangene in dieſem abſcheulichen Verließ noch hätte ſchmachten müſſen und was ſonſt noch aus ihm geworden ſein würde, wenn ihm nicht ſelbſt ein glücklicher Gedanke zu ſeiner Befreiung gekommen wäre.

Das Schiff nämlich, mit welchem Arago in die Hände des Kapers gefallen war, hatte unter anderen Inſaſſen zwei prachtvolle Berberlöwen an Bord gehabt, mit welchen der Dey, das Oberhaupt der den Raubſtaat Algerien beherrſchenden Janitſcharenmiliz, dem Kaiſer Napoleon ein Geſchenk machen wollte. Eines dieſer Thiere verendete jedoch, höchſt wahrſcheinlich aus Mangel an der nöthigen Pflege, und Arago benutzte dieſen Umſtand, ſich mit dem Dey in Verbindung zu ſetzen. Er wußte Mittel und Wege ausfindig zu machen, um denſelben davon zu benachrichtigen, was mit dem einen Löwen geſchehen war. Arago hatte ſich nicht verrechnet. Der Dey, nicht wenig ſtolz auf ſein Geſchenk, von dem er ſich bei dem franzöſiſchen Machthaber eine große Wirkung verſprach, gerieth in höchſten Zorn und richtete voll Erbitterung ein Schreiben an die ſpaniſche Regierung, in welchem er für die unrechtmäßige Wegnahme des Schiffes Genugthuung forderte und mit Krieg drohte, wenn man nicht Schiff und Mannſchaft unverzüglich frei gebe.

Das wirkte. Arago, der inzwiſchen auf die Pontons von Palamos gebracht und dort zu den härteſten Arbeiten verwendet worden war, befand ſich bereits der Verzweif-

lung nahe, als ihm mit einem Male seine Befreiung angekündigt wurde und er die Erlaubniß erhielt, nach Marseille zu gehen.

Während aber der junge Gelehrte mit so wechselvollen Schicksalen im fremden Lande zu ringen hatte, blieb auch seinen Angehörigen daheim Kummer und Leid nicht erspart. Lange war Arago's Vater ohne jede Nachricht von dem Sohne geblieben und schwebte darum in größter Sorge, wie es ihm ergehen möchte. Da fiel in den Kämpfen der Spanier mit den Franzosen die katalonische Hafenstadt Rosas, deren wir oben gedachten, in die Gewalt Napoleon's und die gefangene Besatzung wurde nach Frankreich geschickt, wo sie auch Arago's Geburtsstadt Perpignan passirte. Der Vater unseres jungen Forschers benutzte nun die Gelegenheit, nach dem für ihn verschollenen Sohn zu fragen. Keiner der Soldaten konnte ihm Auskunft geben, aber der alte Mann fand zufällig in den Händen eines der Gefangenen eine Uhr, die er sofort als die seines Sohnes erkannte, und fiel darüber vor Schreck in Ohnmacht. Der Soldat hatte die Uhr aus dritter Hand erhalten und konnte nicht angeben, wie sie in diese gelangt war; aber dem Alten schien es nun außer Zweifel, daß man Franz Dominik erschlagen und beraubt hatte. Noch lange Zeit blieben alle Nachrichten über denselben aus und die Familie ergab sich ganz in den Gedanken, einen Todten betrauern zu müssen.

Indessen hatte der junge Arago doch das Glück, trotz aller Gefahren und Widerwärtigkeiten sich mit heiler Haut durchzuschlagen. Seine Uhr hatte er nur verkauft, um

Geld zu gewinnen und ſeine Inſtrumente und Papiere zu retten, die ihm denn auch ſämmtlich erhalten geblieben waren.

Aus der Gewalt der Spanier befreit, wollte er geraden Weges nach Marſeille fahren, allein der Schiffer, dem er ſich zu dieſem Zwecke anvertraut hatte, erwies ſich ſeiner Sache ſo wenig kundig, daß er nicht einmal die einzuſchlagende Richtung kannte und auf's Gerathewohl mehrere Tage im Mittelmeer herumſegelte, bis er durch einen heftigen Sturm an die afrikaniſche Küſte zurückgeworfen wurde und endlich bei Bugia landete.

Das Schiff war durch dieſe Affaire ſo ſeeuntüchtig geworden, daß Arago gezwungen wurde, nach einer anderen Fahrgelegenheit auszuſchauen; aber nirgends war eine ſolche zu finden, und ſo verfiel er in ſeiner Rathloſigkeit auf die Idee, um Algier ſicher erreichen zu können, ſich zu Fuß dahin aufzumachen. Der Kommandant von Bugia, an den er ſich um einen Paß wandte, verweigerte dieſen anfangs entſchieden.

„Sie kommen unterwegs um," ſagte er, „und Ihr Konſul wird mich am Ende dafür verantwortlich machen."

Arago aber ließ ſich nicht von dem Vorhaben abbringen. Er ſtellte dem beſorgten Beamten ein Schriftſtück aus, worin er bekannte, daß er trotz deſſen ernſter Abmahnung die Reiſe unternommen, und machte ſich dann als Beduine verkleidet, unter der Führung eines Marabut (mohammedaniſcher Einſiedler) auf den Weg.

Die Abmahnungen erwieſen ſich gar bald als ſehr begründet. Der ganze Landſtrich war von Kabylen bewohnt, die, in

verſchiedene Stämme getheilt, ebenſo viel ſtreng abgegrenzte Republiken ausmachten und Niemandem ohne beſondere Erlaubniß geſtatteten, ihr Gebiet zu betreten. So mußten die Reiſenden von Ort zu Ort um die Fortſetzung ihres Unternehmens parlamentiren und hatten dabei unſäglich mit dem Mißtrauen zu kämpfen, das man dort allem Fremden entgegenbringt. Beſonders gefahrvoll wurden die Nächte, die ausnahmslos unter freiem Himmel verbracht werden mußten; doch blieben die beiden Wanderer nicht allein, vielmehr ſchloſſen ſich ihnen unterwegs noch mehrere Kabylen an, welche ebenfalls nach Algier wollten, ſo daß allmählig eine förmliche Karawane heranwuchs, die dann auch nach einem dreißigtägigen Marſche voll unbeſchreiblicher Strapazen wohlbehalten am Weihnachtstage des Jahres 1808 ihr Ziel erreichte. Als die Ankömmlinge erzählten, daß ſie zu Fuße von Bugia kämen, ſchlug man erſtaunt die Hände zuſammen, denn ein ſolches Wagniß hatte ſeit Menſchengedenken Niemand glücklich vollbracht.

Allein Arago's Abenteuer ſollten ihr Ende noch nicht erreicht haben. Er hätte zu einer ungünſtigeren Zeit als jetzt kaum den Boden von Algier betreten können. Eben ſpielte ſich dort einer jener Regierungswechſel ab, die in jenem Lande niemals ohne Blutvergießen und Gewaltthätigkeiten abgingen.

Der Dey war gerade geſtorben und zu ſeinem Nachfolger hatte ſich ein Menſch aufgeſchwungen, der nach der Anſicht der Bewohner kein Recht dazu beſaß. Es kam deshalb zu einem Aufruhr, bei welchem der Thronräuber geſtürzt und ermordet wurde. Ein neuer Dey ſetzte ſich an

deſſen Stelle und dieſer eröffnete ſeine Regierung ſogleich damit, daß er von Frankreich die Bezahlung einer angeblichen Schuld forderte. Von Paris aber traf darauf eine entſchiedene Weigerung ein, und nun wußte der neue Machthaber ſeine gekränkten Rechte nicht beſſer geltend zu machen, als daß er alle in Algier weilenden Franzoſen auf die Sklavenliſte ſetzen und zu den Galeeren verurtheilen ließ.

Dank ſeinen Sprachkenntniſſen erhielt Arago dabei noch ein etwas erträglicheres Loos, als manche ſeiner Landsleute, indem man ihn als Dolmetſcher auf den Korſarenſchiffen verwendete. Gleichwohl war er immer Sklave, mußte ſich die übelſte Behandlung gefallen laſſen und war beſtändig den härteſten Entbehrungen ausgeſetzt.

Wiederholt hatte die franzöſiſche Regierung durch ihren Konſul wegen dieſer Vergewaltigung ihrer Unterthanen ſich mit ernſten Vorſtellungen nach Algier gewendet, aber ohne Gehör zu finden. Die Antwort lautete ſtets, Frankreich möge erſt ſeine Schuld bezahlen, dann ſollten die Sklavenfeſſeln der gefangenen Franzoſen fallen. Darüber verging beinahe ein ganzes Jahr. Endlich faßte Napoleon die Angelegenheit doch etwas energiſcher an und die Folge war, daß Arago die Erlaubniß erhielt, mit einem Konvoi algieriſcher Schiffe und einem Seeräuber derſelben Nation Afrika zu verlaſſen. Ueberglücklich packte der moderne Odyſſeus ſeine wenigen Sachen, die hauptſächlich aus Meßinſtrumenten und Schriften beſtanden, und machte ſich reiſefertig, in der Hoffnung, nun endlich ſein Vaterland wieder zu ſehen.

Der Abfahrt wurde auch wirklich kein Hinderniß mehr

in den Weg gelegt, aber das Meer bot deren noch genug. Kaum hatte der Konvoi den Hafen verlassen und noch war den Davonsegelnden Algier nicht ganz aus dem Gesichte geschwunden, als zwei englische Fregatten auftauchten und die algierischen Schiffe anhielten.

Admiral Lord Collingwood, Befehlshaber der britischen Seemacht im Mittelmeer, befand sich selbst auf einer der Fregatten und hielt es für nöthig, die Führer der verdächtigen Fahrzeuge in strenges Verhör zu nehmen. Wer weiß, welches Schicksal dem jungen Franzosen noch beschieden gewesen wäre, wenn es nicht dem Korsaren, bei dem er sich an Bord befand, geglückt wäre, in einem unbewachten Momente mit seinem Schiffe zu entkommen. Zwar wurde seine Verfolgung sofort in's Werk gesetzt und eine Zeit lang jagten die Engländer mit vollen Segeln hinter dem Flüchtling her; aber endlich wurden sie es doch müde, kehrten um, und Arago konnte unbehelligt der französischen Küste zusteuern, die er um die Mitte des September 1809 glücklich erreichte.

Hiermit hatten seine Irrfahrten ein Ende.

Nach Paris zurückgekehrt, fand der so hart Erprobte die gerechte Anerkennung für seine Arbeiten, seinen Muth und die ausgestandenen Beschwerden. Obwohl erst dreiundzwanzig Jahre alt, wurde er doch schon zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt und mit einer Professur an der polytechnischen Schule betraut, wo er in der Folge zwanzig Jahre als Lehrer thätig war. Die wissenschaftlichen Beobachtungen, die er auf seiner Reise gemacht, wurden von der Akademie veröffentlicht.

Digitized by Google

Aber auch weiterhin machte ſich Arago um die Wiſſenſchaft verdient, und eine Anzahl werthvoller Entdeckungen rühren von ihm her. Es ſei hier nur angeführt ſeine Beſtimmung des Durchmeſſers der Planeten, die Laplace ſpäter vervollſtändigte, ſeine Entdeckung der farbigen Polariſation des Lichtes und ſeine Hypotheſe über die Entſtehung der magnetiſchen Kraft durch Rotation.

Alle gelehrten Geſellſchaften der Welt rechneten es ſich zur Ehre an, Arago zu ihrem Mitgliede zu zählen, und mit allen Kapazitäten der Wiſſenſchaft ſtand er im brieflichen Verkehr. Selbſt die Engländer haben ihn ſo gefeiert, wie vor ihm keinen Franzoſen. In ſeinen Schriften, wie in ſeinen Vorträgen, glänzte er durch die Klarheit, Eleganz und Geiſtesſchärfe ſeiner Ausdrucksweiſe. Er ſteht in dieſem Punkte würdig da neben Alexander v. Humboldt; die Franzoſen zählen ihn mit Recht zu ihren Muſterſchriftſtellern.

Ueberblickt man das Verzeichniß ſeiner Schriften und ſeine Wirkſamkeit als Forſcher und Lehrer, ſo erhält man den Schlüſſel zu dieſer außerordentlichen Thätigkeit nur in ſeinem wahrhaft erſtaunlichen Fleiße. Wohl ſelten, ſagt einer ſeiner Biographen, hat ein menſchliches Gehirn, ohne zu erlahmen, eine ſo enorme Maſſe von Anſtrengungen ausgehalten. Arago hielt Jeden für träge, der nicht täglich ſeine vierzehn Stunden arbeitete; Tage, an denen er dieſes Maß nicht einhielt, nannte er Ruhetage. Nur ſo konnte es ihm gelingen, ſich ſo gründliche Kenntniſſe in der Chemie, Phyſik, Mechanik, Aſtronomie, Naturgeſchichte, Philoſophie und Literatur zu erwerben. Sein Studir-

zimmer war stets mit Plänen, Schriften und Büchern angefüllt.

Uebrigens hatte die Natur diesem großen Geiste auch die entsprechende Hülle gegeben. Wenige Zeitgenossen Arago's waren von so stattlicher Erscheinung, wie er; selten sah man edlere und ausdrucksvollere Gesichtszüge als die seinen. In seinem Mienenspiel und seinen Bewegungen prägte sich die ganze Gluth des Südens aus, der ihn geboren. Seine klangvolle und biegsame Stimme steigerte sich, wenn es die Gelegenheit gebot, zu gewaltigem Umfange. So waren ihm alle natürlichen Gaben der Rede verliehen, und so oft er das Wort ergriff, hatte er die aufmerksamsten Hörer.

Arago spielte auch in der Politik eine Rolle. Während der Juliregierung war er mehrmals Präsident des Generalkonseils der Seine, in welcher Eigenschaft er kräftig für die Sklaven-Emanzipation wirkte. Die Februarrevolution von 1848 rief ihn als Mitglied in die provisorische Regierung, in welcher er das Ministerium des Innern und kurz darauf auch das des Krieges übernahm. Vermöge der großen Popularität, die er überall und namentlich in seiner Heimath genoß, gelang es ihm, die leidenschaftliche und verwilderte Bevölkerung im Departement Ostpyrenäen nach den Februartagen von Blutvergießen und Verwüstungen zurückzuhalten.

Später war Arago auch in der Nationalversammlung mit segensreichem Erfolge thätig. Seit dem Regierungsantritte Napoleon's III. aber zog er sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück. Ein Augenleiden, das ihn be-

fallen und seine Sehkraft immer mehr verringerte, nöthigte den rastlos schaffenden Mann, jeder Thätigkeit zu entsagen.

Fast ganz erblindet, starb Arago am 2. Oktober 1853, 67 Jahre alt. An seinem Leichenbegängniß sollen über 15,000 Personen theilgenommen haben, die zusammengeströmt waren, um dem seltenen Manne die letzte Ehre zu erweisen. Der hundertjährige Gedenktag seiner Geburt ist in Frankreich kürzlich feierlich begangen worden.

Auf dem Lord-Mayors-Bankett.

Skizze aus England.

Von

Wilh. F. Brand.

(Nachdruck verboten.)

Ausübung unbegrenzter Gastlichkeit ist eine der vornehmlichsten Pflichten des jeweiligen Lord-Mayors oder Oberbürgermeisters der City von London. Mir war nur ein einziges Mal die Ehre zu Theil geworden, den gegenwärtigen City-Monarchen kurz vor seiner Wahl zum Inhaber dieses Ehrenamts in einer Gesellschaft im Hause eines gemeinsamen Freundes zu treffen, und doch erging auch an mich der gastliche Ruf, beim Fest der Einweihung in sein Amt zugegen zu sein: dem Lord-Mayors-Bankett beizuwohnen. Mehr als dem guten Gedächtniß seiner Lordschaft allein, glaube ich freilich den freundlichen Bemühungen

des erwähnten gemeinsamen Freundes meine Einladung zu verdanken.

Als den ersten Lord-Mayor der City von London nennen die Chroniken Henry Fitz-Alwin, der bereits im Jahre 1189 diesem Amte vorstand. Seinen Nachfolgern in den ersten zwei Jahrhunderten wurde der Dienst weniger leicht gemacht, als denen der Jetztzeit. Zu wiederholten Malen von den Königen, sonderlich von Richard II. (1377 bis 1399) in den Tower gesteckt, wenn sie zu hartnäckig auf ihren Gerechtsamen bestanden, retteten sie sich bei anderen Gelegenheiten nur durch ein artiges Lösegeld oder auch durch die Flucht vor ähnlichen Unbilden. Doch die Bedeutung der „Mayoralty" und die unabhängige Machtstellung der ganzen City wurde durch solche opferwillige Beharrlichkeit jener Männer dermaßen gefestigt, daß im Laufe der Zeit die Könige sich gewöhnten, wenn sie offiziell die City besuchen wollten, den Bürgermeister um den Schlüssel zu bitten, eine Ceremonie, die, obschon sämmtliche Citythore längst niedergerissen sind, noch heute strengstens beobachtet wird. —

Schon unter Richard's Vorgänger, unter Eduard III., gelangte das Recht der Wahl des Mayors ausschließlich in die Hände der Gilden, deren Zahl etwa achtzig beträgt, und die heute, jeder Existenzberechtigung an sich verlustig, nur noch durch dieses Wahlrecht und mehr noch durch ihr außerordentliches Vermögen aufrecht erhalten werden. Ihre Mitglieder wählen aus ihrer Mitte erst die „Aldermen" und aus dem Court of Aldermen dann — gewöhnlich der Seniorität nach — auf ein Jahr den Lord-Mayor.

Digitized by Google

Der Tag der Einführung in sein Amt, die alljährlich am 9. November stattfindet, der Lord-Mayors-Day, ist noch heute, wie vor Jahrhunderten, ein großer Festtag in der City. Ein langer Zug Gildenmitglieder, wie aus den Gräbern früherer Jahrhunderte erstanden, in ihren alterthümlichen Gewändern und mit altersgeheiligten Bannern, die Aldermen in ihren dunkelsammetenen Kostümen, die Sheriffs und eine Reihe anderer Würdenträger der City, und am Schluß, zusammen mit seinem Kanzler, dem Scepterträger und dem Schwertträger in einer goldstrotzenden, alterthümlichen Staatskarosse der neu gewählte Lord-Mayor selbst: so geht es durch die Straßen der Stadt nach dem Justizpalast, wo der Lord-Mayor sich dem Lord-Oberrichter vorstellt und im Namen der Bürgerschaft auf's Neue Bestätigung der alten Rechte und Privilegien der City beansprucht. Auf dem Rückwege schließt sich die Lady-Mayoreß mit ihren Ehrendamen dem Zuge an, und je näher die Prozession ihrem Endziele kommt, um so größer wird der lärmende Jubel der Bevölkerung, die sich am Lord-Mayors-Day für ganz besonders privilegirt bedünkt, sich die derbsten, um nicht zu sagen: rohesten Scherze zu erlauben.

Stunden lang schon vor Annäherung des Zuges ist in denjenigen Straßen, durch welche derselbe geht, jeder Verkehr zu Wagen polizeilich untersagt, und zu Fuß durch die dicht gedrängte Menge für einen anständig gekleideten Menschen unmöglich gemacht. Geriethe er in die Menge, so würde ihm unfehlbar der Hut eingetrieben und für andere derartige „Scherze" würde er bald zur Zielscheibe ausersehen sein. Ein anständiger Mann und vollends

Damen können also die Prozession nur von den Fenstern der Wohnhäuser aus ansehen. Der Zug selbst muß durch berittene Polizei und Militär stark umgeben und geschützt sein. Der „Mob" (Pöbel) zöge, wenn er an ihn herankommen könnte, den Lord-Mayor selbst aus seinem Wagen und liefe mit ihm davon! Und das gälte gewiß nur für einen dem Tage angemessenen „Scherz"! Die englische Volksmenge ist im Allgemeinen die roheste, die mir je vorgekommen ist.

Ganz anders ging es Abends beim Bankett in Guildhall zu, zu dem nicht nur die hervorragendsten Cityleute, sondern die bedeutendsten Männer ganz Englands geladen waren. Vor dem Gebäude selbst und in den stattlich geschmückten Vorhallen bildete ein Trupp blutjunger „Soldaten" Spalier, offenbar eine Kompagnie jener Sonnabend-Nachmittags-Krieger, die im Nothfall eine so große Rolle in der Vertheidigung des Vaterlandes spielen — sollen! Die jungen Herren schienen sich hier weidlich zu vergnügen und befanden sich augenscheinlich unter dem Eindruck, hier aufgestellt zu sein, um recht ungenirt die ankommenden Gäste anstarren zu können. Selbst wenn ein Minister oder ein General oder gar — ein Alderman hindurch passirte und das Kommando „attention" (Achtung) ertönte, befiel sie ein gewaltiges Recken und Strecken und ein Verzerren der Gesichtszüge, als wollten sie sagen: „Paßt nur auf, wenn wir erst anfangen, stramm zu stehen," allein es kam zu nichts weiter, als daß sie den Hals noch etwas länger reckten, um so noch einen besseren Anblick der Vorübergehenden erlangen zu können!

Digitized by Google

Zahlreiche ältere Herren liefen in einem rothen, militäriſch zugeſchnittenen Rock mit einem langen Säbel an der Seite umher, die ich auf den erſten Blick für Offiziere hielt. Freilich hatten ſie außer ihrer Uniform durchaus nichts Militäriſches an ſich, aber ſie ſchienen mir genau zu den Spalier bildenden grimmen Kriegern zu paſſen. Ein gütiger Mentor klärte mich indeſſen bald darüber auf, daß dieſe Herren biedere Citymänner waren, die als hervorragende Geſchäftsleute zu Ehrenmitgliedern des Court of Lieutenancy — einer Art Verwaltungsbehörde der Grafſchaft — ernannt worden. Warum aber gerade für dieſe Leute eine gar nicht in den Rahmen des alterthümlichen City-Pompes paſſende, verhältnißmäßig moderne militäriſche Uniform ausgewählt wurde, iſt nicht recht erſichtlich. Es mögen, ja es werden ohne Frage dieſe Herren recht gute Geſchäftsleute und im Uebrigen recht wackere Männer ſein, aber wie rühmenswerth ſolche Eigenſchaften auch an ſich ſind, verleihen ſie doch keineswegs ihrem Inhaber gerade immer ein martialiſches Ausſehen. Jedenfalls dürfte es ſich empfehlen, daß dieſen Rothröcken zugleich mit der Einladung zu einem ſo großartigen Feſt, wofür keine Unkoſten geſcheut werden, in Zukunft auch für ein paar Pence Watte eingeſandt wird.

Als ich geraume Zeit vor der zum Diner feſtgeſetzten Stunde in den großen Bibliotheksſaal eintrat, den man zum Empfangszimmer hergerichtet hatte, war der ſtattliche Raum ſchon ziemlich gefüllt mit einer glänzenden Geſellſchaft, und es währte nicht lange, da kündeten ſchmetternde Fanfaren das Nahen des Lord-Mayors an. Voran die City-

trompeter. Ihnen folgen die „Masters of the ceremonies“ (Ceremonienmeiſter), die Sheriffs, der Citymarſchall, der Schwertträger, die Scepterträger mit ihren Amtsinſignien, darnach „The Right Honourable“ (der Hochwohlgeborene) Lord-Mayor ſelbſt mit der Lady-Mayoreß am Arm, der wieder eine Anzahl Jungfrauen, die „maids of honour“ (Ehrenjungfrauen), Alle in Roſa gekleidet, folgen. Nach ihnen kommen eine Reihe würdiger Greiſe, die Väter der Stadt, in dunklen Sammetröcken und entſprechenden Kniehoſen, wie ſie auch der Lord-Mayor als der oberſte der Aldermen trägt, von denen er ſich nur durch die dicke goldene Amtskette, die er auf der Bruſt trägt, unterſcheidet. Ihnen ſchließt ſich endlich noch eine ſtattliche Reihe von City-Notabilitäten an. Wir haben uns Alle von unſeren Sitzen erhoben und verneigen uns ehrfurchtsvoll vor dem vorüberſchreitenden Citykönig. Der ganze Zug bewegt ſich nach dem entgegengeſetzten Ende des Saales hin, wo auf einer leichten Erhöhung ein goldglänzender Thron für den Lord-Mayor und ſeine Gattin errichtet iſt. Sie nehmen darauf Platz und der Hofſtaat gruppirt ſich um ſeinen Souverän.

Jetzt beginnt die Cour. Alle hervorragenden Gäſte — und ſolche, die ſich dafür halten! — defiliren langſam am Throne vorüber. Der Ceremonienmeiſter verkündet mit Stentorſtimme ihre Namen, ſie verbeugen ſich, das „Königspaar“ reicht Jedem die Hand, richtet auch wohl ein paar freundliche Worte an Einzelne, und dieſe verſchwinden wieder in der Menge. Eine gar ſtattliche Reihe hervorragender Perſönlichkeiten zieht ſo an uns vorüber, die je

nach ihrer Bedeutsamkeit und Beliebtheit in der City eine Ovation in Gestalt von Händeklatschen und selbst enthusiastischen Zurufen von Seiten der versammelten Gäste erhalten.

Es hatten sich eine Anzahl ausländischer Gesandten eingestellt, darunter der amerikanische, der chinesische und der japanesische, die in ihrer Amtstracht, der Erstere im Frack, die Letzteren in ihren auffallenden goldstrotzenden Gewändern, einen seltsamen Kontrast bildeten. Fast sämmtliche Kabinetsminister mit ihren Frauen waren erschienen und unter ihnen ward dem Marquis v. Salisbury und Lord Iddesleigh ein besonders enthusiastischer Empfang zu Theil. Unter den militärischen Gästen erregte General Wolseley das meiste Aufsehen. Der Lord-Großkanzler und eine Anzahl der obersten Richter des Landes blieben gleichfalls nicht aus und erweckten in ihren uralten, blutfarbenen, sackartigen Gewändern und langen Allonge-Perrücken mehr Heiterkeit, als Respekt vor dem Gesetz. Der Speaker oder Präsident des Parlamentes, Mr. Peel, fehlte ebenso wenig, wie Sir Frederik Leighton, der Präsident der Akademie. Und in dieser Weise waren alle bedeutendsten Stände des Königreichs vertreten.

Abermals ertönten die Fanfaren: der Hof brach auf. Wie bei dessen Eintritt, so zogen auch jetzt die Insignienträger vorauf. Der Lord-Mayor aber führte nun die Marquise v. Salisbury und der damalige Premierminister die Lady-Mayoreß. Ihr folgten wieder ihre maids of honour und denen schlossen sich in bunter Reihenfolge die anderen Gäste an, ein stattlicher Zug, der sich unter fortwährendem Fan-

Digitized by Google

farengeſchmetter nach dem großen Saal von Guildhall hin bewegte, wo Gedecke für etwa achthundert Perſonen aufgelegt waren. Und königlich, wie bislang Alles zugegangen, ſo war auch das Mahl, das geboten wurde. Man veranſchlagt die Unkoſten deſſelben auf etwa 4000 Pfd. Sterl. (über 80,000 Mark), eine ganz erkleckliche Summe, die von dem Lord-Mayor und den gleichfalls nur auf ein Jahr gewählten beiden Sheriffs gemeinſam bezahlt wird. Dieſe beiden Letzteren bekommen gar keinen Gehalt, ſondern übernehmen den Poſten nur um der Ehre willen und als eine nothwendige Stufe zur Erreichung der höchſten Citywürde. Wer dieſe erlangt, bekommt zwar ein Gehalt von 10,000 Pfd. Sterl., aber es ſchickt ſich für einen Lord-Mayor, wenn er populär ſein will, daß er ungefähr das Doppelte ſeines Gehalts in ſeinem Amtsjahr verausgabt!

Bei einem ſolchen Gaſtgeber läßt ſich's denn auch recht nett ſpeiſen. Das Mahl mit Schildkrötenſuppe zu beginnen, iſt ein ſtehender Brauch, deſſen Urſprung ſich im Dunkel der Jahrhunderte verliert und von dem heute kein Lord-Mayor abzugehen wagen würde. Uralt iſt auch die Sitte, auf einem beſonderen erhöhten Gerüſt im Saale ſelbſt einen ganzen „Baron of beef", das ſind die beiden Keulen eines Rindes, unzertheilt aufzuſtellen, die erſt mit Beginn des Eſſens im Angeſicht aller Gäſte ein Koch zu tranchiren begann. Dieſer hatte von ſeinem hohen Piedeſtal aus jedenfalls den beſten Ueberblick über die glänzende Geſellſchaft.

Es läßt ſich nicht leugnen, es waren darunter Manche,

die das Gepräge von Männern trugen, welche plötzlich durch ihren Handel in die Höhe gekommen, und jedenfalls mehr an das Kaufhaus und die Lagerräume gewöhnt waren, als an den Salon, ein Charakter, der in entsprechender Weise auch ihren Frauen aufgeprägt war und der die vornehme Welt Englands nur zu häufig veranlaßt, über die „City-Gesellschaft" die Nase zu rümpfen. Im Großen und Ganzen aber ist dazu wenig Grund vorhanden; und so konnte sich insonderheit die Lady-Mayoreß sammt ihren Angehörigen all' den Damen der Aristokratie, die hier zu Gaste gekommen waren, was das Aeußere anbetrifft, in jeder Weise als völlig ebenbürtig an die Seite stellen.

Sobald der Nachtisch aufgetragen, wurden die in England bei einem öffentlichen Diner überall gebräuchlichen mehr oder weniger stereotypen Toaste vom Lord-Mayor ausgebracht: zuerst derjenige auf „die Königin", dann der auf „den Prinzen und die Prinzessin von Wales und den Rest der königlichen Familie"; darnach derjenige auf „Heer und Flotte", der auf „die Gesandten", auf die „Richter", auf „die Minister", „das Parlament" u. s. w. Jeder der Trinksprüche bedurfte einer besonderen Einleitung von Seiten des Lord-Mayors und fast jeder fand auch wieder eine mehr oder weniger angemessene Beantwortung von einem der auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens besonders hervorragenden Gäste. Nicht zufrieden damit, glaubten Alle uns auch noch einen eingehenden Bericht über den Stand der Dinge auf dem von ihnen vertretenen Felde schuldig zu sein. Das war ja interessant genug; es wurde nur Alles zu sehr in die Länge

gezogen. Die bedeutendſte Rede des Abends war, wie ſich leicht denken läßt, die Antwort des Marquis v. Salisbury auf den Toaſt der Miniſter, die, von mehr als halbſtündiger Dauer, alle möglichen Gebiete der Politik berührte und mit einem Toaſt auf den Lord-Mayor ſchloß. Eine ſolche Premierminiſter-Rede wird ſeit vielen Jahren ebenſo ſicher auf dem Lord-Mayors-Bankett erwartet, wie die Schildkrötenſuppe. Deſſen ſind auch die Herren Premiers ſich wohl bewußt und ſie geben ſich deshalb auch die größte Mühe, etwas Redenswerthes zu verkünden. Reden ſie doch auch nicht nur für den Lord-Mayor und ſeine Gäſte, ſondern für ganz England und ſelbſt das Ausland! Und ſo hallte auch von Lord Salisbury's Rede am nächſten Morgen das ganze Land wider.

Nun wurde auch bald der „Loving Cup" (Liebesbecher) aufgetragen, ein koloſſaler, kunſtvoll gearbeiteter goldener Becher, der mit „sack", einem wunderlichen Gemiſch von Portwein mit Muskatnuß und anderen Spezereien angefüllt war. Zuerſt trank der Lord-Mayor ſelbſt daraus. Dann fuhr ein Diener mit einer Serviette über den Rand des Bechers, wo Seiner Lordſchaft Lippen ihn berührt, und reichte ihn der Nachbarin, die nun ihrerſeits ein Schlückchen daraus trank und ihn weiter gab. In dieſer Weiſe machte der „Liebesbecher" einem uralten, wenn auch nicht gerade appetitlichen Brauch gemäß, die Runde durch den Saal. Der Kelch ging an Keinem von uns vorüber!

Mehr als vier Stunden hatten wir ſo bei der Tafel geſeſſen, da endlich war des Redens ein Ende. In derſelben Weiſe, wie man in den Saal eingetreten war, ſo begab

ſich jetzt der Zug — mit Ausnahme derjenigen, die ſchon vorher davon gelaufen! — in heiterſter Laune in die Bibliothek zurück, wo ein Tanz die jüngeren Elemente der Geſellſchaft noch lange beiſammen hielt.

Wenn man übrigens aus dieſer Schilderung die Meinung ſchöpfen ſollte, daß der Lord-Mayor eine beſonders einflußreiche und wichtige Geſchäfte verwaltende Perſönlichkeit iſt, ſo ſei zur Aufklärung des deutſchen Leſers hinzugefügt, daß auch hier, wie bei ſo Vielem, der Schein trügt. Vielmehr iſt die Stellung eines Lord-Mayors faſt nur eine repräſentative, das höchſte Ziel des Ehrgeizes für reich gewordene Kaufleute, Rheder und Baumwollſpekulanten.

Unſer Garten und ſeine Geſchichte.

Kulturhiſtoriſche Skizze.

Von

A. Gröning.

(Nachdruck verboten.)

„Der Garten iſt die der Kunſt unterworfene Natur,“ heißt es ebenſo einfach als klar in einem neueren Gartenwerke. Demgemäß iſt die erſte Entſtehung des Gartens in den Augenblick zu ſetzen, wo man von der Natur oder ihren Erzeugniſſen einen willkürlichen und künſtlichen Gebrauch machte, d. h. den erſten Baum neben die Erd- oder Lehmhütte pflanzte. Von dieſem Moment aber bis zu

dem, welcher einen wohlangelegten Garten nach unſeren Begriffen ſah, mußte dann noch eine lange Zeit vergehen.

Die Egypter ſind das erſte Volk, über deſſen Gartenanlagen wir nähere Kunde haben. Sie durften ſich deren bereits rühmen, als man in Europa noch nicht über die Pfahlbauten hinaus gelangt war. Ebenſo beſaßen die Inder ſchon vor 2500 Jahren prächtige parkähnliche Gärten mit Grotten und Teichen, über die uns aber nur einzelne Notizen in den heiligen Büchern der Buddhiſten zugekommen ſind. Beſſer ſind wir über die egyptiſchen Gärten unterrichtet.

In Egypten mußte das grelle Gelb des Wüſtenſandes, das ſtetige Blau des Himmels, die ſchattenloſen, von Sonnenbrand ausgedörrten Ebenen das Verlangen nach Anpflanzungen wachrufen, welche alsdann durch die Gunſt des Klima's raſch empor wuchſen.

Für reichliche Bewäſſerung ſorgte der Nil mit ſeinen zahlreichen Kanälen. Die Anpflanzungen waren von größter Regelmäßigkeit. Die gleichmäßigen Ebenen, die gerade, rechtwinkelige Form der Kanäle waren das Vorbild der Architektur, an welche ſich die Geſtalt des Gartens anſchloß.

Der wohlhabende Egypter hatte viele und verfeinerte Bedürfniſſe. Dazu gehörte auch eine große Dienerſchaft. Das führte zur Erbauung eines Häuſerkomplexes, den Höfe unter ſich verbanden, während das Ganze eine Mauer umgab. Dieſe Höfe geſtalteten ſich im Laufe der Zeit zu Gärten um, Cedern, Palmen, Sykomoren wurde alleenweiſe gepflanzt, geradlinig und im rechten Winkel ſich kreuzend, wie es der Anſchluß an die Architektur noth-

wendig machte. Waſſer war das belebende und erfriſchende Element, und der Kanal oder das Baſſin, in welche es geleitet, groß genug, um die von Sklaven gezogenen Gondeln zu tragen. Auf ſeiner Oberfläche wiegte ſich die Lotosblume. An ſeinem Ufer blühten Gewächſe in künſtlich bemalten Thongefäſſen, ausgezeichnet durch Farbe und Duft, wie die Egyptерinnen ſie liebten. Beſchnittene Hecken grenzten das Waſſer ab, durch ihre Form eine Wiederholung der Grundlinien bildend.

Im Schatten der Alleen oder im Bereich des kühlenden Waſſers erhoben ſich Luſthäuschen, aus denen im Laufe der Zeit ganze Paläſte wurden. Demgemäß dienten ſie immer weniger einem vorübergehenden Aufenthalt und ihre innere Ausſtattung wurde von einer einfachen, obzwar künſtleriſchen, in die koſtbarſte und raffinirteſte umgewandelt.

So erhielt der Garten frühzeitig ein Prinzip, einen Styl. Er ging nicht mit den Egyptern und ihrer Kultur zu Grunde, ſondern dehnte ſich durch die Vermittelung der Araber bis auf unſere Zeit aus. Nur China und Japan blieben von einer direkten Berührung ausgeſchloſſen.

Zunächſt verpflanzte ſich der Garten in die Ebenen Meſopotamiens und Aſſyriens, wo die Armuth der Vegetation und der Mangel an Waſſer ungleich größere Anſtrengungen nöthig machten. Aber außer der Neigung zur Nachahmung reizte es die Herrſcher, ihrer Machtfülle einen dauernden Ausdruck zu geben. So entſtanden Gärten wie die der Semiramis, welche auf gemauerten Wölbungen ruhten, die nach einem Jahrhundert unter ihrer Laſt zuſammenbrachen.

Digitized by Google

Auch die Beherrscher anderer Länder liebten und hegten Gärten. Vor Allem Alexander der Große, welcher den berühmten babylonischen Gärten besondere Pflege widmete. In Persien, wo die Rose heimisch ist, mochte er dafür Vorliebe gewonnen haben. Durch Alexander den Großen wurde der asiatische Garten dann auch nach Griechenland verpflanzt.

Für eine Pflege des Gartens aus rein ästhetischen Gründen besaßen die Griechen der älteren Periode nur geringe Fähigkeit. Er diente lediglich dem Nutzen. Man hegte wohl Blumen, aber um des Handels willen. Der Einfluß der Egypter war zunächst nur ein wissenschaftlicher. Botaniken wurden geschrieben und Pflanzen akklimatisirt, auch wurde die Vegetation eine künstlichere, man legte Lauben und Grotten an, führte Jagdgärten ein. Doch die alte Quadratform blieb.

Die Beziehungen Italiens zu Griechenland brachten dann abermals eine Veränderung mit sich. Ersterem Lande wurden durch die griechischen Kolonien eine Menge Kulturpflanzen zugeführt: der Weinstock, Oelbaum, die Mandel, Kirsche, Kastanie, Rose, Lilie, Myrte, Krokus, Veilchen. Ihre Einbürgerung in das pflanzenarme Land, das hauptsächlich dem Ackerbau sich widmete, war eine günstige Vorbereitung für den nun durch die Römer entwickelten Garten. Diese waren das einzige Volk des Alterthums, welches seinen Garten in engere Beziehungen zum Familienleben brachte, indem es seine Wohnung in ihn hinein ausdehnte. Doch auch dies geschah erst, als sie sich auf dem Gipfel ihrer Weltmacht dem Luxus ergaben und der griechisch-asiatische

Einfluß ihr Weſen zu zerſetzen begann. Die ungepflegte Umgebung, das bloße Feld genügte eben nicht mehr für die Stunden der Ruhe und des Genuſſes. So entſtanden Luxusgärten, über welche jedoch nur ſpärliche Kunde erhalten iſt.

Bald genügte für ſie die Nähe der Stadt nicht mehr. Das Terrain war allzu beſchränkt, das überreizte Leben verlangte nach größerer Abgeſchloſſenheit, klimatiſche Einflüſſe machten ſich geltend. So entſtanden die Villen am Meeresufer oder im Gebirge, von denen wir eine Schilderung des jüngeren Plinius beſitzen. In der Villa lebte der Römer nur ſich und ſeinen Gäſten.

Die überall ungleiche Lage und Bodenbeſchaffenheit bedingte eine ſtets neue Anlage auch für die Gärten. Sie enthielten freie und umſchloſſene Sitze, nach dem wechſelnden Bedürfniß abgelegen, ſonnig oder ſchattig, da je nach der Tageszeit bald ein Aufenthalt in kühlen, dunklen Gemächern vorzuziehen war, bald in Gallerien über dem Meere. Es gab Laubengänge zum Träumen, zum Ruhen in der Sänfte, Plätze für körperliche Uebungen, Alleen zum Fahren und Reiten. Wie in Egypten war auch hier die Kunſt das leitende Prinzip, mit dem man ſchließlich über ſich hinaus gerieth. Wie in der Zopfzeit deuteten auch hier die willkürlichen Formen darauf hin, in welche man den Taxus- und Buchsbaum verſchnitt. Noch deutlicher trat das Uebermaß in der Verwendung des Waſſers hervor. Anfangs war es nur eine eingefaßte Quelle, deren Geplätſcher die Stille unterbrach. Eine Statue oder Nymphe ſchmückte allenfalls den Ruheplatz,

Digitized by Google

dann ſchleuderte ein Springbrunnen ſeine Waſſermaſſe empor, welche in koſtbare, mit Figuren geſchmückte Schalen zurückſtürzte. Später überbot man ſich in Spielereien, lagerte am Rande des Baſſins auf Marmorbänken, unter welchen plötzlich, ſcheinbar durch das Gewicht des Sitzenden getrieben, das Waſſer einherfloß, oder man nahm daſelbſt ſeine Mahlzeiten ein, ließ die kleineren Schüſſeln auf dem Waſſer ſchwimmen und ſtellte die größeren auf den Rand des Baſſins.

Im Gegenſatz zur Villa blieb das römiſche Stadthaus, mit dem man ebenfalls Gartenpflege verband, ſeiner urſprünglichen Anlage zu allen Zeiten treu. Die daran angeſchloſſenen zwei Höfe benutzte man zur Herſtellung des Periſtyles (Gartenhofes). Unter dem Säulengange des Hauſes brachte man das perſpektiviſche Wandgemälde an, welches uns erſt durch die Ausgrabungen Pompeji's bekannt wurde. Eine Brunnenanlage in der Mitte des Platzes, mit Raſen darum, Blumenbeete und dekoratives Schlinggewächs, das waren die ſtets gleichen Beſtandtheile, welche je nach Geſchmack und Reichthum ihre Verwendung fanden.

Direkte Nachbildungen des römiſchen Periſtyls ſind der Kloſtergarten, den man noch heute an manchen romaniſchen Kirchen und Klöſtern ſieht, der arabiſche und der Haremsgarten. Statt des geraden Ganges, der in das römiſche Atrium führte, hatte der Orientale indeß den gewundenen. Folgte auf ihn nur ein Hof, ſo geſtattete eine abgeſchloſſene Gallerie den Frauen den Mitgenuß. Der Hof entwickelte ſich auch hier zum Garten, in welchem

man das ſüße Nichtsthun mit allen Mitteln eines raffinirten Geſchmackes unterſtützte. Man leitete das Waſſer in von koſtbaren Steinen gebildete Baſſins oder Kanäle, von Roſenhecken umgeben und durch Fiſche, Vögel, Blumen belebt. Blüthengebüſche gingen in impoſante Alleen über, dem Hauptbeſtandtheil des orientaliſchen Gartens. Ihre Baumarten, Palmen, Cedern, Sykomoren, vervollſtändigten den Eindruck des vorherrſchend Architektoniſchen, dazu fehlte es nicht an reichem ornamentalen und dekorativen Schmuck.

Die neue abendländiſche Kultur, welche ſich an Stelle der zertrümmerten antiken aufbaute, hatte harte Kämpfe zu beſtehen, welche eine künſtleriſche Geſtaltung des Gartens vorerſt unmöglich machten. Die auf das antike Haus folgende Burg wurde nicht wie jenes nach einem einheitlichen Muſter erbaut, ſondern durch Willkür und Zufall.

Während des ganzen Mittelalters war die Form des Gartens die ſtets gleiche quadratiſche, auch dann, als man unter dem Einfluß der Gothik begann, ſein Inneres umzuformen. Selbſt jetzt bedurfte es noch geraumer Zeit, ehe man mit der Monotonie des Quadratfeldes zu brechen vermochte, und eigentlich waren es erſt die Schöpfer der Renaiſſancegärten, welche einen wirklichen Umſchwung herbeiführten.

In dieſer Epoche gewährt uns der franzöſiſche Garten durch Wort und Bild eine eingehendere Vorſtellung, und wir dürfen bereits eine gewiſſe Uebereinſtimmung zwiſchen den einzelnen Ländern annehmen. Umgab eine Mauer den Garten, ſo fehlten ihr die gothiſchen Stütz- und Strebepfeiler nicht. Die Eingangspforten hatten Portale und

mit Figuren ausgestattete Nischen. An Lusthäuschen aus Holz oder Stein, an Lauben, steingefaßten Springquellen war kein Mangel. Die Hecken wurden sorgsam verschnitten und Gesträuch in größeren Parthien zusammengestellt. Mit Vorliebe verwendete man jetzt die Rose. Lauben und tonnenartig gewölbte Gänge überspannten ganze Wege und ihre Kreuzungen. Eine beliebte Neuerung war das Labyrinth, ein räthselhaft in sich verschlungener Heckengang. Es scheint antiken Ursprunges.

Wie Italien den letzten entwickelten Garten gesehen, sollte es auch den ersten künstlerisch angelegten neuen wiederum hervorbringen. Es ist nicht festgestellt, wie weit hierbei antike Traditionen nachwirkten. In diesem Lande vereinigte sich Alles, um ihn zu einem architektonischen, d. h. lediglich durch die Kunst gebildeten zu machen. Man liebte die Natur nicht um ihrer selbst willen, wie im Norden geschieht, aber man wußte ihre Linien und Formen zu würdigen. In Italien bedarf es dazu eines vorgebildeten Auges, seine Abhänge, Weinspaliere sind an sich schon ein Vorbild für die architektonische Gartengestaltung. Sodann tritt die Blume gegen den Strauch und Baum zurück, und beide, die Ceder, Pinie, Palme, der Lorbeer, die Azalee, Kamellie, Myrte (im Norden die Eiche) stellen gleichsam das architektonische Element dar mit ihren scharfen Umrissen. Alle diese natürlichen Bedingungen wurden Ursache, daß es dem englischen landschaftlichen Garten nicht gelang, in Italien heimisch zu werden, und um so weniger, je weiter es nach Süden ging.

Italiens Gartenkünstler waren zugleich die Erbauer

ihrer Paläſte und dazu Maler und Bildhauer in einer Perſon. Daher denn auch die große Einheitlichkeit zwiſchen Garten und Haus.

Das Rococo gewährte dem Garten abermals eine neue, glänzende Ausprägung. Wo aber die Renaiſſance noch der Natur wenigſtens bedingten Spielraum gelaſſen, iſt nunmehr Alles Zwang, Manier, trotz aller glänzenden Effekte.

Der franzöſiſche Garten wurde durch den holländiſchen um mehrere Jahrzehnte zurückgehalten. Im Beginn des 17. Jahrhunderts ſtand Holland auf dem Gipfel ſeiner Macht. Auch ſein Garten erlebte eine kurze Blüthe (1630 bis 1640). Derſelbe iſt kaum anders als ein Ausklang des mittelalterlichen anzuſehen; freilich mußten Volksgeiſt und Bodenbeſchaffenheit dazu beitragen, für Terraſſen und Treppenbau gab es keinerlei Vorbild, noch begünſtigte ihn das Klima. Auch die Neigung zum Altgewohnten widerſprach ihm. So kam es, daß nur eine Gitterarchitektur geringe Abwechſelung brachte und man dafür die Blumenzucht beſonders kultivirte. In dieſer Epoche wurde, wie bekannt, die Tulpenzwiebel Gegenſtand der Spekulation, der holländiſche Garten beherrſchte das ganze nördliche Europa bis zu den Alpen. Nicht immer war es ein Vortheil, denn es raubte manchem prächtigen Renaiſſancebau die landſchaftlich volle Wirkung.

Als dieſer Einfluß gebrochen war, ging man in Frankreich um ſo ſchneller vorwärts, wo ſchon Lenôtre ſeine Schaffenskraft entwickelte.

Von der Höhe aus, welche das Schloß oder Landhaus

krönte, gab Lenôtre eine Alles umfassende Uebersicht und ließ von hier aus eine dreifache Terrassengliederung folgen. Das großartig gedachte Mittelfeld diente der Teppichgärtnerei, für die er einen unerschöpflichen Reichthum an Mustern besaß, welche der Größe des Feldes entsprachen. Die kleinlichen Buschpartien verwandelte er in mit Hecken umgebene Baumfelder, welche kräftig in die Luft ragten. In diese obere Parthie verlegte er die in Frankreich beliebten Konzert-, Tanz- und Ballhäuser, sowie das Labyrinth. Das Mittelfeld wurde durch Baumreihen abgegrenzt, dazwischen öffneten sich Alleen mit weiten Fernsichten, denen nirgends ein Abschluß fehlte. Dahinter gestaltete er seine Anlage waldartig, soweit bei Lenôtre davon die Rede sein kann. Wie wenige andere Gartenkünstler verstand er sich auf die Vortheile der Verbindung von Wasser, Skulptur, Terrain, Vegetation und Architektur, vor Allem aber auf die Verwendung des Wassers, worin er, wie es heißt, ein Künstler war, wie ein Anderer in Marmor. Um seine Räume zu beleben, wie sie es forderten, erfüllte er sie mit Wasserkünsten, zu deren Belebung er wiederum die Skulptur heranzog.

Keine Kunst geht schneller zu Ende, als die des Gartens, in der Regel schon mit dem, der sie schuf. Hier zeigte sich der Verfall zuerst an den Seitenwänden, die mehr und mehr zum Schema wurden. Man verschnörkelte sie, machte Oeffnungen, ließ sie ein- und mehrstöckig, mit ganzen Fenstern erscheinen, als Portale, Nischen, stellte ganze Jagden selbst durch sie dar. Natürlich bedurften sie der Stütze und wurden äußerst unbehilflich. Wie an-

gedeutet, verflachte man die Gärten und raubte ihnen die Hauptwirkung: den Wechſel zwiſchen Licht und Schatten, wodurch Lenôtre ſeinen Schöpfungen den in jeder Beleuchtung magiſchen Reiz verlieh, weil man nunmehr auch die Hecken und Baumwände niedriger halten mußte.

Der nothwendige Rückſchlag ging dann von England aus, wo man ſich am ſtärkſten nach der Natur ſehnte, welche man längſt vergeſſen hatte. So wurde die Naturnachahmung die ausſchließliche Tendenz des engliſchen Gartens im vorigen Jahrhundert. Zur Vollendung der Täuſchung pflanzte man ſogar abgeſtorbene Bäume. Da war es ein Glück, in dem Landſchaftsmaler Kent einen ſchöpferiſchen Leiter zu finden, dem eine bloße Uebereinſtimmung von Garten und Landſchaft nicht genügte. Es fehlte die landſchaftlich volle Wirkung. Dieſer Noth machte die engliſche Ueberſetzung einer Beſchreibung chineſiſcher Gärten ein Ende. Bald ſprach man in Europa nur noch von engliſch-chineſiſchen Gärten, deren Einfluß ein noch größerer, als der ihrer Vorgänger war.

Indem man jetzt aber dem Vorbilde gemäß die vollſte Abſichtlichkeit vorwalten ließ und die ſchärfſten und barockſten Kontraſte, hatte man ſich, ohne ſich darüber klar zu ſein, weit von der Naturnachahmung entfernt. Man errichtete Hügel, ließ Felſen aufragen, warf Berge auf, verwendete das Waſſer auf ſcheinbar natürliche Weiſe als Quelle, Fluß, Kaskade. Die Wege führte man in der bisher nicht üblichen Bogenlinie. Mittel- oder Hintergrund des mit dieſen Hilfsmitteln geſchaffenen Einzelbildes, aus denen ſich fortan der Park zuſammenſetzte, war ein Gebäude jeden Charak-

ters und jeden Styles, mit einer zu ihm paſſenden landſchaftlichen Umgebung.

Kent's Nachfolger verfielen der Schablone. Mit dem Beginne dieſes Jahrhunderts war der Garten wenig mehr als ein ſchmaler Waldgürtel mit Baumgruppen auf den Wieſenflächen, über die man ſpottete, wie zuvor über den franzöſiſchen Garten. Repton begründete dann eine neue Schule, ohne aber mit dem Bisherigen gebrochen zu haben. Sein Verdienſt iſt die Aufſtellung des noch immer giltigen Satzes, daß Naturnachahmung ohne eine läuternde Kunſt der Berechtigung entbehre. Auch das einſeitig Pittoreske duldete er nicht mehr, wenn es einen Widerſpruch enthielt, wie z. B. das Wohnen oder Tanzen in einer Ruine. Der Garten, ſo lehrte er, müſſe zwiſchen einer Wildniß und der Künſtelei der franzöſiſchen Gärten ſtehen. Aufgabe der Kunſt war: Verhüllung der Mängel des Gartens und Hervorhebung ſeiner Vorzüge und über ſeine Ausdehnung im Dunkel zu laſſen; dann leitete Repton die maleriſche Anwendung des Hell und Dunkel als Licht und Schatten ein.

In Deutſchland gewann einige Jahrzehnte ſpäter Fürſt Pückler-Muskau Bedeutung. Er hatte ſeinen Blick in England geſchult, ohne ihn aber gegen die Mängel der engliſchen Gärten zu verſchließen, denn ihm war die Monotonie in der Verbindung zwiſchen Wieſen und Bäumen nicht entgangen, welche lediglich den Thierſtaffagen dienten. Letztere erachtete er im Park als unzuläſſig. Ihm galt der Park als eine Bildergallerie, deren ruhiger Wechſel ſich dem Betrachtenden allmählig offenbare. Die Natur

gab hiefür die Mittel, die Kunst die Form, den Ausdruck, Farbe, Licht und Schatten, Alles mußte aus der Individualität des Schöpfers hervorgegangen scheinen. Diese Grundzüge gelten noch heute. Daneben ist Anderes aufgetaucht: die Vereinigung des landschaftlichen Gartens mit seinem Gegensatz, dem architektonischen. Auch darin ist England mit großen Vorbildern in Windsor und London vorangegangen.

So zeigt uns ein Rückblick auf die Geschichte des Gartens zahlreiche Wandlungen, die mit der Kulturstufe der Völker gleichen Schritt halten und genau den jeweiligen ästhetischen Bildungsgrad wiederspiegeln.

Der Brand einer Weltstadt.

Historische Skizze.

Von

P. Schwanfelder.

(Nachdruck verboten.)

Rom, die berühmteste Stadt des Alterthums, war zugleich in der Zeit ihrer Blüthe und noch während der Regierung der Kaiser die schönste Europa's. Zwar hatte sie namentlich in ihren älteren Theilen ein sehr unregelmäßiges Aussehen, die Straßen zogen sich in starken Krümmungen hin und waren meist sehr eng; auch mögen sich

die Häuſerfronten mit ihren hohen Stockwerken und unregelmäßigen Fenſtern nicht gerade elegant ausgenommen haben; allein der Geſammteindruck Roms, wie er dem Beſchauer vom Kapitol oder von einem der ſieben Hügel ſich darſtellte, das weite Häuſermeer mit den daraus ſich abhebenden Tempeln, Paläſten, Theatern, Triumphbogen, Thoren und Säulengängen war trotzdem höchſt großartig.

Man weiß, daß zur Zeit des Auguſtus die Bevölkerung ohne die Ritter und Senatoren, ohne die Frauen und Mädchen 320,000 Köpfe betrug; darnach läßt ſich berechnen, daß die Zahl ſämmtlicher freien Einwohner damals mindeſtens 650,000 betragen haben muß. Nimmt man dazu die Sklaven, welche jedenfalls weit zahlreicher waren als die Freien, ſo wird die Einwohnerzahl nicht viel hinter zwei Millionen zurückgeblieben ſein. Aber von Auguſtus an war die Zahl der Bevölkerung Roms fortwährend im Steigen bis zu der Zeit des Trajanus (98 bis 117 n. Chr.), unter welchem ſie ihre höchſte Höhe erreicht zu haben ſcheint. Ein Schriftſteller jener Epoche ſagt mit Rückſicht auf die vielen Stockwerke der römiſchen Wohnhäuſer: „Wie ein ſtarker Mann andere über ſich in die Höhe hebt und trägt, ſo trägt Rom Städte auf Städten, die es über ſich in die Höhe erhoben hat; könnte man ſie auf dem Boden ausbreiten, ſo würde die ganze Breite Italiens bis zum adriatiſchen Meere davon wie von einer zuſammenhängenden Stadt ausgefüllt werden.“

So nahm ſich das Bild von Rom aus, als Kaiſer Nero den Thron inne hatte, deſſen Ausſchweifungen und Grauſamkeiten ihn bis auf den heutigen Tag zu einer

Digitized by Google

sprichwörtlichen Gestalt des Abscheus gemacht haben. Durch eine Intrigue auf den Thron gelangt, der ihm eigentlich nicht zukam, ergab er sich dem zügellosesten Lebenswandel, ließ seine Mutter Agrippina wie seine Gemahlin Octavia ermorden, fröhnte den absonderlichsten Launen, den niedrigsten Leidenschaften, und gefiel sich darin, das unwürdigste Benehmen zur Schau zu tragen. Man kann sich nach alledem nicht wundern, wenn ihm die öffentliche Meinung auch die furchtbare Katastrophe zur Last legte, welche im Jahre 64 n. Chr. vernichtend über die schöne Siebenhügelstadt hereinbrach, und welche wir im Nachfolgenden etwas näher in's Auge fassen wollen.

Es war am 17. Juli dieses Jahres (dem zehnten der Regierung Nero's), an demselben Tage, an welchem vor mehreren Jahrhunderten Rom von den Galliern in Brand gesteckt worden war, als plötzlich während der Nacht an dem südöstlichen Ende des Cirkus Maximus eine Feuersbrunst ausbrach und mit rasender Schnelle um sich griff. Eine Menge hölzerner Buden und Magazine, vorzugsweise mit brennbaren Stoffen angefüllt, waren an die Mauern des Cirkus angebaut, und so kam es, daß die Flammen, durch einen starken Ostwind getrieben, die kräftigste Nahrung fanden und sich bald in zwei Richtungen ausbreiteten, zumal sie nirgends auf massives Mauerwerk trafen, das ihnen Widerstand hätte bieten können. Die Einrichtungen des Feuerlöschwesens aber waren damals noch ziemlich mangelhaft.

Der Cirkus war von dem einen Ende bis zum anderen mit hölzernen Gallerien umgeben, längs welcher das Feuer

mit einer Hast hinjagte, die allen menschlichen Gegenanstalten Trotz bot.

Der Brand durchstrich mit wachsender Heftigkeit zuerst die tiefer gelegenen Parthien, stieg dann in die höher liegenden Theile der Stadt und ergriff dann wieder die Niederungen, indem seine Schnelligkeit wegen der engen und unregelmäßig gewundenen Straßen und der hohen Stockwerke aller Gegenanstrengungen spottete. Unaufhaltsam rasten die Flammen fort, bis sie eine solche Gewalt erlangten, daß von der bloßen Hitze, die sie ausströmten, Ziegel und Steine wie Papier sich krümmten.

Die Flammen — schildert ein Geschichtsschreiber das schreckliche Unglück — fanden in den dichten Häusermassen, in dem dürren Holz und Gebälke der oberen Stockwerke eine furchtbare Nahrung und sprangen leicht über die engen Straßen von einem Hause zum anderen. Schreiend und heulend, unter Fluchen und Toben stürzten die Menschen, Männer und Greise, Frauen und Kinder aus den Häusern, eilten händeringend in dichten Schaaren durch die Straßen, ringsum von Tod und Verderben umgeben. Viele wurden in den Häusern vom Feuer überrascht und fanden kein Entrinnen mehr; sie riefen verzweifelnd von den Dächern, aus den Fenstern um Hilfe, bis der Rauch sie erstickte, die Flamme sie verschlang. Hier stürzen Mauern, dort die Stockwerke eines Hauses krachend in die Straße und überdeckten mit Schutt und brennenden Balken die wogende, kreischende Menge; wallender Dampf, mit Asche und sprühenden Funken vermischt, erfüllte die Gassen, so daß die Flüchtenden nicht wußten, wohin die Schritte wenden.

Die Verwirrung war allgemein und ungeheuer. Die Einen stehen starr und rathlos da und sehen schweigend zu, wie das Feuer ihre Wohnung und ihre Habe verschlingt, bis ein fallender Balken sie erschlägt; Andere flüchten aus ihrem brennenden Hause nach dem nächsten, das Sicherheit verspricht; auch hier bricht schon die Flamme hervor und treibt sie weiter, und immer weiter geht die Flucht. Einer stürzt über den Andern, Viele werden zu Boden getreten und stehen nicht mehr auf. Die Meisten sind froh, mit dem nackten Leben davon zu kommen. Dieser und Jener hat seine werthvollste Habe in ein Bündel zusammen gebunden und schleppt sie keuchend fort; die Last wird sein Tod, er stürzt erschöpft zusammen, oder ein Räuber haut ihn nieder und raubt die Last.

Tausende kamen so in dem Gewühle um, durch die stürzenden Trümmer, durch das Gedränge oder durch Räubers Hand; Manche auch warfen sich, an Allem verzweifelnd, in die Flammen. Zuletzt suchte Alles das Freie, denn in der Stadt war nirgends mehr Sicherheit; aber wie Manchem ward der Ausweg durch die Trümmer verbaut! Er hatte zu lange gezögert, er wollte seine Lieben retten und vermochte es nicht.

Draußen auf den Landstraßen und auf den Feldern lagerte man sich und sah von fern dem wüthenden Feuer zu. Gar Mancher büßte hier noch durch Hunger und Noth sein Leben ein.

Inmitten all' des Schreckens und der Verwirrung aber sah man, wie behauptet wird, nicht nur Soldaten und Wächter, welche jeden Löschversuch zu verhindern suchten,

ſondern auch ruchloſe Buben, welche in die noch unverſehrten Gebäude Feuerbrände ſchleuderten und, wenn ſie dabei betroffen und zur Rede geſtellt wurden, behaupteten, daß ſie auf höheren Befehl ſo handelten.

Darauf ſtützt ſich die von verſchiedenen Hiſtorikern verbreitete Behauptung, Kaiſer Nero ſei der Anſtifter der Feuersbrunſt und habe durch ſeine Diener den Brand anlegen und verbreiten laſſen. — Warum dies? Aus bloßer Bosheit, aus bloßem Wohlgefallen am Gräßlichen? Einem ſo entarteten Menſchen wie Nero konnte man auch das zutrauen und ſeine Unterthanen ſchienen ziemlich allgemein dieſes Glaubens geweſen zu ſein. Eine andere Anſicht war die, daß der Wütherich die Stadt nicht aus purem Muthwillen der Zerſtörung preis gegeben habe, ſondern in der Abſicht, ſie prachtvoller nach ſeinem Geſchmack wieder aufzubauen und dem neuen Rom ſeinen eigenen Namen beizulegen. Indeß ſo verworfen dieſes Staatsoberhaupt auch in Wirklichkeit war, dieſe Unthat ſcheint ihm doch mit Unrecht aufgebürdet worden zu ſein. Faſt alle neueren Geſchichtsforſcher ſind darin einig, daß ihm der Brand Roms ſchwerlich zur Laſt gelegt werden könne. Es werden dafür verſchiedene Gründe geltend gemacht, deren Stichhaltigkeit wir hier nicht weiter unterſuchen wollen. Mit Sicherheit entſchieden iſt die Frage allerdings nicht.

Nero befand ſich beim Ausbruch des Feuers nicht in Rom, ſondern weilte auf ſeiner Villa zu Antium, etwa 68 Kilometer von der Stadt entfernt. Als er die Reſidenz erreichte, fand er ſein eigenes Schloß bereits von den

Flammen ergriffen. Noch während der Nacht eilte er ohne Leibwache nach allen bedrohten Punkten, um die Rettungsarbeiten zu betreiben, und in den nächsten Tagen öffnete er der obdachlosen Menge eine Reihe leer stehender Bauten, sowie die ihm selbst gehörenden Gärten; auch ließ er in aller Eile für die Bedürftigen große Baracken errichten und aus Ostia und anderen Orten die nöthigen Geräthe herbeischaffen.

Es wird aber weiter berichtet, daß, während ganz Rom der Verzweiflung nahe war, ja, Viele aus Verzweiflung sich in die Flammen stürzten, Nero die höchste Zinne des Palatiums bestieg, von wo aus man den größten Theil der brennenden Stadttheile übersehen konnte und, als Harfenspieler kostümirt, ein selbst verfaßtes Gedicht auf die Zerstörung Iliums deklamirte. Solche komödiantenhafte Phantastereien gehörten zu den besonderen Liebhabereien dieses Kaisers, der es ja auch nicht unter seiner Würde hielt, als Sänger, Wettkämpfer und Schauspieler öffentlich aufzutreten und um das Beifallklatschen der Menge zu werben.

Nach sechstägigem Wüthen hatte sich das Feuer endlich gelegt und die unglücklichen Obdachlosen begannen bereits wieder Athem zu schöpfen und die Trümmer ihrer Wohnungen nach etwa noch erhalten gebliebenen Stücken ihrer Habe zu durchsuchen, als mit einem Male in einem anderen Stadtviertel ein zweiter Brand ausbrach. Die Gegend, in welcher dies geschah, lag etwas freier; auch hatte sich der Wind inzwischen so gedreht, daß man des Feuers diesmal eher Herr werden konnte. Nach drei Tagen

Digitized by Google

war dieſe zweite Feuersbrunſt überwunden; es waren dabei weniger Menſchen umgekommen und nicht ſo viele Häuſer eingeäſchert worden, wie beim erſten Male, dagegen aber um ſo werthvollere Gebäude, wie Tempel, Theater, Säulengänge u. ſ. w.

Die Wirkung der zwiefachen Feuersbrunſt war eine furchtbare, und nahezu das ganze Rom wurde dabei in Mitleidenſchaft gezogen. Von den vierzehn Bezirken, in welche die Stadt getheilt war, gingen drei völlig zu Grunde, während ſieben andere mehr oder minder ſchwer betroffen wurden; nur vier von der geſammten Zahl kamen ganz unbeſchädigt davon. Nach neueren Berechnungen war der Umfang der Brandſtätte dreimal ſo groß als das Terrain der berühmten Londoner Feuersbrunſt vom Jahre 1666, welche über 13,000 Gebäude zerſtörte. Die Zahl der abgebrannten Häuſer, Paläſte und Tempel in Rom, ſagt Tacitus, der ziemlich eingehend über die Kataſtrophe berichtet, dürfte ſchwerlich genau angegeben werden können, indeß befanden ſich darunter die älteſten Heiligthümer, der von Servius Tullius geweihte Tempel der Luna, der Tempel der Diana, die Kapelle und der Altar des Herkules, der Romuliſche Tempel des Jupiter Stator, das Heiligthum der Veſta mit dem Palladium und dem ewig brennenden Herde des römiſchen Volkes u. ſ. w. Unzählige Kunſtſchätze, die Meiſterſtücke der griechiſchen Malerei und Bildhauerei, werthvolle Siegestrophäen der Heldenzeit, Schriften und Urkunden unerſetzlicher Art wurden zugleich ein Raub der Flammen.

Der Verdacht, daß der Kaiſer der Urheber des Un-

glücks sei, gewann im Volke immer mehr Boden und die daraus entspringende Mißstimmung gab sich bereits mehrfach ziemlich unzweideutig zu erkennen. Nero bemerkte dies gar bald. Um nun die aufgeregte Menge zu beschwichtigen und ihr einen Ableiter für ihren Groll zu geben, ließ er die Christen, welche damals in Rom lebten, als die Anstifter des Brandes bezeichnen. Und so warf man sich denn mit voller Wuth auf diese unglücklichen Opfer.

Nero zeigte sich dabei in seiner ganzen Abscheulichkeit. In raffinirtester Weise benutzte er die Gelegenheit, um dem verthierten Pöbel ein Schauspiel ganz absonderlicher Art zu bieten. Blutige Unterhaltungen, Kreuzigungen, Enthauptungen, Verbrennungen auf Scheiterhaufen und andere Greuel waren längst etwas Gewöhnliches. Nero wollte aber der barbarischen Schaulust des Pöbels einen ganz neuen Reiz darbieten und so hüllte er die armen Menschen in Thierfelle und gab sie so den Angriffen wüthender Hunde preis; Andere wurden mit Pech und Harz überzogen, an Pfähle gebunden und bei einbrechender Dunkelheit als „lebende Fackeln" zur Beleuchtung der Orgien in Brand gesetzt, noch Andere wurden zwischen Bretter gepackt und zersägt. Nero gab seine eigenen Gärten zu diesem entsetzlichen Schauspiel her.

Dies war die erste grausame Christenverfolgung, die uns die Geschichte überliefert hat, und die sich übrigens nicht, wie man sieht, auf religiöse Ursachen zurückführen läßt, denn religiöse Intoleranz war den alten Völkern überhaupt fremd. Kaiser Claudius hatte sich zwar schon früher feindselig gegen die Christen in Rom gezeigt, sich aber doch

damit begnügt, ſie einfach aus der Stadt zu vertreiben. Auch der Apoſtel Paulus befand ſich damals als Gefangener in Rom und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß auch er nicht verſchont blieb, ſondern in das Strafgericht mit verwickelt wurde.

Das Feuer war übrigens kaum völlig erloſchen und die Aſche erkaltet, als auch ſchon auf Nero's Befehl viele Tauſende von Arbeitern herzueilten, die Schutthaufen hinwegräumten und mit dem Wiederaufbau der Häuſer begannen. Der Kaiſer ſelbſt hatte in Gemeinſchaft mit einer Reihe von Baumeiſtern einen beſtimmten Plan dazu entworfen. Die Straßen wurden jetzt breit und ſchnurgerade gehalten, die Häuſer nur aus Stein und in einer mäßigen Höhe aufgeführt und auf ihrer Vorderſeite mit ſchattenſpendenden Säulenhallen verſehen; auch wurden zum Schutze gegen etwaige künftige Feuersbrünſte zahlreiche Waſſerbehälter angebracht. Diejenigen Grundeigenthümer, welche ihre Häuſer nicht aus eigenen Mitteln wieder herzuſtellen vermochten, erhielten das Geld dazu aus der Staatskaſſe; den übrigen wurde für den Fall, daß ſie mit dem Bau bis zu einem beſtimmten Zeitpunkt zu Ende kämen, eine Belohnung zugeſichert.

Einen großen Theil der Brandſtätte hatte ſich Nero für ſeine eigenen Neubauten angeeignet. Hier legte er einen großartigen Palaſt an mit weiten Parks, welche ſelbſt Kornfelder, Wieſen, große Weiher, Haine und namentlich kunſtvoll angelegte Spazierwege mit weiten Fernſichten umſchloſſen. Dieſes impoſante Gebäude von der Ausdehnung einer ganzen Stadt war mit ſo unerhörtem, alle

Begriffe übersteigenden Luxus ausgestattet, daß es im Volksmunde den Namen „das goldene Haus" erhielt. Der Vorhof war in einer Länge von tausend Schritten von einer dreifachen Säulenhalle umgeben und enthielt den 120 Fuß hohen Bronze-Koloß des Kaisers selbst. Das Innere des Palastes war überall mit Gold überzogen; die Decken der Säle bestanden aus beweglichen Platten von Elfenbein und ließen durch schmale Oeffnungen die Wohlgerüche und Blumendüfte, welche die Gemächer erfüllten, in's Freie gelangen. Einer dieser Räume wurde Tag und Nacht in Bewegung erhalten und sollte, indem er sich um die eigene Axe drehte, die Bewegung des Weltalls nachahmen.

„Endlich," meinte Nero nach der Vollendung aller dieser Bauten, „werde ich wie ein Mensch wohnen können!"

Die reichen Römer, selbst die reichen Freigelassenen eiferten dem Kaiser in der Errichtung der luxuriösesten Gebäude nach und so entstand Rom verschönert aus der Asche, ja, man kann sagen, daß Rom, vorher eine große aber schlecht gebaute Stadt, erst nach dem großen Brande jene Pracht und Schönheit erlangte, welche bis zu seinem Untergange das Staunen des ganzen Erdkreises erregte.

Mit wie viel Jammer und Elend, vernichteten Existenzen und namenlosen Leiden freilich dieser äußere Glanz erkauft war, davon haben nur Diejenigen einen schwachen Begriff, die mit uns einen Blick auf den Brand der Weltstadt geworfen haben.

Digitized by Google

Unſere Frühlingsboten.

Beitrag zur Naturgeſchichte der Schwalben.

Von

L. Haſchert.

(Nachdruck verboten.)

Wenn die kalten Tage des Winters vorüber ſind und wir bereits die Tag- und Nachtgleiche überſchritten haben, wenn der Staar ſchon eingezogen iſt in ſein trautes Heim und mit kräftigen Bruſttönen ſeine Ankunft uns meldet, ſo trägt doch der mißtrauiſche Menſch ſtets noch Bedenken, an die wirkliche Einkehr des Frühlings zu glauben, ſo lange er nicht den erklärten Boten dieſer Jahreszeit mit ſeinem ausſpähenden Auge geſchaut hat.

Sobald aber der erſte Ruf: „Die Schwalben ſind da!“ wie eine Freudenpoſt durch Dorf und Stadt ſich verbreitet, und man bald die gewandten Vögel erblickt, wie ſie in munteren Kreuz- und Querzügen die Luft durchſegeln, dann fühlen wir uns auch vom Lenz umgeben und begrüßen mit Freude die wiederum heimgekehrten treuen Thierchen.

Ohne Kompaß und ohne die geringſte Kunde vom geſtirnten Himmel wiſſen die Schwalben mit bewunderungswerther Sicherheit dieſelbe Gegend wieder aufzufinden, wo ſie im vorhergehenden Jahre geniſtet oder das Licht der Welt erblickt haben.

Digitized by Google

Nun beginnt ein neues reges Leben; der alte Koth wird aus dem Neste entfernt, die defekten Stellen werden einer gründlichen Reparatur unterworfen, und ein neues weiches Polster als Unterlage für die Eier zurecht gemacht. Ist jedoch das alte letztjährige Nest verunglückt, dann schreiten die Schwalben unverdrossen zu dem Aufbau eines neuen, womöglich aber an der alten beliebten Stelle oder wenigstens in der Nähe derselben.

Allein so ruhig und friedlich verläuft die neue Einrichtung nicht immer. Oft hat der freche Spatz ihr Nest in Besitz genommen, besonders wenn sie durch Witterungsverhältnisse genöthigt wurden, ihre Heimkehr zu verzögern. Da gibt es dann oft verzweifelte Kämpfe.

Wegen des späten Eintritts des Frühlings kamen die Schwalben in einem der letzten Jahre erst im Mai an. Indessen hatte sich ein Sperling in einem leerstehenden Schwalbennester heimisch eingerichtet und brütete sorgenfrei auf seinen Eiern. Als die Schwalben bei ihrer Ankunft ihr altes Nest besetzt fanden, flogen sie anfangs ängstlich um dasselbe herum; dann nahmen sie den frechen Eindringling am Kragen und warfen ihn zum Neste hinaus. Er schrie dabei zwar ganz entsetzlich, kehrte aber sofort wieder zum Neste zurück. Nicht lange darauf kamen die Schwalben wieder, ergriffen den Sperling nochmals und behandelten ihn, nach seinem Geschrei zu schließen, diesmal noch unsanfter. Einen ganzen Tag hindurch währte dieser hartnäckige Kampf, ehe es den rechtmäßigen Eigenthümern gelang, ihre alte Wohnung wieder beziehen zu können.

Digitized by Google

Bisweilen jedoch dauern dieſe Kämpfe um den Beſitz viel länger und man muß dann geradezu ſtaunen über die Zähigkeit und Ausdauer dieſer zarten Thierchen. „An den hervorſtehenden Balkenköpfen meines elterlichen Hauſes in dem Städtchen Horn im Teutoburger Walde“ — erzählt ein Mitarbeiter des naturwiſſenſchaftlichen Journals ‚Aus der Heimath‘ vom Jahre 1859 — „bauten Jahr aus Jahr ein einige Hausſchwalben ihr Neſt. Im Frühling 1821 waren die Schwalben zu gewöhnlicher Zeit wieder zurückgekehrt und hatten ihre alten Neſter aufgeſucht. Ich ſah, wie ein Paar ſeine Wohnung in Beſitz nahm, dieſelbe an der Mündung des Flugloches ausbeſſerte und ſie inwendig mit einem neuen Bett verſah. Eines Tages vernahm ich nun ein Geſchrei von Schwalben und Spatzen aus der Gegend des Neſtes; ich bemerkte mehrere Schwalben mit zornigem Geſchrei vor dem Neſte umherflattern, während ein oder mehrere Spatzen im Neſte waren und die Angriffe tapfer abſchlugen. Dieſe Scene wiederholte ſich mehrere Tage lang und wurde ſtets durch gewaltiges Kriegsgeſchrei von beiden Seiten angekündigt. Die Schwalben holten ſich Beiſtand, denn ich ſah öfter wohl ein halbes Dutzend von dieſen Vögeln vor dem Neſte herumflattern und erwartete nun, das Schauſpiel zu erleben, daß die Schwalben verſuchen würden, die Spatzen einzumauern. Indeß ich beobachtete keinen Verſuch der Art. Die Angriffe der Schwalben wiederholten ſich noch mehrere Tage mit großer Heftigkeit, wurden aber ſtets von der wachſamen Beſatzung abgeſchlagen, ſo daß ſich ſchließlich die Sperlinge im Beſitze des Neſtes behaupteten. Die Schwal-

ben beſchränkten ſich von nun an nur auf Rekognoscirungen, denn es erſchien von Zeit zu Zeit ein einzelner Vogel vor dem Neſte, was immer durch ein Geſchrei des wachthabenden Spatzes angekündigt wurde. Ich nahm lebhaften Antheil an dieſem Streite und betrachtete mich ſchon von der Nemeſis auserſehen, die Schwalben an den Spatzen zu rächen. Nur wollte ich noch eine kurze Zeit dieſen Streit beobachten. Eines Tages, als ich im Erker meines Wohnzimmers ſtand und die Augen auf das ſtreitige Neſt gerichtet hatte, um zu erſpähen, ob ich die alten Spatzen noch nicht füttern ſehe, bemerkte ich auf einmal einige, die mit Geſchrei und Gewalt vergeblich ſich den Eingang in's Neſt zu verſchaffen ſuchten. Die Rollen hatten ſich jetzt geändert; die Schwalben waren im Beſitz des Neſtes und vertheidigten daſſelbe mit Erfolg gegen die Angriffe ihrer Feinde. Ich ahnte ſogleich, was vorgefallen war. Ich begab mich vor die Thüre und fand unter dem Neſte auf dem Pflaſter der Straße einige nackte junge Sperlinge liegen, die vor Kurzem erſt aus dem Ei geſchlüpft waren. Die Schwalben hatten demnach den Augenblick abgewartet, wo die Spatzen nach Futter ausgeflogen waren, ſich wieder ihres Eigenthums bemächtigt und die Kinder des Uſurpators auf die Straße geworfen, wo ſie elendiglich umkommen mußten. An den folgenden Tagen kehrten zwar die Sperlinge noch mehrmals zum Neſte zurück und erneuerten den Streit, doch zeigten ſie weder ſo viel Zähigkeit, noch ſo viel Corpsgeiſt wie die Schwalben, denn ich habe nicht bemerkt, daß ſie mit fremder Hilfe wiedergekehrt wären. Auch ließen ihre feindlichen Beſuche bald nach,

und die Schwalben brüteten dann in Frieden und zogen ihre Jungen im Neste groß."

Sind die Schwalben genöthigt, ein neues Nest anzulegen, so sieht man sie an freundlichen Morgen mit der Herbeischaffung des Materials beschäftigt, das sie an feuchten Stellen aufnehmen. Mit den hier zusammen geballten und mit ihrem Speichel überzogenen erbsengroßen Klümpchen fliegen sie dann empor nach der ausgewählten Niststätte, klammern sich mit den Füßchen an die Mauer, gebrauchen den Schwanz als Stützpunkt und kleben mit zitternder Bewegung des Kopfes ihren Mörtel fest. So reiht sich Klümpchen an Klümpchen, bis endlich nach mühevoller Arbeit das halbkugelförmige Nest in 10 bis 14 Tagen vollendet ist. Dann werden durch das enge Flugloch weiche Stoffe in's Innere geschafft, daraus ein Polster zur Unterlage für das Gelege bereitet, und bald sehen wir das Weibchen brütend auf ihren 4 bis 6 weißen Eierchen sitzen.

Allein es ist durchaus nicht genug, daß sich unsere Hausschwalbe überhaupt eine so hübsche Wohnung bereitet, sondern sie hat bei der Ortswahl vornehmlich darauf zu achten, sich und ihre Jungen vor den Nachstellungen ihrer Feinde zu schützen. Wie sie draußen im Freien den Verfolgungen verschiedener Falkenarten sich ausgesetzt sieht, so sind es daheim die Katzen, die Marder und Wiesel, die Ratten und Mäuse, welche ihr oder ihren noch ungeschickten Kleinen nachstellen. Auch die vorherrschende Windrichtung hat sie bei Anlegung eines Neubaues zu berücksichtigen, um ihre Brut vor der Unbill der Witterung möglichst sicher zu betten.

Digitized by Google

Jedermann kennt unsern lieben Hausfreund, die Mehl- oder Hausschwalbe, an seinem oberseits blauschwarzen und unterseits weißen Gefieder, und weiß auch, daß derselbe am liebsten an der Außenseite der menschlichen Wohnungen sich ansiedelt. Allein so wie viele andere Vögel bei ihrem Nestbau auf die sie umgebenden Verhältnisse Rücksicht nehmen, so zeigt auch unsere Hausschwalbe, daß sie recht wohl im Stande ist, auch im Innern der Gebäude sich heimisch nieder zu lassen. Wir haben zu wiederholten Malen beobachtet, daß dieser Vogel sein Nest an der Decke eines Hausflurs angebracht hatte, da er draußen fortwährend von Sperlingen beunruhigt wurde; ein offenstehendes Fensterchen und eine zerbrochene Fensterscheibe bot ihm Gelegenheit zum Ein- und Ausfliegen. Später fand ich einmal in einer Wagenremise zwei Nester dieses Vogels in geringer Entfernung von einander. Auch Doktor Landois hat nach einer Mittheilung des „Zoologischen Gartens" vom Jahre 1882 bei dem Amtmann Brüning in Eminger auf der Tenne des nach westphälischer Bauart aufgeführten Wirthschaftsgebäudes eine enorme Menge Schwalbennester gefunden, unter denen sich mindestens zwanzig befanden, in welchen Hausschwalben nisteten, die nach Aussage des Besitzers noch wenige Jahre vorher außerhalb an dem Steingiebel des Hauses sich angesiedelt hatten.

Die Schwalben sind ungemein kluge und vorsichtige Thiere, und wenn es auch hier oder da einmal einen kleinen Strauß auszufechten gibt, so sind sie im Allgemeinen doch höchst friedliebend. Ihre Liebe zu den einzelnen Familiengliedern ist geradezu musterhaft. Toussenel hat beobachtet,

Digitized by Google

wie im Spätſommer die Schwälbchen einer früheren Brut, nachdem ſie kaum dem Neſte entwachſen waren, bereits den Eltern hilfreiche Hand bei der Erziehung und Fütterung der kleinen Geſchwiſter boten, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß von dieſen jeder Einzelne gewiſſermaßen mit zwei Ammen verſehen war. Allein ſo feſt auch im Allgemeinen die ganze kleine Geſellſchaft zuſammenhält und ſich gegenſeitig beiſteht, ſo gibt es doch auch hier, wie in jeder größeren Gemeinſchaft, einzelne Individuen, welche die Gutmüthigkeit und das gegenſeitige Vertrauen der Anderen in ihrem eigenen Intereſſe auszubeuten ſuchen. Ein Naturfreund in Paris hatte nach Bingley's Mittheilungen einſt Gelegenheit, in dem Charakter der Schwalbe einen Zug zu entdecken, der wohl von ungemeiner Schlauheit Zeugniß gibt, im Allgemeinen aber ihr ganz fremd iſt. Unter dem Portal des Collegiums der vier Nationen wurden zu gleicher Zeit zwei Schwalbenneſter in geringer Entfernung von einander gebaut. Eine von den Schwalben des einen Neſtes flog immer in einem Kreiſe herum, bis ſie ſah, daß beide Baumeiſter des anderen Neſtes davon flogen. Dann eilte ſie ſchnell hinzu und holte von der friſch zubereiteten Erde, die jene ſoeben aufgetragen hatten, und verbaute ſie an ihrem Gemäuer. Dieſer Spitzbüberei ſah der Beobachter über eine halbe Stunde zu.

Glücklicher Weiſe ſind ſolche Fälle unter den Schwalben äußerſt ſelten; oft aber können wir bemerken, wie beim Aufbau einer neuen Wohnung die Nachbarn und Freunde herbei kommen und Jeder ein Schnäbelchen Baumaterial auflegt. Als ich noch ein Schulknabe war, fiel einſt ein

Digitized by Google

Schwalbennest mit fünf ziemlich flüggen Jungen vom Hause herunter auf den Weg. Die Alten flogen ängstlich klagend hin und her und es war eine Lust, die Freude zu sehen, die sie gegenseitig äußerten, als wir das Nest mit den Jungen in ein Körbchen thaten und in der Nähe der früheren Stelle wohl befestigten. Auch andere Schwalben aus der Nachbarschaft kamen herbeigeflogen, an dem Glück mit Theil zu nehmen. Am anderen Morgen aber waren sechzehn bis zwanzig dieser Thierchen beschäftigt, gerade an der alten Stelle einen Neubau in Angriff zu nehmen, und obgleich sie jeden Vormittag dieser Arbeit nur kurze Zeit widmeten, so war das hübsche Nest doch schon in acht oder zehn Tagen soweit fertig gestellt, daß es ausgepolstert und zu einem neuen Gelege wieder bezogen werden konnte.

So viele gute Eigenschaften die Hausschwalbe auch vor vielen anderen Vögeln auszeichnen, so wird sie doch in mancher Hinsicht von ihrer nächsten Verwandten, der Rauchschwalbe, mit der sie ja ziemlich denselben Aufenthaltsort theilt, bei Weitem übertroffen. Letztere erkennt man auf den ersten Blick an ihrem schlanken, langgestreckten Körper mit dem kurzen Halse und dem breiten, flachen Kopfe, an den langen Flügeln und dem tiefgegabelten Schwanze, an der hochkastanienbraunen Stirn und Kehle, sowie an dem lichtrostgelben Unterkörper. Die Rauchschwalbe ist ein Thier höchst edler Art und ihre leiblichen und geistigen Begabungen stellen sie hoch in Jedermanns Augen. Sie ist nach Naumann's Schilderung ein ungemein flinker, kühner und netter Vogel, der stets schmuck aussieht und dessen heitere Stimmung nur durch schlechtes

Wetter und dadurch eingetretenen Nahrungsmangel unterbrochen werden kann. Obgleich von einem zärtlichen und weichlichen Naturell, zeigt ſie doch in mancher ihrer Handlungen viel Kraftfülle. Ihr Flug und ihr Betragen während deſſelben, die Neckereien mit Ihresgleichen, der Nachdruck, mit welchem ſie Raubvögel und anderes feindliches Gethier verfolgt, beweiſen dies. Sie fliegt am ſchnellſten, abwechſelndſten und gewandteſten unter unſeren Schwalben; ſie ſchwimmt und ſchwebt, immer raſch dabei fortſchießend, oder ſie fliegt flatternd, ſchwenkt ſich blitzſchnell ſeit-, auf- oder abwärts, ſenkt ſich in einem kurzen Bogen faſt bis zur Erde oder bis auf den Waſſerſpiegel herab oder ſchwingt ſich ebenſo bis zu einer bedeutenden Höhe hinauf, und alles dies mit einer Fertigkeit, welche in Erſtaunen ſetzt; ja, ſie kann ſich ſogar im Fluge überſchlagen. Mit großer Geſchicklichkeit fliegt ſie durch enge Oeffnungen, ohne anzuſtoßen, und verſteht die Kunſt, ſich fliegend zu baden, wobei ſie dicht über dem Waſſerſpiegel dahin ſchießt, ſich ſchnell eintaucht, ſo einen Augenblick im Waſſer verweilt und dann ſich ſchüttelnd weiter fliegt.

„Kaum kündet ein grauer Streifen im Oſten den kommenden Tag an, ſo hört man ſchon die erſten Vorſpiele des Geſanges der von der Nachtruhe eben erwachten Rauchſchwalben-Männchen. Alles Geflügel des Hofes iſt noch ſchlaftrunken, keines läßt einen Laut hören, überall herrſcht noch tiefe Stille, und die Gegenſtände ſind noch mit nebligem Grau umſchleiert: da ſtimmt hier und da ein Schwalbenmännchen ſein „Wirb, werb“ an, jetzt noch ſtammelnd, durch Pauſen unterbrochen, bis erſt nach und nach

ein zuſammenhängendes Liedchen entſteht, welches der auf derſelben Stelle ſitzen bleibende Sänger mehrmals wiederholt, bis er endlich ſich aufſchwingt und nun fröhlich ſingend das Gehöft durchfliegt. Wer ſich öfters an einem ſchönen Sommermorgen im ländlichen Gehöft erfreute, wird beiſtimmen müſſen, daß dieſe Schwalben mit ihrem, obſchon ſchlichten, doch fröhlichen, aufmunternden Geſange viel zu den Annehmlichkeiten eines ſolchen beiträgt."

Während die Hausſchwalbe in der Regel an der Außenſeite der Gebäude niſtet und ihrem Neſte faſt die Geſtalt einer Halbkugel gibt, finden wir die Rauchſchwalbe nur im Innern der menſchlichen Wohnungen, meiſt in warmen Ställen angeſiedelt, wo ſie ihr ſchüſſelförmiges Neſt am liebſten an einem alten Tragbalken befeſtigt. Die ſonſtige Lebensweiſe beider Schwalbenarten iſt ſo ziemlich gleich; beide nähren ſich von kleinen Inſekten, wie Mücken und Fliegen, von Käfern und Schmetterlingen, die ſie im Fluge erjagen, da beide unfähig ſcheinen, ſitzend Beute aufzunehmen. Schöne heitere Witterung deckt ihren Tiſch reichlich und erhöht ihren Muth; anhaltendes Regenwetter jedoch, welches die Inſekten in ſichere Schlupfwinkel bannt, bereitet ihnen oft große Noth und macht ſie ſtill und traurig. So wie aber die Rauchſchwalbe vor jener durch eine größere Gewandtheit ſchon ſich auszeichnet, ſo beſitzt ſie auch mehr Klugheit und Liſt, mehr Muth und Entſchloſſenheit und eine größere Anhänglichkeit an den Menſchen.

In dem Wohnzimmer eines Wirthes in Graz hatte ſich im Jahre 1862 über dem Bette des Wirths in einem

Winkel ein Schwalbenpaar angebaut. In ſeltener Zutraulichkeit blieben die Vögel über Nacht im Zimmer bei geſchloſſenen Fenſtern und warteten Morgens geduldig auf dem Fenſterbrett ſitzend und zwitſchernd, bis ihnen daſſelbe geöffnet wurde, während ſie ſich Abends regelmäßig rechtzeitig einfanden, um nicht ausgeſperrt zu werden. Das Merkwürdigſte jedoch dabei war, daß der Wirth im vorhergehenden Jahre in einer anderen Straße wohnte, wo ſich ebenfalls ein Schwalbenpaar ein Neſt über ſeinem Bette gebaut hatte. Als die Jungen flügge waren, zogen die Alten fort, der Wirth aber auch, und es iſt nicht zu zweifeln, daß die Schwalben ihren Freund wieder aufgefunden haben, um unter ſeinem Schutze zu wohnen.

Den übrigen kleinen Vögeln iſt die Rauchſchwalbe eine vortreffliche Schildwache, indem ſie ihnen die Annäherung von Raubvögeln anzeigt, denn ſowie ein Habicht, ein Falke oder ſonſt einer von dieſem Gelichter ſichtbar wird, erhebt ſie ein durchdringendes Geſchrei, womit ſie ihre Genoſſen auf die nahende Gefahr aufmerkſam macht. Bisweilen ſtürzt ſie ſich auch mit einigen beherzten Kameraden dem mächtigen Feinde entgegen und neckt ſich ſo lange mit ihm herum, bis ſie ihn vertrieben hat. Denſelben Muth beweist ſie auch der Katze gegenüber. Sie kennt dieſelbe genau und weiß ſicher, was ſie von ihr zu fürchten hat, ſo bald ſie derſelben in die Klauen gefallen iſt. Setzt ſich aber eine Katze unter ein Schwalbenneſt oder an den Eingang einer Stallthüre, durch welche die Schwalben ein- und ausfliegen, ſo iſt es ein beluſtigendes Schauſpiel, wenn man beobachtet, wie der ſchwache Vogel es wagt, dicht über

dem Kopfe und vor den Augen des listigen Raubthieres hin und her zu fliegen und dasselbe durch sein lautes Geschrei zu necken. Obgleich die Katze wohl Lust hätte, die leckere Beute zu erhaschen, wagt sie doch selten einen Sprung, sondern entfernt sich schon nach kurzer Zeit vom Schauplatze und gewiß nicht ohne inneren Groll über die Frechheit dieses Vogels.

Daß die Schwalben mit den Spatzen, die sich vor ihrer Rückkehr ihr Nest angeeignet haben, möglichst kurzen Prozeß machen, ist ja schon bekannt; weniger bekannt dürfte es sein, daß auch unter diesen kleinen Thieren gewisse Sympathien und Antipathien herrschen. „Ein Rauchschwalbenpaar," erzählt Doktor Böhme im „Hausfreund" vom Jahr 1874, „fand bei seiner Rückkehr sein altes Nest in einem Stalle von Rothschwänzchen besetzt. Es baute nun, ohne die Besitzer anzugreifen, dicht daneben ein neues Nest. Nachher brüteten beide Weibchen noch eine Zeit lang friedlich neben einander. Auch bei der Fütterung der Jungen fiel nie eine Störung vor. Als die Rothschwänzchen dann ihre Brut groß gezogen hatten, bauten sie in einem Schuppen ein eigenes Nest und siehe da, die Schwalben folgten später nach, besserten ein altes Nest aus, und beide Pärchen hielten auch hier gute Nachbarschaft."

Ueber die Gattenliebe der Schwalben und über die zärtliche Sorgfalt derselben für ihre Jungen liegen zahlreiche Beobachtungen vor; weniger hat man noch das Verhalten der Stiefeltern den Kleinen gegenüber zu beobachten Gelegenheit gehabt. Um so dankenswerther ist die Erzählung, welche Professor Kalm in seiner ‚Reise in Amerika'

mittheilt: „Ein Paar Rauchſchwalben bauten in einem Stalle ihr Neſt, in welches das Weibchen ſodann ſeine Eier legte und dieſelben bebrütete. Einige Tage darauf bemerkte das Hausgeſinde, daß zwar das Weibchen noch auf den Eiern ſaß, das Männchen jedoch bisweilen ängſtlich um das Neſt herumflog, ſich dann auf einen Nagel ſetzte und einen Laut von ſich gab, der Beſorgniß verrieth. Bei der Unterſuchung des Neſtes fand man, daß das Weibchen auf den Eiern todt war. Nach Beſeitigung deſſelben flog das Männchen zum Neſte und ſetzte ſich eine Weile auf die Eier. Nachdem es daſelbſt einige Stunden gebrütet hatte, flog es weg und kam erſt den Nachmittag mit einem neuen Weibchen zurück, das ſich nicht nur auf die Eier ſetzte und ſie ausbrütete, ſondern die Jungen auch ſo lange mit ernähren half, bis ſie groß genug waren, um ſich ſelbſt verſorgen zu können.“

Daß die im Frühjahr heimkehrenden Schwalben auch wirklich dieſelben ſind, die uns im Herbſte verließen, iſt durch zahlreiche Verſuche feſtgeſtellt worden, indem man dieſen ſo nützlichen, klugen und gutmüthigen Thierchen, die uns jeden Sommer von Milliarden läſtiger Inſekten befreien, vor ihrer Abreiſe leichte Bändchen mit eingeſtickten Namen um den Hals band oder einen goldenen Faden um ein Bein legte, welche Zeichen bei den Zurückgekehrten wieder vorgefunden wurden. — Im Herbſte, wenn die ſtets weniger zahlreiche zweite Brut flügge geworden iſt, ſammeln ſich die Schwalben in beträchtlichen Schaaren im Rohr der Gewäſſer, auf Dächern und Thürmen und ziehen plötzlich des Nachts von uns weg. Und ſieht man dann

auch noch einige Nachzügler hin und her jagen, so verräth doch ihre Unruhe den unwiderstehlichen Trieb, den vorausgeeilten Brüdern und Schwestern baldmöglichst nachzusegeln.

Mannigfaltiges.

Eine Audienz bei Papst Leo XIII. — Gelegentlich einer Reise nach Italien, die ich anzutreten im Begriff war, wollte ich nicht versäumen, den Versuch zu machen, eine Audienz beim Papst Leo XIII. zu erlangen. Um bei Seiner Heiligkeit Zutritt zu erhalten, ist mindestens die schriftliche Empfehlung eines Bischofs oder des Gesandten desjenigen Staates, dem man angehört, erforderlich. Diese Empfehlung zur Audienz erlangte ich auf die Weise, daß ich dem mir bekannten sehr freundlichen Bischof A. zu L. einen Besuch machte und ihn um Aushändigung eines Rekommandationsbriefes bat, welcher Bitte derselbe gerne willfahrte; außerdem erhielt ich noch ein Schreiben an Monsignore de W. zu Rom, welcher speziell gebeten wurde, mir zur Erreichung meiner Absicht behilflich zu sein. Sobald ich in Rom eingetroffen war, ging ich zu Monsignore de W. Dieser empfing mich zwar sehr freundlich, erklärte mir aber, ich käme zu spät, der Papst habe seit vielen Wochen keine Audienz mehr ertheilt, werde jedoch morgen wieder einmal mehrere Herren und Damen empfangen. Die Personenliste sei jedoch schon abgeschlossen. „Doch ich werde noch einen Versuch machen," fuhr der liebenswürdige Herr fort, „ich will mit Monsignore R. reden. Morgen früh werde ich Ihnen dann Bescheid sagen, ob Sie noch nachträglich auf die Liste gebracht werden können."

Digitized by Google

Am anderen Vormittag erklärte mir Herr de W., Monsignore R. habe mich noch nachtragen lassen, und ich möge mich nunmehr schleunigst in einen empfangsfähigen äußeren Zustand versetzen, was denn auch in der Weise erfolgte, daß ich mich in schwarze Kleidung warf; dann legte ich noch eine weiße Halsbinde an, meine Handschuhe aber fein säuberlich bei Seite, denn solche dürfen nicht angezogen werden, und begab mich zurück zu Monsignore de W., welcher mich bereits erwartete und um elf Uhr mit mir zum Vatikan ging.

An dem italienischen Polizeiposten vorbei, der dicht an der Grenze der großen Säulenhalle, mithin auch an derjenigen des Königreichs Italien steht, traten wir in die Halle und demnächst in den großen Eingangsflur, wo die deutsch redende Schweizerwache in der noch von Michel Angelo entworfenen farbigen Landsknechtuniform auf und ab schreitet. Wir befanden uns also jetzt auf dem Territorium des Papstes.

Nachdem wir die breite Freitreppe bis zum zweiten Stockwerk erstiegen hatten, gingen wir über einen großen inneren Hof, wo an den Ein- und Ausgängen päpstliche Gendarmen, welche fast ganz die Uniform der französischen Gendarmen tragen, die Wache halten. Eine dritte Marmortreppe führte uns an den Eingang des herrlichen Versammlungssaales, an dessen doppelflügeliger Thüre Garde-Hellebardiere Posten stehen. Als Passirschein zeigte Herr de W. mein Empfehlungsschreiben vor und so gelangten wir dann in den Saal, wo bereits mehrere Herren und Damen anwesend waren. Für Letztere ist als Anzug schwarzseidenes Kleid und schwarzer, nach hinten herabfallender Schleier nach römischer Art vorgeschrieben; Alle aber sind ohne Handschuhe. Rothgekleidete Kammerdiener gingen von Einem zum Anderen und sahen die Erlaubnißscheine oder Briefe durch. Nachdem der Zeitpunkt zum Eintritt in den anstoßenden Audienzsaal gekommen war, wurde die in der einen Ecke befindliche Flügelthüre geöffnet,

worauf wir uns in denſelben begaben; hier luden Kammerherren zum Niederſitzen ein.

Der Audienzſaal iſt ein langer Prachtraum, ungefähr 10 Meter breit und 20 Meter lang, mit wundervollen Malereien und reichen Vergoldungen. Auf dem Boden liegt ein grüner Teppich, während die Gardinen und Draperien von rother Farbe ſind. An den beiden Langſeiten ſtehen zwei Reihen Bänke, letztere mit grünem Wollſtoff gepolſtert. So warteten wir eine gute halbe Stunde, während welcher Zeit große Stille herrſchte. Endlich erſchien ein Herr in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde, welcher am Bande um den Hals einen Orden trug, durchſchritt bedächtig den Saal und muſterte die Anweſenden, wonach er ſich wieder entfernte. Ungefähr fünf Minuten ſpäter wurde die Thüre, durch die wir eingetreten waren, geöffnet und es erſchienen: drei Nobelgardiſten, der Kommandant der vatikaniſchen Palaſttruppen, der Papſt in weißer Soutane und weißer Calotte, drei Kardinäle, zwei Herren vom päpſtlichen Hofe in ſchwarzem Civilfrack, worunter Derjenige, welcher kurz vor dem Eintreten des Papſtes den Saal durchſchritten und die Anweſenden in Augenſchein genommen hatte. Der Ceremonienmeiſter gab ein Zeichen mit der Hand und Alle knieten nieder. Der Papſt ging ſofort auf den Nächſten zu, reichte ihm die rechte Hand, deren Zeigefinger den großen goldenen Fiſcherring trägt, und fragte nach ſeinen Wünſchen. So begab er ſich weiter zum Zweiten, Dritten und endlich auch zu mir. Leo XIII. reichte mir gleichfalls, nach Art der ſouveränen weltlichen Fürſten, die Hand, welche ich ergriff und, dem Ceremoniell entſprechend, mit dem Fiſcherring an meine Lippen brachte. Auf die Frage Seiner Heiligkeit, woher ich komme, erwiederte ich: „Aus Belgien, Eure Heiligkeit!“

„Und welches iſt der Zweck Ihrer Reiſe?“

„Studien, aber auch der Wunſch, Eurer Heiligkeit Segen

meiner Frau daheim zu überbringen, welche mir dies besonders an's Herz gelegt hat."

Der Papst legte leicht seine Rechte auf meine Schulter, sagte hiebei: „Ich gebe Ihnen meinen Segen für Ihre Frau," und schritt dann weiter. Sobald er sich zu den gegenüber befindlichen Herren und Damen wendete, richtete der schwarzbefrackte Ceremonienmeister an uns die Worte: „Bitte sich zu erheben."

Nachdem Leo von Einem zum Anderen gegangen war, wobei einer der ihm folgenden Kardinäle die Empfehlungsschreiben der einzelnen Audienzler einsammelte, durchschritt er mit seinem Gefolge die Mitte des Saales der Länge nach und begab sich zu dem am östlichen Ende aufgestellten Thronsessel, auf welchen er sich aber nicht niederließ, sondern auf dessen Podium er, mit dem Antlitz zur Versammlung gewendet, stehen blieb und mit erhobenen Händen in lateinischer Sprache den Segen ertheilte. Hierauf wendete er sich der in der oberen Saalecke befindlichen Flügelthüre zu, durch welche er mit sämmtlichen Würdenträgern unseren Blicken entschwand. Der Ceremonienmeister, der zurückgeblieben, trat vor den Thronsessel und sagte in italienischer Sprache: „Die Audienz ist beendet, die Versammelten können sich zurückziehen." —

Der Papst ist eine schlanke, hagere, leicht gebeugte Gestalt. Das scharf geschnittene Profil zeigt eine vorspringende Nase, die Gesichtsfarbe ist fahl und das Auge, aus dem große Klugheit und Entschlossenheit blitzt, dunkel. Der Gesammteindruck der Züge ist ein vornehmer und achtunggebietender, und es war mir, als könne Leo sehr liebenswürdig und milde, aber, wenn es gilt, auch strenge durchgreifend sein. Beim Sprechen mit mir bediente er sich der französischen Sprache, des einzigen fremden Idioms, welches er, dafür aber auch meisterhaft, beherrscht.

Am Tage nach vorgeschilderter Audienz war es mir noch vergönnt, in den Gärten des Vatikans zu lustwandeln und die in

denſelben befindlichen Villen, Pavillons, Springbrunnen, Waſſerfälle und Kunſtpflanzungen zu bewundern. Dieſe Gärten werden für gewöhnlich immer geſchloſſen gehalten, und es bedarf einer beſonderen Befürwortung, um den Zutritt zu erreichen. Als wir ſo dahinſchritten, kam die Rede auch auf die geſtrige Audienz, und mit Bezug darauf erzählte einer der Herren folgende Anekdote von Pius IX. Einige Jahre vor ſeinem Tode ertheilte Pius IX. einmal mehreren Perſonen, worunter ein hoch aufgeſchoſſener junger Engländer, die nachgeſuchte Audienz. Als der Zeitpunkt gekommen war, wo der Papſt den Anweſenden ſeinen Segen ertheilt, welcher dem Ceremoniell entſprechend kniend entgegen zu nehmen iſt, blieb der Engländer aufrecht ſtehen. Pius bemerkte dies, ging nach erfolgtem Segensſpruch auf den Daſtehenden zu und ſagte zu ihm: „Mein Freund, warum erbitten Sie Audienz und beachten dennoch nicht die hier herrſchenden Gebräuche?“

Unverſchämt, wie viele Engländer auf dem Kontinent, erwiederte unſer Held: „Ich bin Engländer und nicht Katholik.“

„Nun, mein Sohn,“ erwiederte darauf der Papſt dem Burſchen milde, „der Segen eines Greiſes hat einem jungen Manne noch nie geſchadet.“ S.-H.

Ein braver Mann. — John Cochrane, ein Schotte, war Steuermann des „Clydesdale“, eines ſchönen Dampfers, der zwiſchen Clyde und dem weſtlichen Irland kurſirte. Eines Abends, im Jahre 1827, nachdem das Schiff mit etwa achtzig Paſſagieren in See gegangen war, bemerkte Cochrane in den Schiffsräumen einen brandartigen Geruch. Aengſtlich ſuchte der wackere Steuermann die Urſache dieſer Wahrnehmung zu erforſchen, fand aber keine Merkmale eines Brandes. Trotzdem fuhr er in Gemeinſchaft mit dem Kapitän Turner fort, das Fahrzeug auf das Eingehendſte zu durchſuchen. Endlich ſprang der Kapitän mit dem Rufe auf Deck: „Cochrane, die Flammen ſchlagen aus dem Schaufelkaſten heraus!“

Ruhig fragte John: „Soll ich das Schiff umlegen?"

„Ja, halte nach der nächsten Landecke!" befahl Turner.

Cochrane übersah sofort die Gefahr und die Schwere seiner Pflicht. Er wußte, daß er sein Leben einsetzte, wenn er auf seinem Posten blieb, aber er war entschlossen, sich für die ihm anvertrauten Passagiere zu opfern, die unbedingt verloren waren, wenn das Schiff nicht stetig den nun eingeschlagenen Kurs beibehielt. Er stand mit einer solchen Ruhe am Steuerrade, als ob er die drohende Gefahr gar nicht kenne. Inzwischen griffen die Flammen um sich mit unbezähmbarer Wuth, so daß an ein Löschen gar nicht zu denken war, und in unglaublicher Schnelle flog das Schiff, das damals für einen der besten Segler galt, dahin. Am Bugspriet, dem von den Flammen und Rauch noch verschonten Theile des Schiffes, hatten sich die verzweifelnden und wehklagenden Passagiere zusammengedrängt, während die Gluthen und der Rauch dem Hintertheile zutrieben, wo Cochrane unentwegt auf seinem Posten verharrte, ein Märtyrer seiner Pflicht. Der Schiffer und seine Leute suchten allerdings jenen furchtbaren Platz, auf welchem der Held stand, mit Wasser zu überschwemmen und zu kühlen, mit jedem Augenblicke jedoch wurde dies schwieriger und John's Lage hoffnungsloser. Schon hatte die verzehrende Guth das Deck unter ihm ergriffen; aber er verließ den nahezu glühenden Punkt trotz der unsäglichen Qualen, denen sein Körper, vornehmlich seine Füße, ausgesetzt waren, nicht. Bisweilen verjagte der Wind auf Augenblicke die Rauchmassen und gewährte den auf dem Vordertheile des brennenden Schiffes Zusammengedrängten vorübergehend den Anblick des braven Mannes, der sein Leben für seine Mitmenschen ohne Klage auf's Spiel setzte. In der Dunkelheit der Nacht hatten Küstenbewohner das brennende Schiff wahrgenommen. Sie eilten auf der Höhe entlang zu einer Felsenöffnung und gaben mittelst geschwungener Fackeln der bedrängten Mannschaft Zeichen, hierher das brennende Schiff

zu leiten. Cochrane verstand ihre Signale inmitten der unsäglichsten Schmerzen, denn seine Füße brieten förmlich auf dem glühenden Deck. Standhaft blieb er indeß am Steuerrade, und es gelang ihm auch, in die Bucht einzulaufen und das brennende Schiff bei einer Felsenspalte anzulegen, so daß sämmtliche Passagiere und Mannschaften unversehrt das Ufer erreichten. Auch Cochrane gelang es, noch lebend, obwohl mit gräßlichen Wunden bedeckt, das Land zu erreichen. Lange und schwere körperliche Leiden waren die Folgen seiner Heldenthat für ihn, und es bedurfte der sorgsamsten Pflege und der geschicktesten ärztlichen Behandlung, ihn überhaupt am Leben zu erhalten. Seine Füße waren entsetzlich verbrannt; die Pelzmütze, der dicke Wachtrock zerbröckelten infolge der großen Hitze, der sie ausgesetzt gewesen waren, zu Pulver und Staub. Seine hohe und kräftige Gestalt war wie ausgedörrt, sein Haar und Bart ergraut, und sein sonst so schönes Antlitz trug die Spuren jener Schreckensnacht in Furchen, wie sie zehn Jahre des Lebens kaum tiefer einzugraben vermögen.

Belohnung hat der muthige und edle Mann nicht erhalten, das Bewußtsein, so vielen Mitmenschen das Leben gerettet zu haben, war die einzige Entschädigung für seine Aufopferung. Er lebte noch mehrere Jahre, konnte aber seinem Berufe, was ihn am meisten schmerzte, nicht mehr nachgehen. E. K.

Wie sich die Wilden schmücken. — Die meisten uns bekannten wilden Stämme beschränken sich nicht auf ihre oft sehr einfache Kleidung, sondern sie alle bemühen sich nach Kräften, ihren Körper irgendwie zu verschönern und zu schmücken. Die Australier und Hottentotten färben sich mit Ocker, Kalkerde oder Kohle, die Monbuttu bereiten sich aus gepulvertem Rothholz eine sehr beliebte rothe Schminke. Bei vielen südamerikanischen Indianerstämmen ist die Sitte des Bemalens außerordentlich verbreitet und nie wird eine dortige Schönheit es unterlassen,

ihr Geſicht roth zu bemalen, ſobald ihr ein Beſuch bevorſteht. Mit ſchwarzem Gardeniaſaft verzieren die Monbuttufrauen ihren Körper und tragen eine Muſterkarte der verſchiedenſten Figuren: Blumen und Fliegen neben ſchachbrettartigen Karrirungen und buntſcheckigen Streifen zur Schau. Dieſe Verzierungen ſind oft mit großem Kunſtſinn, immer aber mit vieler Mühe erzeugt.

Bei vielen aſiatiſchen Völkern halten es die Frauen für unumgänglich nöthig, beim Ausgehen Schminke als eine Art Maske aufzulegen und es gilt für geboten, die Farben ſtark aufzutragen. Die Bewohner der Kurilen färben ihre Lippen ſchwarz, die Beduinenfrauen dagegen blau, um ſo die Weiße der Zähne mehr zur Geltung zu bringen. Während die indianiſchen Frauen ſich einen brennendrothen oder blauen Kreis um die Augen zeichnen und ſo deren ſchönes Ausſehen zu heben wähnen, ſchwärzen ſich die Mongolinnen die Wimpern und Augenlidränder, und die mauriſchen Frauen färben nicht nur die Augenbrauen, ſondern ſelbſt die innere Seite der Augenlider mit Antimon, ſo daß oberhalb und unterhalb des Auges zwei dünne ſchwarze Linien entſtehen, die das Weiße des Auges um ſo glänzender hervortreten laſſen.

Manche Afrikanerinnen und auch gewiſſe Inſulanerinnen im ſtillen Meere finden einen großen rothen Klecks auf der Naſenſpitze ſchön. Auch das Tättowiren, das ſich vom Bemalen inſofern unterſcheidet, als die Farben nicht nur aufgetragen, ſondern in die Haut eingeſtochen und ſo unverwiſchbar gemacht werden, iſt bei den verſchiedenſten wilden Völkern aller Erdtheile im Schwange und zwar ſind die Frauen meiſt mehr tättowirt als die Männer. Merkwürdig iſt es immerhin, daß das ſogenannte ſchwächere Geſchlecht ſich den ſchmerzhafteſten Operationen unterwirft, während das ſtärkere das oberflächliche Bemalen vorzieht. Die einzige Erklärung iſt, daß die Eitelkeit, die nicht nur in Europa, ſondern auch auf den anderen Erd-

theilen eine große Rolle ſpielt, die Schmerzen der fraglichen Verſchönerungsmethode überwinden läßt. Allerlei Gegenſtände werden in die verſchiedenſten Körpertheile eingeſchnitten und mit den verſchiedenſten Farben dargeſtellt. Man muß hier oft die Sorgfalt und Schönheit der Zeichnungen geradezu bewundern.

Eine höchſt ſonderbare Art der Verſchönerung iſt die Durchbohrung und Erweiterung der Ohrläppchen. Zwar durchbohrt man dieſelben auch bei uns, um der Ohrringe willen, was will das aber beſagen gegen die Gewohnheit wilder Stämme, die Ohrläppchen derart auszudehnen und derart zu behängen, daß ſie die Schultern berühren! Der berühmte Dichter und Erdumſegler A. v. Chamiſſo erzählt ſogar, daß die Bewohner der Marſchall-Inſeln das Ohrläppchen über den Kopf zu ziehen vermochten. Derartige Abnormitäten entſtehen ſchließlich im Laufe der Zeit. Und was man Alles als Zierrathen in die Ohröffnungen ſteckt! Da gibt es Holzpflöcke verſchiedenſter Größe, Kerzen, Metallſtücke und ſonſt dergleichen. Die Kaffern betrachten ihre Ohren als Taſchen, in denen ſie ihre Schnupftabaksdoſen und Pfeifen unterbringen können. Man erweitert bei dieſen und anderen Stämmen den Ohrſchlitz allmählig, bis man etliche Finger, bei einigen gar den ganzen Arm hindurchſtecken kann.

Aehnlich wie man die Ohren zu Zwecken der „Verſchönerung“ mißhandelt, verunſtaltet man auch Lippen und Naſe. Wer hätte nicht von der Afrikanerin gehört, daß ſie durch eine allmählige Erweiterung der Ober- oder Unterlippe, vielleicht auch aller beider, eine Oeffnung zu Stande bringt, in die ohne Mühe irgend ein Gegenſtand von der Größe eines Fünfmarkſtücks eingelegt werden kann. Auch die Naſe muß ſich gar viel gefallen laſſen. So lieben viele wilde Stämme eine ſchmale und lange Naſe und behandeln dieſelbe danach, andere drücken ſie platt, wie viele Südſee-Inſulaner, die eine vorſpringende Naſe als verunſtaltend anſehen und deshalb dem kleinen, wenige Tage oder

Wochen alten Kinde dieſelbe nach und nach abplatten. Mancherorts durchbohrt man die Naſe und ſteckt Stäbchen, Ringe und Zierrathen hinein. Und wie man ſonſt den Körper mit Schmuck belädt! Namentlich ſind Ringe an Hals, Fuß, Fingern und Zehen beliebt. Stanley erzählt von den Frauen des Königs von Tſchumbiri in Afrika, daß ſie alle meſſingene Halsbänder von fünf bis acht Centimeter Stärke trugen, die den Hals völlig bedeckten und ein Gewicht von ungefähr 30 Pfund hatten. Dabei freuten ſich die Frauen dieſer Laſt. War ſie doch ein Zeichen hohen Ranges und Reichthums!

Freilich erzeugen viele wilde Stämme auch manches Kleinod von edlem Metall und Geſtein in Form von Halsſchnüren, Ringen aller Art und Diademen, die ſelbſt dem Sachkenner Wohlgefallen erregen können. Manches hübſche egyptiſche Mädchen mit dem Kſors-Schmuck am keck aufgeſetzten Fez erſcheint ſelbſt dem verwöhnten Europäer ſchön, und manches Fellachen- und Maurenmädchen erhöht ſeinen perſönlichen Reiz durch derartiges Geſchmeide. Auch bei den Frauen und Mädchen der Kabylen fand ich gar Manche mit ſchönem und werthvollem Schmuck geziert. Hier muß auch der Glasperle gedacht werden, die, europäiſchen Urſprungs, die fernen Erdtheile überſchwemmt und bei den meiſten Naturvölkern zu Zierrathen verwendet wird. Es gibt deren in allen Größen und Formen, vom wallnußdicken Berred (Taubenei), wie die afrikaniſche Bezeichnung iſt, bis zur kleinſten Stickperle. Gerade bei den Glasperlen macht die Mode ihre Macht am willkürlichſten geltend. Ein einziger Stamm hängt oft ganze Menſchenalter hindurch an einer beſtimmten Glasperlenart und läßt ſich durch nichts davon abbringen. Die Bongofrauen dagegen ziehen Thierſchwänze als Zierrathen vor, ja, ſie fertigen ſich ſolche ſogar künſtlich aus Baſt und Baumwollfäden und befeſtigen ſie an der Gürtelſchnur, ſie ſo gleich einem Roßſchweif nachſchleppend.

Eine große Rolle ſpielt das Haupthaar. Die Wilden formen und

Digitized by Google

verſchönen es verſchiedenfach; Viele pudern es mit Ruß, beizen es mit Kalk, beſtreichen es mit Butter oder kleben es mit Gummiſaft zuſammen. Mancherorten wird es kurz abgeſchnitten, anderswo läßt man einen Schopf ſtehen, meiſt aber liebt man das volle Haar. Die Frauen Kaſchgars ſind ſtolz auf dicke Haarflechten, die Tibbufrauen auf deren große Zahl, und die Bewohner der Neu-Hebriden bringen es auf etliche hundert geflochtene Zöpfchen. Auch die Sitte, die Haare über die Stirn hängen zu laſſen, die in Europa jetzt ſo weit verbreitet iſt, findet ſich bei amerikaniſchen wie auſtraliſchen Wilden. In Sachen des Haarputzes ſind freilich die dunkelhäutigen Bewohner Afrika's Allen voran. Bei ihnen findet man die abenteuerlichſten Flechten, Raupen, Wülſte, Strähnen und andere Arten von Haarfriſuren. Die Monbuttu decken ihre chignonartigen Touren mit federgezierten Korbhüten, und was ſoll man erſt zu dem Strahlenkranz der Niam-niam ſagen, oder zum hohen Toupet gewiſſer Weſtafrikaner, oder zu den Korkzieherlocken und Staffelgeflechten anderer Negerſtämme?

Was den Bart angeht, ſo ſind auch darüber die Anſichten widerſprechend. Viele lieben ihn ſehr, Andere wieder nicht und während Jene ihn pflegen, tragen Dieſe für deſſen Entfernung Sorge. Bei den Ainos liebt man ſogar das ſchöne Geſchlecht in dieſem Schmuck zu ſehen und ſo ſorgt denn die heirathsluſtige Schöne recht zeitig für einen ſolchen, indem ſie ſich denſelben eintättowirt. Mit den Augenbrauen werden ebenfalls gar mancherlei Manipulationen vorgenommen. Viele entfernen dieſelben, Andere verſtärken ſie durch Farbe. Die Wagogofrauen verbinden die Augenbrauen durch einen Streifen weißer Kuhhaut. Und nun erſt die Zähne! Hier feilt man ſie ſpitz nach oben oder unten, dort reißt man ſie theilweiſe aus oder feilt ſie bis zum Zahnfleiſch ab, und auf Borneo gibt es ſogar Menſchen, die ihre Zähne durchbohren und in denſelben kleine Metallſtäbchen

Digitized by Google

mit kugeligen Enden anbringen. Von den vornehmen Igorroten erzählt man sich, daß sie ihre Zähne mit Goldblech bedecken. Die Fingernägel werden, zumal in Asien, gern lang getragen und drei bis vier Centimeter lange Nägel sind auch bei manchen Negerstämmen keine Seltenheit. Bei vielen wilden Völkern ist auch die abscheuliche Sitte der Schädeldeformation im Schwange. Dieselbe wird am noch weichen Kopfe des Kindes vorgenommen. Afrikanische Mädchen werden schon von frühester Jugend an einer systematischen Mästung unterworfen, und Mungo Park erzählt, daß bei den Mauren eine Frau nur dann für schön gehalten wird, wenn sie das Gewicht eines Kameels besitzt — Thatsachen, die unser ästhetisches Gefühl, unsere Ansichten über Körperschmückung und Körperschönheit allerdings nicht befriedigen können. Ewald Paul.

Die heutigen Pagen am preußischen Hof. — Ein eigentliches Pagen-Corps gibt es am preußischen Hofe schon seit einem Jahrhundert nicht mehr; die Pagen werden vielmehr zu den großen Hoffestlichkeiten aus den Reihen der Kadetten gewählt. Die Ernennung zum Pagen wird in jedem Sommer bewirkt; vorgeschlagen werden nur solche, welche bereits die Fähnrichsprüfung bestanden haben, also Selectaner sind, und nur bei besonders zahlreichem Bedarf, bei außerordentlichen Festlichkeiten werden auch Primaner mit verwendet, in beiden Fällen aber ausschließlich junge Leute aus adeligen Familien, da die Ehre, Pagendienste zu leisten, noch eine der Vergünstigungen des Adels ist. Es gibt Leib- und Hofpagen. Erstere sind zum persönlichen Dienst bestimmt, letztere werden zu Spalierbildungen und zum Vortritt benutzt, auch zum Dienst fürstlicher Gäste kommandirt. Die Leibpagen werden von den Familiengliedern des preußischen Königshauses selbst nach einer ihnen zu dem Zwecke vorgelegten Liste gewählt. Der Kaiser pflegt meist Söhne ihm persönlich bekannter, verdienter Offiziere oder hochstehender Staatsbeamten zu wählen,

Digitized by Google

während die Kaiserin Werth auf die vornehmsten aristokratischen Namen der zu wählenden Pagen legt. So bekleideten früher beispielsweise die Prinzen Arenberg und Löwenstein, Graf Leiningen und ähnliche Träger von Namen alter Geschlechter diese Ehrenstelle bei derselben. Die Kostüme sind sehr prachtvoll und bestehen aus einem rothen Musketierrock mit Silberlitzen, weißer Weste, Spitzenjabot, weißen Kniebeinkleidern, seidenen Strümpfen, Lackschuhen, Federhut und Degen. Sie werden für die Hofpagen von der kaiserlichen Kammer geliefert, für die Leibpagen dagegen auf Kosten der betreffenden Fürstlichkeiten hergestellt. Von den früheren tollen Pagenstreichen kann bei den heutigen Einrichtungen kaum noch die Rede sein; denn sobald die jungen Leute im Schlosse ihren Dienst beendet haben, kehren sie in ihre Kaserne nach Lichterfelde zurück. Die Dienste der Leibpagen sind vornehmlich Schleppentragen und Serviren, welche beide Dienstverrichtungen immerhin einige Gewandtheit erfordern, da die pelzbesetzten und goldgestickten Schleppen so schwer sind, daß sie die fürstlichen Damen sofort am Weiterschreiten hindern, sobald sie das Parquet berühren, auch das Balanciren der silbernen Schüsseln auf der Hand will erlernt sein. Die gute Ausführung dieser Verrichtungen pflegt am Schlusse des Diners denn meist auch Anerkennung zu finden durch Verabreichung ganzer Schüsseln von Zuckerwerk an die Pagen. Bei Entlassung aus dem Pagendienste im Frühjahr erhalten die betreffenden jungen Herren von den fürstlichen Personen, die sie zu bedienen hatten, kostbare Andenken. E. K.

Eine seltsame Petition. — Daß die Engländer bisweilen Bittschriften von riesenhafter Länge und mit unzähligen Unterschriften versehen in's Parlament fahren, ist von Alters her bekannt, nicht minder, daß in Deutschland, Frankreich und anderen Ländern, die sich parlamentarischer Einrichtungen erfreuen, oft die sonderbarsten Petitionen vorkommen. Eine eigene Art, zu petitio-

niren, wendeten hin und wieder auch die Türken an, indem sie in Konstantinopel bisweilen Hunderte von Häusern anzündeten, um ihren Unwillen über Regierungsmaßregeln und zugleich den Wunsch nach Verbesserungen auszudrücken. Das Originellste im Petitioniren hat jedoch einmal der Geistliche einer Landgemeinde im B.'schen geleistet. Der geistliche Herr befand sich im Allgemeinen ganz wohl auf seiner Pfarre, nur sein Wohnhaus war höchst baufällig und drohte einzustürzen. Zur Erlangung einer unabweislich nothwendigen Wohnung wendete sich der Pfarrer zunächst an seine Gemeinde. Diese versprach bereitwillig einen ansehnlichen Beitrag zu dem Neubau herzugeben, erklärte jedoch, daß sie, ihn ganz zu bestreiten, beim besten Willen außer Stande sei. Dem Prediger blieb daher nichts Anderes übrig, als an das Konsistorium zu schreiben und um Gewährung des Fehlenden aus Staatsmitteln zu bitten. Er wurde jedoch mit dem Bescheide: „Dazu fehlen die Mittel!" abgewiesen. Gleichwohl verlor er den Muth nicht, ließ vielmehr eine lebhafte und kräftige Darstellung seiner Gefahr nebst einem unterthänigen Gesuche an das Staatsministerium abgehen. Allein auch hier fand er kein Gehör. Jetzt gab es für ihn nur noch einen Ausweg, eine Immediat-Vorstellung an den Landesherrn. Da, als er eben mit Abfassung derselben beschäftigt war, verlautete mit Bestimmtheit, daß der Herzog in der nächsten Nacht durch das Dorf reisen würde. Die baufällige Pfarre lag dicht an der Heerstraße. Zufällig erhob sich gegen Abend ein heftiger Wind, und dieses Naturereigniß klug benutzend, gerieth der Pastor auf den seltsamen Einfall, seine Bitte nicht mit Worten, sondern durch eine symbolische Handlung, welche der Aufmerksamkeit des reisenden Landesherrn nicht entgehen konnte, auszudrücken. Er legte zu dem Ende um sein Haus ein dickes Seil, zog dasselbe quer über die Landstraße, so daß dadurch der Weg versperrt wurde, und band es jenseit derselben an einigen Bäumen fest. Als nun

der Wagen des Herzogs auf der Straße daher rollte, scheuten die Pferde vor dem Seil und blieben stehen. Der Herzog fragte betroffen: „Was gibt es denn?“ und die zahlreich versammelten Bauern entgegneten: „Euer Durchlaucht, der Herr Pfarrer hat sein Haus angebunden, damit es der Sturm nicht einreißt.“ Voll Erstaunen fragte der Herzog von Neuem: „Was soll das heißen? Ein Haus angebunden? Wo ist der Pfarrer? Man rufe ihn herbei!“ Der kluge Geistliche befand sich bereits in der Nähe. Sogleich kam er herbei, trat unter tiefen Verbeugungen an den Wagen, gab den nöthigen Aufschluß und bat allerunterthänigst und dringendst um Abstellung seines Nothstandes. Der Herzog fand nun zwar die gewählte Art der Bittstellung etwas sonderbar, ließ jedoch im nächsten Sommer dem Pfarrer ein ansehnliches und recht bequemes Wohnhaus aufführen. E. K.

Von den Spielhöllen in den Minendistrikten Nordamerika's, besonders Kaliforniens und Colorado's, entwirft ein neuerer Reisender eine höchst anschauliche Schilderung. „Dem Amerikaner gewöhnlichen Schlages gilt das Spiel als Zeichen der Prosperität einer Minenstadt. Treten wir in solch' ein Lokal, so erschallen uns die Töne einer Geige und eines Piano's in beharrlicher Disharmonie entgegen. Am Eingang befindet sich links ein kleiner Modewaaren- und Spezereiladen, rechts ein Cigarrenstand und Comptoir, und ein paar Schritte weiter ein etwas erhöhtes Podium, auf welchem der Geiger und die Pianistin sich gegen die Musik versündigen. Dann folgen an beiden Seiten die Spieltische, einer für die sehr wenig beliebte Roulette, ein Kartentisch, eine große Drehscheibe mit 32 Nummern, ein Pharaotisch und ganz im Hintergrunde ein Keno- oder Lottospiel, welches mit seinem umfangreichen Apparat am meisten Raum einnimmt. Obgleich beim Spielen fast gar nicht gesprochen wird, so verursacht doch das Ausrufen der Nummern zusammen mit der Musik und dem Aus- und Eingehen der Besucher einen betäubenden Lärm.

Digitized by Google

Eine ariſtokratiſche Ruhe herrſcht dagegen in dem nächſten, dem feinſten Spielhauſe des Städtchens, deſſen Anlage eine Viertelmillion Dollars gekoſtet haben ſoll. Das Spielzimmer, welches von der eleganten „Bar“ (Schenktiſch) durch einen Vorhang halb getrennt iſt, enthält ein „Engliſch Hazard“ (eine Art Würfelſpiel), eine Roulette und zwei Pharaotiſche. Man findet hier ein gewählteres Publikum, die eigentliche feine Welt aber ſpielt in den oberen Zimmern, zu denen nicht ein Jeder Zutritt hat. Die Summen, die in dieſen Spielhöllen allnächtlich umgeſetzt werden, ſind wahrhaft erſtaunlich, denn die Gold- und Silbergräber pflegen regelmäßig — mit wenigen Ausnahmen — ihre ganze Beute dort zu verſpielen.“ F. v. H.

Die Gefahren der Eheloſigkeit. — Der berühmte mittelalterliche Prediger „Bruder Berthold von Regensburg“ hat uns eine beträchtliche Anzahl von Predigten hinterlaſſen, die zu ſeiner Zeit ſehr wirkſam waren und viel Verbreitung fanden. In einem ſehr berühmten Sermon über die zehn Gebote ſpricht er ſich ſehr ausführlich über die Gefahren der Eheloſigkeit aus und fährt folgendermaßen fort: „Darum, Du junge Welt, geh' ſchleunig in ſtarker Buße in Dich und zur Ehe oder mit der Eheloſigkeit auf den Grund der Hölle!“ ‚Aber, Bruder Berthold,‘ ſagt da Einer, ‚ich bin noch ein junger Knabe, und die mich gern nähme, die will ich nicht, und die ich gern nähme, die will mich nicht‘. — „Nun ſo nimm aus aller Welt eine zur Ehe, mit der Du recht und geſetzlich lebeſt,“ antwortete darauf Bruder Berthold. „Willſt Du die eine nicht, ſo nimm die andere; willſt Du die kurze nicht, ſo nimm die lange; willſt Du die lange nicht, ſo nimm die kurze; willſt Du die weiße nicht, ſo nimm die ſchwarze; willſt Du die ſchlanke nicht, ſo nimm die dicke. Nimm Dir nur eine Ehefrau aus aller Welt.“ — ‚Bruder Berthold,‘ ſagt er weiter, ‚ich bin arm und habe nichts.‘ — „Es iſt weit beſſer, daß Du arm zum Himmelreich fahreſt, als reich zur Hölle. Du wirſt

noch schwerer reich in der Ehelosigkeit, als in der Ehe.“ — ‚Bruder Berthold, ich habe mein Brod noch nicht.‘ — „Ich höre wohl, Du willst die Ehe nicht. Nun, so fährst Du eben zur Hölle, wo Dir nimmer geholfen wird.“ Th. B.

Die Farbe der Augen. — Wenn beide Eltern dieselbe Farbe der Augen haben, so folgen ihnen darin nach neueren statistischen Aufstellungen 88 Prozent der Kinder. Besitzen die Augen der Eltern verschiedene Farbe, so folgen 60 Prozent der Kinder den Vätern und nur 40 Prozent den Müttern. R.

Ein Fürstenwort. — Ende April 1824 wurde der Grundstein zu einer Kaserne im Haag durch den Prinzen von Oranien gelegt. Als die Ortsbehörden bei dem Prinzen darauf antrugen, seinen ältesten Sohn diese Ceremonie verrichten zu lassen, erwiederte er: „Nein, wir wollen das Kind nicht durch zu frühe Ehrenbezeugungen verderben. Er wird einst hinlänglich erfahren, daß er Fürst ist, und es ist mir lieb, wenn er früher seine Pflichten kennen lernt, als seinen Glanz und seine Ehren.“ E. K.

Fataler Irrthum. — Ein hochgelahrter Wittenberger Magister liebte es, Bekannten und Freunden aus den Linien der Hand wahrzusagen. Eines Tages besuchte er einen Wittenberger Bürger, dessen Frau ihm mit dem jüngsten Kinde auf dem Arme entgegentrat. „Laß doch sehen, was aus Dir wird,“ sagte der Magister und ergriff das Händchen. „Ei, ei, was sehe ich.“

„Was?“ fragten Vater und Mutter neugierig.

„Dieses Knäblein wird einst ein großer Theologus werden.“

„Das kann nicht sein, ehrwürdiger Herr,“ bemerkten die Eltern.

„Doch, meine Freunde, ich sehe es klar. Dieser Knabe —“

„Ist gar kein Junge,“ fiel die Mutter dem Gelehrten in das Wort, „sondern ein Mägdlein.“ W. G.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN.
JUL 13 1912
Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9519

Filmed by Preservation 1992

Digitized by Google